



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



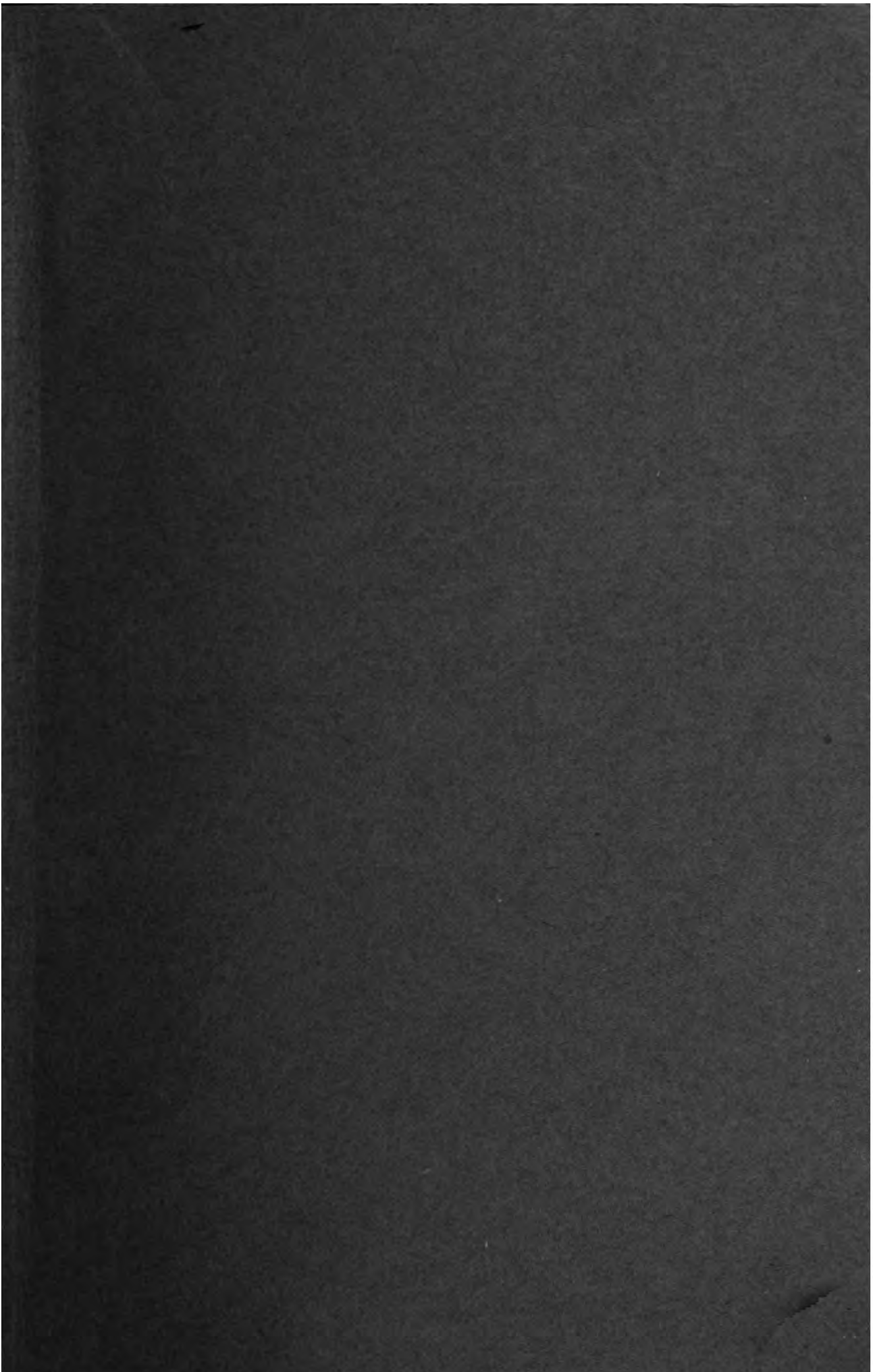




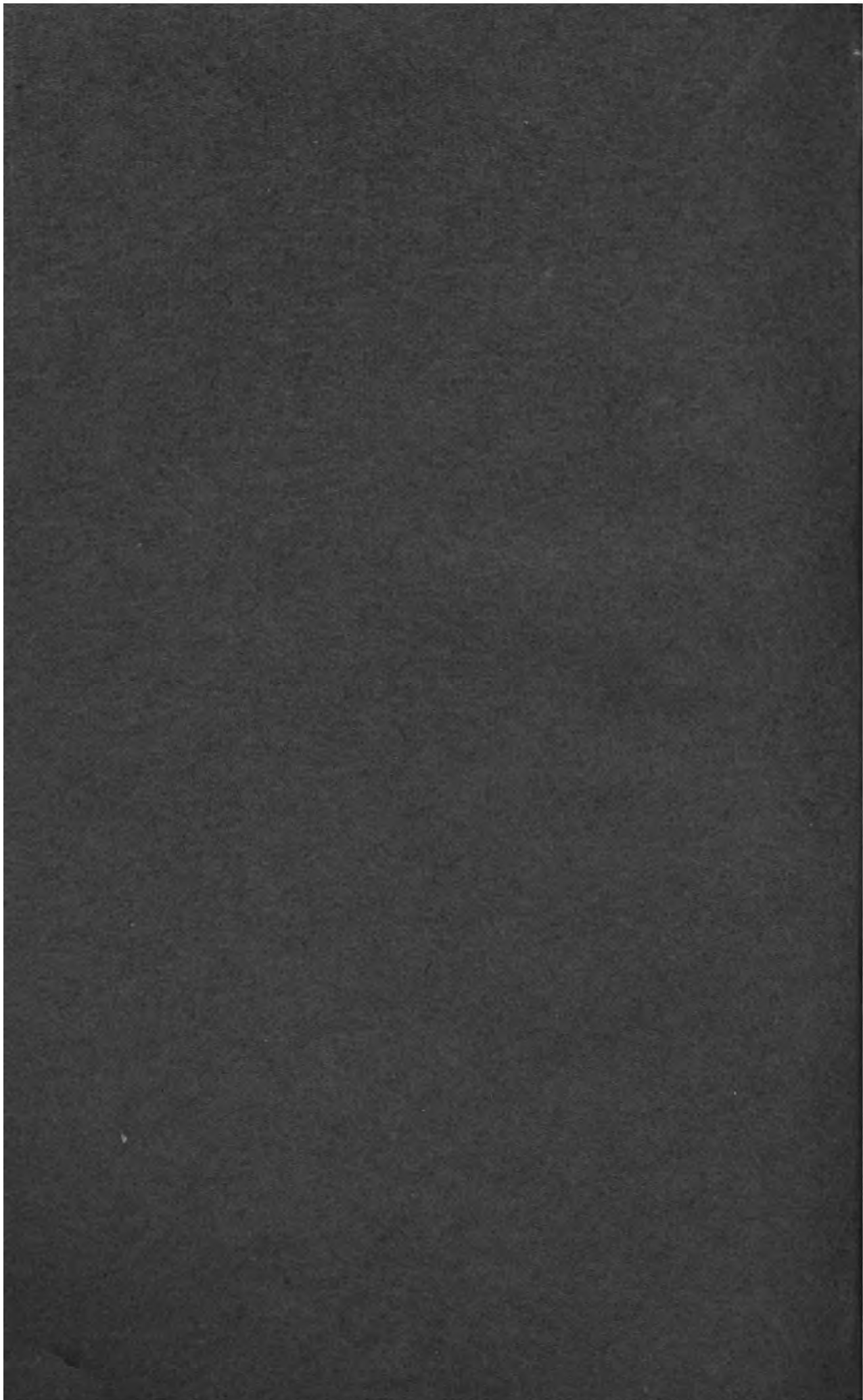
PRESENTED BY

Dr G. Weiler  
Bequest  
1996









**Tolstoj's Werke**  
**I. Serie, Band 7**

*Mar*

*4 - 1*



LEO N. TOLSTOJ  
Gesammelte Werke



I. Serie · Band 7

Von dem Verfasser  
genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld

Leo N. Tolstoj  
Novellen Band V

Der Tod des Iwan Iljitsch / Wan-  
delt, dieweil ihr das Licht habt /  
Der Herr und sein Knecht / Die  
Defabristen



2. Tausend

Verlegt  
bei Eugen Diederichs in Jena 1911







Der Tod  
des Iwan Iljitsch





Am 20. September 1860 hatte Leo Tolstoj seinen älteren Bruder Nikolaus in Synères sterben sehen. „Er ist tatsächlich — schreibt er am 17. Oktober 1860 an den Lyriker Tjet in einem Briefe, der sein menschliches und dichterisches Wesen schön kennzeichnet — in meinen Armen gestorben. Nichts im Leben — fährt er fort — hat auf mich einen solchen Eindruck gemacht. Er hatte recht, wenn er mir sagte, es gäbe nichts Schlimmeres, als den Tod; und wenn man recht bedenkt, daß er doch das Ende aller Dinge ist, so gibt es auch wiederum nichts Schlimmeres, als das Leben.“ So entringt sich, geboren aus dem tiefen Schmerz um den Verlust eines vortrefflichen Bruders und ausgezeichneten Menschen, der Brust des Zweiunddreißigjährigen dieselbe hoffnungslose Anschauung, die ein Vierteljahrhundert später den gereiften Denker beinahe zum Selbstmord geführt hätte.

Das Problem des Todes hat Tolstoj unablässig beschäftigt, und immer von neuem versuchte er, es künstlerisch zu gestalten. In seinem Erstlingswerke „Kindheit“, dem ersten Teile seiner „Lebensstufen“, erzählt er, wie sich an dem Totenbette seiner Mutter dem Knaben ein furchtbarer Schrei entringt. Er steht neben einer Bäuerin, die der Sterbenden in treuer Liebe ergeben war. Die Bäuerin, ein kleines, hübsches, fünfjähriges Mädchen auf dem Arm, war eine der letzten, die zum Sarge herantraten. „In dem Augenblick ließ ich zufällig mein nasses Taschentuch fallen und wollte

es aufheben. Kaum hatte ich mich indes gebückt, als ein fürchterlicher, durchdringender Schrei mein Blut erstarren machte. Er drückte soviel Entsetzen aus, daß ich ihn nie — und lebte ich hundert Jahre — vergessen werde; bei dem bloßen Gedanken daran läuft mir stets ein kalter Schauer über die Haut. Ich schaute auf — auf dem Schemel vor dem Sarge stand dieselbe Bäuerin und hielt mit Mühe das Kind in ihren Armen, das, mit den Händchen abwehrend und mit zurückgeworfenem, entsetzten Gesichtchen, die hervorgetretenen Augen auf das Antlitz der Verstorbenen gerichtet, mit entsetzlicher, gräßlicher Stimme schrie. Ich stieß einen vielleicht noch schrecklicheren Schrei aus und lief aus dem Zimmer.“

Dieses Entsetzen vor dem Tode kehrt auch in den Schilderungen der Sewastopol-Kämpfe wieder. Ganz besonders ist es der Mensch höherer Bildung, der der Angst des Todes unterliegt, während der Mann aus dem Volke den Tod, als das Werk des Naturgesetzes, mit dem Gleichmut des Weisen über sich ergehen läßt.

Eben dieser Gegensatz ist der eigentliche Gegenstand der kleinen, aber dichterisch überaus feinen Erzählung „Drei Tode“ (siehe die Einführung in Band IV der Dichterischen Schriften), wo das Ende einer vornehmen Dame, eines Knechts und eines Baumes, der das hölzerne Grabkreuz für den verstorbenen Knecht hergeben soll, in absichtsvoller Gegenüberstellung geschildert wird.

An diese Werke reiht sich „Der Tod des Iwan Iljitsch“ an. Die Meisterschaft des Dichters in der minutiösen Wirklichkeitschilderung ist seit jenen Jahren — „Drei Tode“ ist 1859 geschrieben — ganz außerordentlich gewachsen. Kein zweites Werk Tolstoj's kann in dieser Beziehung mit „Iwan Iljitsch“ verglichen werden. Diese hochentwickelte Kunst der Ausmalung aller Einzelheiten steht im Dienste der Schilderung des Sterbens eines Menschen, der nicht besser und nicht schlechter ist, als die meisten, und dem ein kleiner Fehltritt (im

physischen Sinne) bei der nichtigen Tätigkeit der Einrichtung seiner neuen, schönen Wohnung in der Hauptstadt die Krankheit bringt, die die unmittelbare Ursache seines Todes wird.

Die Anregung zu „Iwan Iljitsch“ hat der Dichter aus einer Erzählung eines Moskauer Richters empfangen, der ihm von dem Tode seines Kollegen Iwan Iljitsch M. berichtete. Das Werk muß ihm nicht so leicht aus der Feder geflossen sein, wie viel andere, wie beispielsweise „Die Macht der Finsternis“, die unmittelbar nach „Iwan Iljitsch“ entstanden ist und zu deren Niederschrift der Dichter nur wenige Wochen brauchte. Denn er begann die Arbeit an „Iwan Iljitsch“ schon im Jahre 1884 und schloß sie erst am 25. März 1886 ab. Eine verhältnismäßig lange Zeit. Man wird darüber nicht verwundert sein, wenn man beobachtet, wie sorgfältig die Schilderung des entsetzlichen Vorgangs gesteigert ist, wie ganz allmählich, allmählich der Zustand einer alltäglichen Zufriedenheit sich wandelt in die Sorge um die eigene geringe Person, und wie mit höchster dramatischer Erschütterung das unvermeidliche Schicksal über Iwan Iljitsch hereinbricht.

Auch in „Iwan Iljitsch“ sind persönliche Erinnerungen und Eindrücke des Dichters hinein verwoben. Er bezeichnet, wie aus dem oben Angeführten hervorgeht, den Tod des Bruders als einen Eindruck wie er ihn nie im Leben wieder gehabt hat. Er hatte schon damals die letzten Tage eines Sterbenden, seine letzten Stunden und Minuten mit der Liebe des Bruders und mit der durchdringenden Phantasie des Dichters beobachtet. „Er hatte seinen Übergang in das Nichts gesehen,“ sagt er in diesem Briefe, und dann weiter, „Alle, die seine letzten Augenblicke mit angesehen haben, sagen: wie wunderbar friedlich, ruhig ist er gestorben. Ich aber weiß, wie furchtbar qualvoll, weil mir auch nicht die kleinste Empfindung entgangen ist.“

Und ganz, wie hier Leo Tolstoj an dem Tode



seines Bruders den Schmerz des Sterbens beobachtet, folgt auch Djewin in der „Anna Karenina“ den letzten Augenblicken seines sterbenden Bruders, der, wiederum nicht ohne Beziehung, auch den Namen Nikolaus trägt.

Auch nach „Iwan Iljitsch“ versucht Tolstoj noch einmal eine künstlerische Darstellung des furchtbaren Rätsels in der Erzählung „Der Herr und sein Knecht“, hier wieder — wie in den Sewastopoler Schilderungen — mit der Gegenüberstellung des bewundernswerten Gleichmuts des schlichten Mannes aus dem Volke, dessen Leben freilich nicht reich an Freuden war, und des Entsetzens des habgierigen Wucherers, dem der Besitz an Geld und Gütern als der Zweck des Lebens gelten.

„Der Tod des Iwan Iljitsch“ ist für Tolstoj's Entwicklungsgang dadurch bemerkenswert, daß es nach einer vieljährigen Abschweifung auf das Gebiet philosophischer Spekulation die Rückkehr zur dichterischen Arbeit bedeutet. Seit „Anna Karenina“ hatte Tolstoj das poetische Schaffen vernachlässigt, nach einer Pause von vollen zehn Jahren — „Anna Karenina“ ist 1876, „Iwan Iljitsch“ 1886 abgeschlossen — ergreift ihn wieder die Freude am poetischen Schaffen, und es entstehen in schneller Folge „Der Tod des Iwan Iljitsch“, „Die Macht der Finsternis“ (1886) und „Wandelt im Licht“ (1887).

R. L.







# I

In dem großen Gerichtsgebäude waren während einer Sitzungspause in dem Prozeß Mjelskij die Mitglieder des Gerichtshofs und der Staatsanwalt in dem Arbeitszimmer Iwan Jegorowitsch Schebeks zusammengekommen. Die Rede kam auf den berühmten Prozeß von Krassow. Fjodor Wassiljewitsch erörterte in großem Eifer die Frage der Unzuständigkeit des Gerichts, Iwan Jegorowitsch beharrte auf seiner Meinung, Pjotr Iwanowitsch aber hatte sich von Anfang an nicht an der Diskussion beteiligt und stand auch jetzt abseits und blätterte in der Zeitung, die man ihm eben gereicht hatte.

Meine Herren! sagte er, Iwan Iljitsch ist gestorben.

Ist's möglich?

Da, lesen Sie, sagte er zu Fjodor Wassiljewitsch und reichte ihm die Nummer, die noch frisch nach Druckerwärze duftete.

Hier stand die Anzeige in schwarzer Umrandung: Praskowja Fjodorowna Golowina benachrichtigt in tiefem Schmerz die Verwandten und Bekannten

von dem am 4. Februar erfolgten Hinscheiden ihres geliebten Mannes, des Mitglieds des Kammergerichts, Iwan Iljitsch Golowin. Die Beerdigung findet Freitag nachmittag 1 Uhr statt.

Iwan Iljitsch war ein Kollege der hier versammelten Herren gewesen, und alle hatten ihn gern gehabt. Er hatte seit mehreren Wochen krank gelegen; es hieß, seine Krankheit sei unheilbar. Sein Tod hatte eine Stelle frei gemacht. Die allgemeine Meinung aber war, daß für den Fall seines Todes Alexsejew seinen Posten bekommen würde, an Alexsejews Stelle würde Winnikow oder Stabel treten. So war denn der erste Gedanke jedes der Herren, die hier versammelt waren, der, welche Bedeutung dieser Todesfall wohl haben könnte für eine Versetzung oder Beförderung der Gerichtsmitglieder selber oder ihrer Bekannten.

Ich bekomme jetzt sicherlich Stabels oder Winnikows Stellung, dachte Fjodor Wassiljewitsch, sie ist mir längst zugesagt, und diese Beförderung bedeutet für mich 800 Rubel Zulage, ohne die Kanzleigelder.

Nun wird es an der Zeit sein, die Versetzung meines Schwagers aus Kaluga zu befürworten, dachte Pjotr Iwanowitsch, meine Frau würde sich sehr freuen; sie wird dann nicht mehr sagen können, daß ich nie etwas für ihre Familie tue.

Mir war es gleich so, als ob er nicht durchkommen würde, sagte Pjotr Iwanowitsch laut.



Schade um ihn.

Was hat ihm eigentlich gefehlt?

Die Ärzte konnten es selbst nicht bestimmt sagen; das heißt, sie sagten wohl etwas, aber sie waren verschiedener Meinung. Als ich ihn das letzte Mal sah, glaubte ich doch, er würde sich erholen.

Und ich bin seit den Feiertagen nicht bei ihm gewesen. Ich wollte immer gern hin.

Hatte er Vermögen?

Seine Frau besitzt wohl etwas; aber es kann nicht viel sein.

Ja, wir werden hin müssen. Furchtbar weit draußen hat er gewohnt.

Das heißt, von Ihnen ist es weit. Von Ihnen ist alles weit.

Er kann es mir nicht verzeihen, daß ich jenseits des Flusses wohne, sagte Pjotr Iwanowitsch und lächelte Schebel zu. So kam das Gespräch auf die Entfernungen in der Großstadt, dann gingen alle zurück zur Sitzung.

Außer diesen Betrachtungen über die Veränderungen und die möglichen Beförderungen im Dienste, die dieser Tod zur Folge haben könnte, rief die Tatsache selber, daß ein naher Bekannter gestorben war, bei allen, die davon hörten, wie immer, das Gefühl der Befriedigung darüber hervor, daß der andere gestorben war und nicht ich.

Na ja, er ist gestorben und nicht ich, dachte

oder fühlte jeder bei sich. Die nahen Bekannten aber, die sogenannten Freunde Iwan Iljitschs, dachten unwillkürlich auch daran, daß sie jetzt höchst langweilige Anstandsverpflichtungen zu erfüllen haben, daß sie zur Messe gehen und der Witwe einen Beileidsbesuch abstatten müßten.

Am nächsten hatten ihm Fjodor Wassiljewitsch und Pjotr Iwanowitsch gestanden.

Pjotr Iwanowitsch war sein Kamerad von der Rechtschule her und fühlte sich Iwan Iljitsch verpflichtet.

Nach dem Mittagessen teilte Pjotr Iwanowitsch seiner Frau mit, Iwan Iljitsch sei gestorben und knüpfte daran Betrachtungen über die Möglichkeit der Versetzung des Schwagers in ihren Bezirk; er hielt heute keine Mittagsruhe, zog den Frack an und fuhr zu Iwan Iljitsch.

Vor Iwan Iljitschs Wohnung hielten eine Kutsche und zwei Mietsdroschken. Unten, im Vorzimmer, neben dem Kleiderhalter, stand an die Wand gelehnt der Sargdeckel; er war mit Silberstoff überzogen und mit Troddeln und glänzender Goldborte ausgeschmückt. Zwei Damen in Schwarz legten ihre Pelze ab. Die eine kannte er, es war die Schwester von Iwan Iljitsch, die andere war ihm unbekannt. Schwarz, ein Kollege von Pjotr Iwanowitsch, kam von oben herunter; als er von der obersten Stufe den Eintretenden erblickte, blieb er stehen und winkte ihm zu, als wollte er sagen:



Hat's recht dumm gemacht, der Zwan Njitsch; wir beide hätten's anders gemacht.

Schwarzens Gesicht mit den englischen Bartkoteletten und seine ganze hagere Figur im Fracktrug, wie immer, eine schöne Feierlichkeit zur Schau, und diese Feierlichkeit, die immer im Widerspruch stand mit seinem lebhaft-heiteren Wesen, hatte hier etwas besonders Pikantes an sich. So dachte Pjotr Zwanowitsch.

Pjotr Zwanowitsch ließ den Damen den Vortritt und ging hinter ihnen langsam die Treppe hinauf. Schwarz kam nicht herunter. Er blieb oben stehen. Pjotr Zwanowitsch begriff, warum er so tat: er wollte offenbar mit ihm besprechen, wo heute abend „Wint“\* gespielt werden sollte. Die Damen gingen über die Treppe zu der Witwe, während Schwarz mit seinen ernst zusammengepreßten, kräftigen Lippen und einem leicht lächelnden Blick durch eine Bewegung der Brauen Pjotr Zwanowitsch nach rechts wies, in das Zimmer des Toten.

Pjotr Zwanowitsch betrat das Zimmer, wie das immer zu sein pflegt, mit einer gewissen Verlegenheit, wie er sich zu verhalten habe. Eines wußte er, daß man in solchen Fällen immer gut tut, sich zu bekreuzigen. Ob man sich dabei auch verbeugen müsse, wußte er nicht genau. Er wählte daher

---

\* „Wint“ — ein Kartenspiel, das in Rußland so allgemein gespielt wird wie in Deutschland Skat.

einen Mittelweg: beim Eintritt in das Zimmer bekreuzigte er sich und verneigte sich so halb und halb. Soweit die Bewegung der Hände und des Kopfes es gestatteten, sah er sich dabei auch im Zimmer um. Zwei junge Leute, einer von ihnen ein Gymnasiast, dem Anscheine nach Neffen, gingen unter Bekreuzigungen aus dem Zimmer. Eine alte Frau stand unbeweglich da und eine Dame mit sonderbar hochgezogenen Augenbrauen sagte ihr flüsternd etwas ins Ohr. Ein Diafon in langem Rock, ein frischer energischer Mensch, las laut mit einem Ausdruck, der jeden Widerspruch auszuschließen schien; der Kirchendiener Gerassim kam mit leisen Schritten an Pjotr Iwanowitsch vorüber und streute etwas auf den Boden. Als Pjotr Iwanowitsch dies sah, fühlte er auch gleich ein wenig den Geruch eines verwesenden Leichnams. Als Pjotr Iwanowitsch Iwan Iljitsch zum letztenmal besucht hatte, hatte er diesen Menschen im Arbeitszimmer gesehen; er erfüllte damals Wärterdienste, und Iwan Iljitsch hatte ihn besonders gern. Pjotr Iwanowitsch fuhr fort sich zu bekreuzigen und machte dabei leichte Verbeugungen in mittlerer Richtung zwischen dem Sarg, dem Diafon und den Bildern, die auf einem Tisch in der Ecke standen. Als ihm die Bewegung des Kreuzschlagens zu lange schien, hielt er inne und betrachtete den Toten.

Der Tote lag, wie alle Toten zu liegen pflegen,

besonders schwerfällig da. Die erstarrten Glieder waren tief in den Sarg eingesunken; das für immer geneigte Haupt lag auf dem Kissen; die wachsgelbe Stirn mit den fahlen Stellen an den eingefallenen Schläfen trat hervor, wie bei allen Leichen; die emporragende Nase schien die Oberlippe hinunterzudrücken. Er war sehr verändert. Seit Pjotr Iwanowitsch ihn nicht gesehen, war er noch magerer geworden, aber sein Gesicht war, wie bei allen Toten, schöner, vor allem ausdrucksvoller, als es bei Lebzeiten gewesen war. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der zu sagen schien: was getan werden mußte, ist geschehen, pflichtmäßig geschehen. Außerdem sprach aus diesem Ausdruck noch ein Vorwurf oder eine Mahnung für die Lebenden. Diese Mahnung erschien Pjotr Iwanowitsch ungehörig oder wenigstens nicht für ihn berechnet. Es war ihm unbehaglich zumute; deshalb bekreuzigte sich Pjotr Iwanowitsch noch einmal eilig und wandte sich eilig, er hatte sogar das Gefühl, allzu eilig, nicht ganz dem gebotenen Takt entsprechend, um und schritt auf die Tür zu. Schwarz hatte ihn im Durchgangszimmer erwartet. Er stand breitbeinig da und spielte, die beiden Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit seinem Zylinder. Ein Blick auf die bewegliche, stattliche und elegante Gestalt Schwarzens gab Pjotr Iwanowitsch die Frische wieder. Pjotr Iwanowitsch verstand, daß Schwarz über all diesen Dingen stehe und sich



von trüben Eindrücken nicht überwältigen lasse. Sein ganzer Anblick sagte: Der Zwischenfall der Leichenfeier Iwan Iljitschs ist durchaus keine Veranlassung, die Tagesordnung der Sitzung umzustoßen, das heißt, nichts wird mich hindern, heut abend, während der Diener die vier neuen Kerzen aufstellt, das Spiel Karten mit einem lauten Knacks zu entsiegeln; es ist überhaupt kein Grund zu der Annahme, daß dieser Zwischenfall uns hindern könnte, auch den heutigen Abend angenehm zu verbringen. Er flüsterte das auch Pjotr Iwanowitsch zu, als der vorüberging, und schlug ihm vor, an einer Partie bei Fjodor Wassiljewitsch teilzunehmen. Pjotr Iwanowitsch aber war es offenbar nicht bestimmt, heut abend zu seinem Wint zu kommen. Praskowja Fjodorowna kam aus ihrem Zimmer. Sie war eine Dame von mittlerer Größe und großer Körperfülle; so viele Anstrengungen sie auch machte, schlanker zu werden, ihre Figur wurde, von den Schultern abwärts, immer breiter. Sie war ganz in Schwarz gekleidet; auf dem Kopf trug sie ein Spitzentuch. Ihre Augenbrauen waren ebenso seltsam hochgezogen wie die der Dame, die an dem Sarge gestanden hatte. Die beiden Damen waren mit ihr; sie führte sie an die Tür des Totenzimmers und sagte: Die Totenmesse wird gleich beginnen; bitte, treten Sie ein.

Schwarz machte eine lässige Verbeugung und blieb stehen, als wollte er diese Einladung weder

annehmen noch ablehnen. Als Praskowja Fjodorowna Pjotr Swanowitsch erkannte, seufzte sie auf, trat dicht an ihn heran, ergriff seine Hand und sagte: Ich weiß, Sie waren Swan Njitsch ein echter Freund . . . Dann blickte sie ihn an und erwartete von ihm ein angemessenes Eingehen auf diese Worte. Pjotr Swanowitsch wußte, wie es dort Pflicht war sich zu bekreuzigen, so mußte man hier die Hand drücken, seufzen und sagen: Davon dürfen Sie überzeugt sein. Und das tat er denn auch. Und sobald er es getan, fühlte er, daß das gewünschte Ergebnis erzielt war: daß er gerührt war und daß auch sie gerührt war.

Kommen Sie mit mir, ehe es dort beginnt. Ich muß mit Ihnen sprechen, sagte die Witwe, reichen Sie mir Ihren Arm.

Pjotr Swanowitsch reichte ihr seinen Arm. Sie gingen nach den inneren Gemächern an Schwarz vorüber, der Pjotr Swanowitsch lebhaft zuwinkte.

Mit dem Wint ist's aus! Nehmen Sie's nicht übel, wenn wir uns einen andern Partner suchen. Vielleicht können Sie auch Fünfter sein, wenn Sie loskommen, sagte sein lebhafter Blick.

Pjotr Swanowitsch seufzte noch tiefer und trauriger, und Praskowja Fjodorowna drückte ihm dankbar die Hand. Sie waren in ihr Empfangszimmer gekommen, das mit rosa Cretonne ausgeschlagen und von einer trüb brennenden Lampe erleuchtet war, und nahmen an einem Tische Platz. Sie setzte sich



auf das Sofa, Pjotr Iwanowitsch auf einen niedrigen Puff, dessen Sprungfedern zerstört waren und unruhig hin und her schaukelten. Praskowja Fjodorowna hatte ihm noch sagen wollen, er solle sich auf einen andern Stuhl niederlassen, hatte das aber in ihrer Lage nicht passend gefunden und sich anders besonnen. Während sich Pjotr Iwanowitsch auf diesen Puff niederließ, kam ihm die Erinnerung, wie Iwan Iljitsch bei der Einrichtung dieses Zimmers sich mit ihm beraten hatte wegen des rosa Cretonnes mit den grünen Blättern. Während die Witwe an dem Tisch vorüberging, um sich auf das Sofa zu setzen (das ganze Zimmer war voll von Möbeln und andern Dingen), blieb sie mit den schwarzen Spitzen ihrer schwarzen Mantille am Schnitzwerk des Tisches hängen. Pjotr Iwanowitsch erhob sich, um sie loszumachen; der Puff, von seiner Last befreit, schaukelte hin und her und schob ihn in die Höhe. Die Witwe hatte nun ihre Spitze selbst los, und Pjotr Iwanowitsch setzte sich wieder, indem er das rebellische Polster unter sich niederdrückte. Die Witwe hatte sich aber nicht ganz befreit, und Pjotr Iwanowitsch erhob sich wieder, und wieder wurde der Puff rebellisch und knackste sogar. Als all dies glücklich zu Ende war, zog sie ein reines Batisttuch hervor und begann zu weinen. Pjotr Iwanowitsch aber war durch die Episode mit den Spitzen und durch den Kampf mit dem Polster abgekühlt und saß mürrisch da. Diese

unangenehme Situation unterbrach Sokolow, Iwan Iljitschs Kirchendiener. Er meldete, daß die Stelle auf dem Kirchhof, die Praskowja Fjodorowna ausgesucht hatte, 200 Rubel kosten solle. Sie hörte auf zu weinen, sah Pjotr Iwanowitsch mit dem Blick eines Opfers an und sagte französisch, ihr sei sehr schwer zumute. Pjotr Iwanowitsch machte eine stumme Gebärde, die etwa ausdrücken sollte, er sei fest überzeugt, es könne nicht anders sein.

Rauchen Sie doch, bitte, sagte sie in einem Tone, in dem sich Großmut und Kummer mischten, und begann mit Sokolow die Frage über den Preis des Platzes zu behandeln. Während Pjotr Iwanowitsch seine Zigarette anzündete, hörte er, wie sie ihn umständlich über die verschiedenen Preise ausfragte und die Stelle bezeichnete, die erworben werden mußte. Nachdem die Platzfrage erledigt war, gab sie ihre Weisungen wegen der Sänger. Sokolow ging.

Ich mache alles selbst, sagte sie zu Pjotr Iwanowitsch und schob dabei die Albums, die auf dem Tische lagen, nach einer Seite hinüber. Da bemerkte sie, daß die Asche auf den Tisch zu fallen drohe. Sofort schob sie Pjotr Iwanowitsch den Aschbecher hin und sagte dazu: Ich hielt es für Heuchelei, wenn ich behaupten wollte, ich könnte mich vor Schmerz nicht mit praktischen Dingen beschäftigen. Im Gegenteil. Wenn mich etwas — nicht trösten — aber doch zerstreuen kann, so ist

es die Beschäftigung mit ihm. Sie griff wieder nach dem Tuch, als schide sie sich an zu weinen; plötzlich gab sie sich einen Ruck, als wollte sie sich ermannen und sagte in ruhigem Tone:

Ich habe ein Anliegen an Sie. Pjotr Iwanowitsch verbeugte sich, doch so, daß er den Sprungfedern des Polsters, die sich bald wieder zu rühren anfangen, nicht die Möglichkeit gab, sich auszu dehnen.

In den letzten Tagen hat er furchtbar gelitten. Hat er sehr gelitten? fragte Pjotr Iwanowitsch.

Ach, furchtbar! Die letzten Stunden, ja Stunden, nicht Minuten, hat er ununterbrochen geschrien. Dreimal vierundzwanzig Stunden hintereinander hat er ununterbrochen geschrien. Es war nicht zu ertragen. Ich kann noch immer nicht begreifen, wie ich das ertragen habe; drei Zimmer hindurch hat man es hören können. Ach! Was habe ich ertragen müssen!

War er denn bei Besinnung? fragte Pjotr Iwanowitsch.

Ja, flüsterte sie, bis zur letzten Minute. Eine Viertelstunde vor dem Tode nahm er Abschied von uns und bat noch, Wolodja fortzubringen.

Der Gedanke an die Leiden des Mannes, dem er so nahe gestanden hatte — erst als munterem Knaben, als Schuljungen, dann als erwachsenem Genossen — flöhten Pjotr Iwanowitsch, obwohl

er das unangenehme Bewußtsein hatte, daß er und diese Frau heucheln, plötzlich Entsetzen ein. Wieder sah er diese Stirn, die Nase, die die Lippen niederdrückte, und es erfaßte ihn eine Angst um sich selbst.

„Drei Tage und drei Nächte furchtbarer Leiden und der Tod. Das kann ja auch mich jeden Augenblick, sofort treffen,“ dachte er. Und auf einen Moment wurde ihm schrecklich zumute. Aber sofort, er wußte selbst nicht wie, kam ihm der alltägliche Gedanke zu Hilfe, daß es ja Swan Iljitsch, nicht ihn, getroffen habe, und daß es ihn nicht treffen dürfe und nicht treffen könne; daß er sich, wenn er so denke, einer düsteren Stimmung hingebende, was man nicht tun dürfe, wie Schwarzens Züge deutlich sagten. Diese Betrachtung beruhigte Pjotr Swanowitsch, und er fing an, sich teilnahmsvoll nach den Einzelheiten von Swan Iljitschs Tode zu erkundigen, als wäre der Tod ein Ereignis, das nur Swan Iljitsch eigentümlich, ihm aber ganz fremd sei.

Nachdem sie über die Einzelheiten der wirklich entsetzlichen Leiden, die Swan Iljitsch durchgemacht hatte, gesprochen hatten (diese Einzelheiten erfuhr Pjotr Swanowitsch nur insoweit, als die Qualen Swan Iljitschs auf die Nerven von Frau Praskowja Fjodorowna gewirkt hatten), hielt es die Witwe offenbar für nötig, ihr Anliegen vorzubringen.

„Ach, Pjotr Zwanowitsch, wie schwer, wie entsetzlich schwer ist das, wie entsetzlich schwer! Und wieder brach sie in Tränen aus. Pjotr Zwanowitsch seufzte auf und wartete, bis sie sich geschnäuzt hatte. Als sie sich fertig geschnäuzt hatte, sagte er: Seien Sie überzeugt . . . Dann begann sie wieder zu sprechen und brachte das vor, was offenbar ihr Hauptanliegen an ihn war; es handelte sich darum, wie man wohl aus Anlaß des Todes ihres Gatten aus der Kronskasse Geld bekommen könne. Sie tat, als frage sie Pjotr Zwanowitsch um Rat wegen ihrer Pension. Aber er sah, daß sie bis in die kleinsten Einzelheiten auch das schon wußte, was er nicht wußte: was man nämlich aus Anlaß dieses Todesfalles der Kronskasse abpressen könne; sie wollte aber von ihm erfahren, ob es nicht ein Mittel gebe, noch mehr Geld herauszupressen. Pjotr Zwanowitsch gab sich alle Mühe, ein solches Mittel ausfindig zu machen. Er dachte ein wenig nach, schimpfte anstands halber auf unsere Regierung wegen ihrer Knaußerei, sagte aber schließlich, er glaube nicht, daß mehr zu holen wäre. Da seufzte sie auf und fing offenbar an, auf ein Mittel zu sinnen, wie sie ihren Besuch los werden könne. Ihm entging das nicht. Er verlöschte die Zigarette, erhob sich, drückte ihr die Hand und ging ins Vorzimmer.

Im Speisezimmer, wo die Uhr stand, an der Zwan Iljitsch immer seine Freude gehabt hatte,



weil er sie als Gelegenheitskauf bei einem Alt-  
händler erstanden hatte, begegnete Pjotr Swano-  
witsch dem Priester und noch einigen Bekannten,  
die zur Totenmesse gekommen waren. Hier sah  
er auch die ihm bekannte Tochter Swan Iljitschs,  
eine schöne junge Dame. Sie war ganz in Schwarz  
gekleidet; ihre schlanke Taille schien noch schlanker  
zu sein, ihre Züge waren düster, energisch, fast  
zornig. Sie verneigte sich vor Pjotr Swanowitsch  
so, als hätte sie ihm etwas vorzuwerfen. Hinter  
der Tochter stand, auch mit der Miene eines Ge-  
fränkten, der Untersuchungsrichter, den Pjotr Swa-  
nowitsch kannte, ein reicher junger Mann, ihr  
Bräutigam, wie er gehört hatte. Er verneigte  
sich vor ihm mit trüber Miene und wollte in das  
Totenzimmer gehen, als unter der Treppe hervor  
die kleine Gestalt des jungen Sohnes, des Gym-  
nasiasten, erschien, der Swan Iljitsch erschreckend  
ähnlich sah. Das war der kleine Swan Iljitsch,  
wie ihn Pjotr Swanowitsch von der Rechtsschule  
her in Erinnerung hatte. In seinen Augen standen  
Tränen; sie waren wie die Augen unsauberer  
Knaben von dreizehn, vierzehn Jahren. Als der  
Knabe Pjotr Swanowitsch erblickte, runzelte er  
seine Stirn, unfreundlich zugleich und verschämt.  
Pjotr Swanowitsch nickte ihm mit dem Kopfe zu  
und trat in das Totenzimmer. Die Messe hatte  
begonnen, Kerzen, Stöhnen, Weihrauch, Tränen,  
Schluchzen. Pjotr Swanowitsch stand mit finsterer



Miene da und blickte auf seine Fußspitzen nieder. Nicht ein einziges Mal sah er zu dem Toten hinüber; bis zum Schluß widerstand er den Einflüssen der Rührung und verließ als einer der ersten das Zimmer. Im Vorzimmer war niemand. Gerassim, der Kirchendiener, kam aus dem Zimmer des Seligen gesprungen, warf mit seinen kräftigen Armen alle Pelze durcheinander, um Pjotr Iwanowitschs Pelz herauszufinden, und half ihm hinein.

Nun, lieber Freund, Gerassim, sagte Pjotr Iwanowitsch, um doch etwas zu sagen. — Traurig!

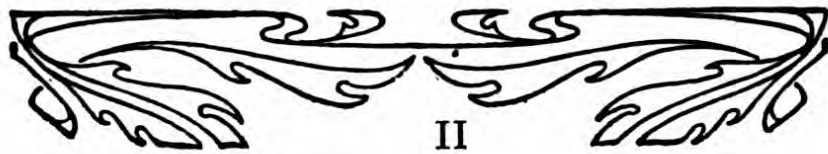
Gottes Wille. Den Weg gehen wir alle, sagte Gerassim, und ließ seine weißen, prächtigen Bauernzähne sehen, dann öffnete er, wie jemand, der mitten in der angestrengtesten Arbeit steht, flink die Tür, rief den Kutscher heran, half Pjotr Iwanowitsch beim Einsteigen und sprang zu dem Treppenflur zurück, als wollte er sich besinnen, was es wohl für ihn noch zu tun gäbe.

Für Pjotr Iwanowitsch war es eine förmliche Wohlthat, nach dem Geruch des Weihrauchs, der Leiche und der Karbolsäure die frische Luft zu atmen.

Wohin befehlen? fragte der Kutscher.

Es ist noch früh; ich werde noch einen Blick zu Fjodor Wassiljewitsch tun.

Pjotr Iwanowitsch fuhr hin. Er traf sie auch wirklich beim Ende des ersten Robbers und konnte noch bequem als Fünfter eintreten.



Der Verlauf von Iwan Iljitschs Leben war überaus einfach und gewöhnlich und überaus schrecklich gewesen.

Iwan Iljitsch starb im Alter von fünfundvierzig Jahren als Mitglied des Landgerichts. Er war der Sohn eines Beamten, der in Petersburg in verschiedenen Ministerien und Verwaltungszweigen die Karriere gemacht hatte, die die Menschen in eine Stellung zu bringen pflegt, in der sie, trotzdem sich klar herausgestellt hat, daß sie zur Ausübung eines Amtes von irgendwelcher Bedeutung ungeeignet sind, doch wegen ihrer langen Dienstzeit und ihres Ranges nicht fortgeschickt werden können; sie erhalten dann eigens geschaffene, fingierte Stellungen und nicht fingierte 6—10 Tausend und so leben sie fort und werden alt und grau.

Ein solcher Mann war der Geheime Rat und überflüssige Beamte verschiedener überflüssiger Staatsanstalten, Ilija Jefimowitsch Golowin.

Er hatte drei Söhne. Iwan Iljitsch war sein zweiter Sohn. Der älteste machte dieselbe Karriere wie sein Vater, nur in einem andern Ministerium, und näherte sich schon dem Dienstaalter, in dem das Gesetz der Trägheit das Gehalt bestimmt. Der dritte Sohn war ein Unglücksmensch. Er hatte in verschiedenen Stellungen nichts erreichen können und hatte jetzt eine Stellung bei der Eisenbahn-

verwaltung; sein Vater, seine Brüder, besonders aber ihre Frauen, verkehrten nicht gern mit ihm, ja, wenn es nur irgend möglich war, verheimlichten sie geradezu seine Existenz. Eine Tochter hatte den Baron Gräf geheiratet, der auch solch ein Petersburger Beamter war wie sein Schwiegervater. Iwan Iljitsch war le phénix de la famille, wie sie zu sagen pflegten. Er war nicht so gemessen und peinlich wie der ältere, und kein so unruhiger Geist wie der jüngere. Er hielt die Mitte zwischen ihnen beiden. Er war ein gescheiter, lebhafter, angenehmer, anständiger Mensch. Seine Erziehung erhielt er gemeinsam mit dem jüngeren Bruder in der Rechtsschule. Der jüngere machte sie nicht durch, er wurde aus der fünften Klasse fortgejagt. Iwan Iljitsch aber absolvierte die ganze Schule mit dem Prädikat gut. Schon auf der Rechtsschule war er derselbe, der er später sein ganzes Leben hindurch war: ein begabter Mensch, von heiterer Gutmütigkeit und leichter Umgänglichkeit, der zugleich streng erfüllte, was er für seine Pflicht hielt; für seine Pflicht aber hielt er alles das, was die höchstgestellten Menschen dafür hielten. Weder als Knabe noch später als erwachsener Mensch verstand er es, sich beliebt zu machen, aber von jungen Jahren an hatte er die Eigentümlichkeit, daß es ihn zu den höchstgestellten Menschen in der Welt hinzog, wie die Fliege zur Flamme, daß er sich ihre Manieren, ihre Lebens-

anschauungen zu eigen machte und freundschaftliche Beziehungen mit ihnen anknüpfte. Alle Versuchungen der Kindheit und der Jugend waren fast spurlos an ihm vorübergegangen; er ergab sich der Sinnlichkeit, dem Ehrgeiz und späterhin in den oberen Klassen dem Liberalismus, doch stets in gewissen Grenzen, die ihn sein Gefühl richtig finden ließ.

Er hatte auf der Rechtsschule mancherlei Handlungen begangen, die er früher für große Gemeinheiten gehalten hätte und die ihm, als er sie beging, einen Abscheu vor sich selber einflößten; später aber sah er, daß diese Handlungen auch von hochgestellten Personen begangen und von ihnen nicht für häßlich gehalten werden. Er hielt sie nun zwar nicht für schön, aber er beachtete sie nicht weiter und empfand die Rückerinnerung an sie nicht im geringsten schmerzlich.

Er verließ die Rechtsschule nach Absolvierung der zehnten Klasse und erhielt vom Vater das Geld zur Equipierung. Nun bestellte Iwan Iljitsch einen Anzug bei Scharmer, hängte an seine Uhrkette eine kleine Medaille mit der Inschrift *respice finem*, machte seinen Abschiedsbesuch bei dem Prinzen und dem Studienleiter, dinierte mit den Kameraden bei Donon und reiste endlich mit den neuen modischen Sachen, einem Koffer, Wäsche, Kleidung, allem Zubehör zum Rasieren und Frisieren, einem Plaid, alles in den allerbesten Geschäften bestellt und



gekauft, in die Provinz, um beim Gouverneur die Stellung eines Beamten für besondere Aufträge anzutreten, die ihm sein Vater verschafft hatte.

In der Provinz wußte Iwan Iljitsch sich gleich eine ebenso leichte und angenehme Position zu schaffen, wie er sie auf der Rechtsschule gehabt hatte. Er tat seinen Dienst, machte Karriere und suchte dabei seinen Zeitvertreib auf angenehme und anständige Art. Zuweilen bereiste er im Auftrage der Vorgesetzten den Kreis, wußte Höheren und Niederen gegenüber würdevoll aufzutreten und führte pünktlich und mit unbestechlicher Ehrenhaftigkeit, auf die er nicht umhin konnte stolz zu sein, die Aufträge aus, die ihm seine Vorgesetzten gaben, ganz besonders in den Angelegenheiten der Sektierer. Im dienstlichen Verkehr war er trotz seiner Jugend und seiner Neigung zu einer leichten Lustigkeit außerordentlich zurückhaltend, amtlich sogar streng; im gesellschaftlichen Verkehr war er oft witzig und geistreich, stets gutmütig, anständig und bon enfant, wie sein Vorgesetzter und die Frau des Vorgesetzten, bei denen er ein stets gern gesehener Gast war, zu sagen pflegten.

Er hatte in der Provinz auch eine Beziehung mit einer Dame, die dem eleganten Rechtsschüler nachgegangen war; auch die Modistin fehlte nicht, auch nicht die lustigen Gelage mit den Flügeladjutanten, die hierher kamen, auch nicht die Aus-

flüge in entlegene Straßen nach dem Souper; er versäumte auch nicht, dem Vorgesetzten, ja sogar seiner Gattin Gefälligkeiten zu erweisen — das alles aber hatte eine so feine Art, daß man es nicht mit häßlichen Worten hätte bezeichnen können; all das fiel unter den Begriff der französischen Redensart: *il faut que jeunesse se passe*. Alles geschah mit reinen Händen, in reinen Oberhemden, mit französischen Worten und, was die Hauptsache war, in den allerhöchsten Gesellschaftskreisen, folglich mit der Billigung hochgestellter Personen.

So vergingen die fünf ersten Dienstjahre Iwan Iljitschs. Da kam eine Veränderung. Die neue Gerichtsordnung wurde eingeführt, es wurden neue Menschen gebraucht.

Und Iwan Iljitsch wurde ein solcher neuer Mensch.

Iwan Iljitsch wurde die Stellung eines Untersuchungsrichters angeboten, und Iwan Iljitsch nahm sie an, obgleich diese Stellung ihn in ein anderes Gouvernement brachte und er genötigt war, die altgefestigten Beziehungen zu lösen und neue anzuknüpfen. Die Freunde gaben Iwan Iljitsch ein Fest; man ließ ein Gruppenbild herstellen, machte ihm ein silbernes Zigarettenetui zum Geschenk, und er reiste ab, in seine neue Stellung.

Iwan Iljitsch war ein ebenso guter Untersuchungsrichter wie er ein guter Beamter zu besonderen Aufträgen gewesen war: ganz so comme



il faut, so anständig, so sicher in der Trennung der Dienstpflichten von seinen persönlichen Verhältnissen und so befähigt, die allgemeine Achtung zu erwerben. Die Stellung des Untersuchungsrichters an sich gewährte Iwan Iljitsch weit mehr Interesse und Anziehung, als seine frühere Stellung. Hatte es ihm in seiner früheren Stellung Vergnügen gemacht, leichten Schrittes in dem Interimsrod von Scharmer an den zitternden wartenden Bittstellern und Amtspersonen vorüber ohne weiteres in das Arbeitszimmer des Vorgesetzten zu gehen, sich mit ihm an den Tisch zu setzen, sein Glas Tee zu trinken und seine Zigarette zu rauchen, so hatte es doch nur wenig Menschen gegeben, die von seiner Willkür abhingen. Solche Leute waren nur die Landrichter und Sektierer, wenn er im höheren Auftrage zu ihnen kam; und er verkehrte gern höflich, fast kameradschaftlich mit solchen Leuten, die von ihm abhingen — er ließ sie gern fühlen, daß er, der doch die Macht hatte, sie zu zertreten, freundschaftlich schlicht mit ihnen verkehre. Solcher Leute hatte es früher nicht viele gegeben. Jetzt in seiner Stellung als Untersuchungsrichter empfand Iwan Iljitsch, daß alle, alle ohne Ausnahme — die bedeutendsten selbstgefälligsten Leute von ihm abhängig seien, und daß er nur nötig habe, ein paar Worte auf einen Amtsbogen zu schreiben, damit dieser bedeutende selbstgefällige Mann ihm in der Eigenschaft eines Beklagten



oder Zeugen vorgeführt werde, und daß er, wenn es ihm nicht beliebte ihm einen Stuhl anzubieten, vor ihm stehend seine Frage zu beantworten habe. Zwan Iljitsch mißbrauchte diese seine Macht nie. Im Gegenteil. Er gab sich alle Mühe, sie in mildere Formen zu kleiden; aber das Bewußtsein, diese Macht zu besitzen, und zugleich die Möglichkeit sie mild zu äußern, bildete für ihn den Hauptreiz und die große Anziehung seines neuen Amtes. Im Dienste selbst, bei seinen Untersuchungen, lernte Zwan Iljitsch sehr schnell den Kunstgriff, alle Umstände, die nicht auf den Dienst Bezug hatten, von sich zu weisen, und allen Angelegenheiten, auch den verwickeltesten, eine Form zu geben, in der sich der Prozeß auf dem Papier nur äußerlich widerspiegelte und die seine persönliche Ansicht vollkommen ausschloß, die, vor allem andern, die strengste Förmlichkeit beobachtete. Es handelte sich um eine Neuerung, und er war einer der ersten, die in der Praxis an der Anwendung der Gerichtsordnung von 1864 mitarbeiteten.

Mit dem Umzug in die neue Stadt in die Stellung eines Untersuchungsrichters knüpfte Zwan Iljitsch neue Bekanntschaften, neue Beziehungen an, gab sich selbst eine neue Stellung und nahm einen etwas veränderten Verkehrston an. Er hielt sich in einer gewissen gemessenen Entfernung von den Provinzialbeamten, wählte sich zu seinem Umgang den besseren Kreis unter den Richtern und



reichen Edelleuten, die in der Stadt wohnten, und legte sich den Ton leichter Unzufriedenheit mit der Regierung, eines gemäßigten Liberalismus und gebildeten Bürgertums zu. Dabei aber veränderte Iwan Iljitsch in seinem neuen Amt keineswegs die Eleganz seiner äußeren Erscheinung; er hörte jedoch auf, sein Kinn zu rasieren und ließ seinen Bart frei wachsen, wie es ihm beliebte.

Iwan Iljitschs Leben machte sich auch an dem neuen Aufenthaltsorte sehr angenehm; die gegen den Gouverneur frondierende Gesellschaft war vornehm und hielt fest zusammen; sein Gehalt war größer, und eine neue Annehmlichkeit, die nicht gering war, gab seinem Leben damals das Whist, das er jetzt zu spielen anfang; und Iwan Iljitsch hatte die Fähigkeit, in guter Laune mit schnellem Überblick und sehr fein Karten zu spielen, so daß er meist im Gewinn war.

Nach zweijähriger Dienstzeit in der neuen Stadt begegnete Iwan Iljitsch seiner zukünftigen Gattin. Praskowja Fjodorowna Michel war das anziehendste, klügste, glänzendste Mädchen in dem Kreise, in dem Iwan Iljitsch verkehrte. Zu den Vergnügungen und Erholungen von den Mühen seines Richteramtes zählte unter anderm auch die Anknüpfung der halb scherzhaften leichten Beziehungen zu Praskowja Fjodorowna.

Als Iwan Iljitsch noch Beamter für besondere Aufträge gewesen war, hatte er immer getanzt; als



Untersuchungsrichter tanzte er nur noch ausnahmsweise. Er tanzte jetzt, um gewissermaßen zu zeigen: obgleich ich Vertreter der neuen Gerichtsordnung bin und zur fünften Rangklasse zähle, kann ich doch, wenn es sein muß, besser tanzen, als andere. So tanzte er manchmal, gegen das Ende einer Gesellschaft, mit Praskowja Fjodorowna und gewann Praskowja Fjodorownas Herz, auch vornehmlich während des Tanzens. Sie verliebte sich in ihn. Iwan Iljitsch hatte nicht die klar ausgesprochene Absicht zu heiraten. Da sich aber das Mädchen in ihn verliebte, beschäftigte er sich mit der Frage. In der That, warum sollte ich nicht heiraten? sagte er sich.

Fräulein Praskowja Fjodorowna war von guter adeliger Familie und nicht häßlich; sie besaß auch ein kleines Vermögen. Iwan Iljitsch hätte auf eine glänzendere Partie rechnen dürfen, aber auch das war keine schlechte Partie. Iwan Iljitsch hatte sein Gehalt; sie, meinte er, würde ebensoviel haben. Die Familie war gut; sie war ein liebes, gutes, höchst ehrenhaftes Mädchen. Wollte man sagen, Iwan Iljitsch habe geheiratet, weil er sich in seine Braut verliebt und weil er bei ihr Sympathie für seine Lebensanschauungen gefunden hätte, so würde man ebenso unrecht tun, wie wenn man sagte, er habe geheiratet, weil der Kreis seines gesellschaftlichen Verkehrs diese Partie gutgeheißen hätte. Iwan Iljitsch heiratete aus

der einen wie aus der andern Erwägung: er tat, was ihm angenehm war, indem er eine solche Frau für sich gewann, und tat zugleich das, was höchstgestellte Persönlichkeiten für richtig hielten.

Und Iwan Iljitsch heiratete.

Der Vorgang der Vermählung selber und die erste Zeit des Ehelebens mit seinen Zärtlichkeiten, den neuen Möbeln, den neuen Sachen, der neuen Wäsche bis zur Schwangerschaft seiner Frau vergingen sehr angenehm, so daß Iwan Iljitsch schon meinte, die Ehe würde den Charakter der leichten, angenehmen, lustigen und stets anständigen, von der Gesellschaft gebilligten Lebensweise, die Iwan Iljitsch für die allgemeine und natürliche hielt, in nichts beeinträchtigen, ja sogar noch fördern. Aber schon in den ersten Monaten der Schwangerschaft seiner Frau trat eine neue Erscheinung ein, etwas Unerwartetes, Unangenehmes, Drückendes und Unschädliches, was man nicht hatte vorhersehen können und wovon man sich durchaus nicht freimachen konnte.

Seine Frau begann ohne allen Grund, wie Iwan Iljitsch meinte, *de gaité de coeur*, wie er sich zu sagen pflegte, die Behaglichkeit und die Schädlichkeit des Lebens zu stören: sie war ohne alle Ursache eifersüchtig auf ihn, verlangte, daß er ihr den Hof mache, war immer in übler Laune und machte ihm unangenehme häßliche Auftritte.



Anfangs hoffte Iwan Iljitsch, sich von den Unannehmlichkeiten dieser Lage auf dieselbe leichte und schidliche Art befreien zu können, die ihm früher über Schwierigkeiten hinweggeholfen hatte; er versuchte, die Gemütsstimmung seiner Frau nicht zu beachten und setzte sein Leben in der früheren leichten und behaglichen Art fort: er lud seine Freunde zu sich ein, machte sein Spielchen, besuchte den Klub oder seine Freunde. Aber seine Frau schalt ihn einmal so heftig in den schärfsten Worten und schalt ihn so hartnädig immer wieder, wenn er ihre Wünsche nicht erfüllte, und mit dem festen Entschluß, nicht nachzulassen, ehe er nachgegeben, das heißt ehe er erklärt hatte zu Hause zu bleiben und sich ebenso zu langweilen wie sie, daß Iwan Iljitsch entsetzt war. Er begriff, daß das Leben in der Ehe, wenigstens mit seiner Frau, nicht immer den Annehmlichkeiten und der Schidlichkeit günstig war, ja daß es sie sehr oft störe, und daß es darum unbedingt nötig sei, sich gegen solche Störungen zu schützen. Und Iwan Iljitsch suchte nach Mitteln zu diesem Schutz. Seine Berufstätigkeit war das einzige, was Praskowja Fjodorowna imponierte, und Iwan Iljitsch nahm mit Hilfe seiner Stellung und der mit ihr verbundenen Pflichten einen Kampf gegen seine Frau auf, um sich so eine unabhängige Welt für sich zu schaffen.

Mit der Geburt des Kindes, den Versuchen es

zu nähren und den mancherlei Mißerfolgen dabei, mit den wirklichen und eingebildeten Krankheiten des Kindes und der Mutter, für die von Iwan Iljitsch Teilnahme gefordert wurde, für die ihm aber das Verständnis gänzlich fehlte, wurde das Bedürfnis, sich eine Welt außerhalb der Familie zu schaffen, noch dringlicher.

In dem Maße wie seine Frau reizbarer und anspruchsvoller wurde, verlegte Iwan Iljitsch immer mehr und mehr den Schwerpunkt seines Lebens in seine Berufspflichten. Er gewann seine Tätigkeit immer mehr lieb und wurde ehrgeiziger, als er vorher gewesen war.

Sehr bald, nicht später als ein Jahr nach seiner Verheiratung, sah Iwan Iljitsch ein, daß das Eheleben zwar mancherlei Annehmlichkeiten biete, im Grunde aber eine höchst komplizierte und schwierige Sache sei, zu der man, will man seine Schuldigkeit tun, das heißt ein anständiges, von der Gesellschaft gut geheißenes Leben führen, ein bestimmtes Verhältnis allmählich herstellen müsse, ganz wie zu seinem Beruf.

Und ein solches Verhältnis zum Eheleben stellte Iwan Iljitsch denn auch her. Er verlangte vom Familienleben nur die häuslichen Annehmlichkeiten eines Mittagessens, einer wirtschaftlichen Frau und eines bequemen Lagers, die es ihm bieten konnte, und hauptsächlich den Anstand der äußeren Formen, die von der öffentlichen Meinung bestimmt werden.

Im übrigen suchte er nichts als behagliche Heiterkeit und war sehr dankbar, wenn er sie fand. Stieß er aber auf Widerspruch und Verdrießlichkeit, so zog er sich in sein Sonderreich im Amte zurück und fand dort seine Zufriedenheit.

Iwan Iljitsch war als ein guter Beamter geschätzt und wurde nach drei Jahren zum zweiten Staatsanwalt ernannt. Die neuen Pflichten, ihre Wichtigkeit, die Möglichkeit, jedermann vor Gericht zu schleppen und ins Gefängnis zu werfen, die Öffentlichkeit der Verhandlungen, der Erfolg, den Iwan Iljitsch in seiner Tätigkeit erzielte, all das steigerte noch seinen Eifer im Dienst.

Es kamen noch Kinder. Seine Frau wurde immer verdrießlicher und mürrischer, aber das Verhältnis, das Iwan Iljitsch zu dem häuslichen Leben gefunden hatte, machte ihn beinahe unempfindlich für ihre Verdrießlichkeit.

Nach siebenjähriger Amtstätigkeit in derselben Stadt wurde Iwan Iljitsch als Staatsanwalt in ein anderes Gouvernement versetzt. Sie siedelten über. Das Geld war knapp und seiner Frau gefiel der Ort nicht, an den sie versetzt waren. Sein Gehalt war zwar größer als früher, aber das Leben war teurer; außerdem starben zwei Kinder, und das Familienleben wurde darum noch unangenehmer für Iwan Iljitsch.

Alle Widerwärtigkeiten, die ihnen an diesem neuen Aufenthaltsorte zustießen, machte Praskowja





Fjodorowna ihrem Manne zum Vorwurf. Die meisten Gegenstände, die die Unterhaltung zwischen Mann und Frau bilden, besonders die Erziehung der Kinder, führten auf Fragen, die an frühere Zwistigkeiten erinnerten, und die Zwistigkeiten konnten jeden Augenblick von neuem entbrennen. Geblichen waren nur gewisse seltene Perioden von Zärtlichkeiten, die die Ehegatten überkamen, aber nicht lange währten. Das waren die Inselchen, an denen sie für einige Zeit landeten, dann aber fuhren sie wieder hinaus auf das Meer der unterdrückten Feindseligkeit, die in ihrer gegenseitigen Entfremdung ihren Ausdruck fand. Diese Entfremdung hätte Iwan Iljitsch kränken können, wenn er geglaubt hätte, es müsse anders sein. Aber er erkannte das Verhältnis jetzt nicht nur als normal an, sondern auch als das Ziel seiner Tätigkeit in der Familie. Sein Ziel bestand darin, sich mehr und mehr von diesen Unannehmlichkeiten zu befreien und ihnen den Charakter der Unschädlichkeit und der Schidlichkeit zu geben; und er erreichte das dadurch, daß er seine Zeit immer weniger in der Familie zubrachte und, wenn er genötigt war, das zu tun, sich bemühte, seine Stellung durch die Anwesenheit dritter Personen zu sichern. Die Hauptsache aber war, daß Iwan Iljitsch sein Amt hatte. In der amtlichen Welt konzentrierte sich für ihn alles Lebensinteresse. Und dieses Interesse nahm ihn ganz in Anspruch. Das Bewußt-

sein seiner Macht, die Möglichkeit, jeden Menschen ins Verderben zu stürzen, den er etwa ins Verderben stürzen wollte, die Würde, selbst die äußere, beim Betreten des Gerichtsgebäudes und bei der Begegnung mit Unterbeamten, sein Erfolg bei den Vorgesetzten und Untergebenen, und vor allem seine Meisterschaft in der Führung der Prozesse, deren er sich bewußt war; all das machte ihm Freude und füllte im Verein mit der Unterhaltung im Kreise der Kollegen, den Gesellschaften und dem Whist sein Leben aus. So verlief, im allgemeinen, Iwan Iljitschs Leben ganz wie er wünschte, angenehm und anständig.

In dieser Weise gingen noch sieben Jahre hin. Seine älteste Tochter war schon sechzehn Jahre alt, noch ein Kind war gestorben, und es war noch ein Knabe da, ein Gymnasiast, ein Gegenstand des Zwistes. Iwan Iljitsch wollte ihn auf die Rechtsschule bringen, Praskowja Fjodorowna gab ihn, zum Troß, ins Gymnasium. Die Tochter wurde im Hause unterrichtet und entwidelte sich gut. Auch der Junge machte recht gute Fortschritte.



So war Iwan Iljitschs Leben während der sieben Jahre nach seiner Heirat gewesen. Er war schon ein alter Staatsanwalt und hatte schon in mehreren Fällen eine Berufung abgelehnt, weil

er auf eine begehrenswertere Stelle hoffte, als unerwartet ein unangenehmes Ereignis eintrat, das die Ruhe seines Lebens völlig zu vernichten drohte. Iwan Iljitsch hatte auf die Stellung eines Gerichtspräsidenten in einer Universitätsstadt gehofft, Hoppe aber hatte ihm den Rang abgelassen und die Stelle bekommen. Iwan Iljitsch war außer sich, machte ihm Vorwürfe und überwarf sich mit ihm und mit seinem nächsten Vorgesetzten; er wurde von nun an kühler behandelt und bei dem nächsten Wechsel wurde er abermals übergangen.

Das war im Jahre 1880 geschehen. Dieses Jahr war das schwerste in Iwan Iljitschs Leben. In diesem Jahre stellte sich heraus: erstens daß sein Gehalt für den Lebensbedarf nicht reichte, zweitens daß alle Welt ihn vergessen hatte, und daß das, was ihm als die größte, härteste Ungerechtigkeit gegen seine Person erschien, für die andern eine ganz gewöhnliche Sache war. Nicht einmal sein Vater hielt es für seine Pflicht, ihm beizustehen. Er hatte das Gefühl, als hätten ihn alle verlassen und als hielten sie seine Stellung mit 3500 Rubel Gehalt für eine durchaus normale, ja sogar glückliche. Er allein wußte, daß seine Lage mit dem Bewußtsein der Ungerechtigkeiten, die man ihm angetan hatte, mit den ewigen Quälereien seiner Frau, und mit den Schulden, die er zu machen begann, da er über seine Mittel lebte,

— er allein wußte, daß seine Lage durchaus keine normale war.

Im Sommer dieses Jahres nahm er, um seinen Verhältnissen ein wenig aufzuhelfen, Urlaub und fuhr zu Praskowja Fjodorownas Bruder aufs Land, um dort mit seiner Frau den Sommer zu verbringen.

Auf dem Lande, frei von allen Amtsgeschäften, empfand Iwan Iljitsch zum ersten Mal nicht nur eine gewisse Langeweile, sondern eine unerträgliche Schwermut, und er kam zu dem Entschluß, daß er so nicht weiterleben könne und daß er unbedingt entscheidende Maßregeln ergreifen müsse.

Während einer schlaflosen Nacht, während der Iwan Iljitsch auf der Terrasse auf und nieder gegangen war, hatte er den Entschluß gefaßt, nach Petersburg zu reisen, um für sich etwas zu tun, und um sich an „ihnen“, an denen, die seinen Wert nicht zu schätzen gewußt, zu rächen, in einem anderen Ministerium eine Stellung zu suchen.

Tags darauf reiste er nach Petersburg, obwohl seine Gattin und sein Schwager abrieten.

Die Reise hatte nur den einen Zweck: eine Anstellung mit 5000 Rubel Gehalt zu erbitten. Er hatte es schon aufgegeben, sich an ein bestimmtes Ministerium oder eine bestimmte Richtung oder Art der Tätigkeit zu binden; was er brauchte war eine Stellung mit 5000 Rubel, in der Verwaltung, im Bankwesen, bei der Eisenbahn, den Bildungs-

anstalten für Mädchen, ja sogar im Zollwesen — nur mußten es 5000 Rubel sein und Austritt aus dem Ministerium, in dem man ihn nicht zu würdigen gewußt hatte.

Und siehe da, Iwan Iljitschs Reise war von einem wunderbaren unerwarteten Erfolg gekrönt. In Kursk gesellte sich in der ersten Klasse Th. S. Ilgin, ein Bekannter, zu ihm und zeigte ihm ein Telegramm, das der Gouverneur von Kursk eben empfangen hatte. Es betraf eine Veränderung im Ministerium, die in diesen Tagen vor sich gehen sollte: an die Stelle von Pjotr Iwanowitsch sollte Iwan Ssemjonowitsch treten.

Der erwartete Ministerwechsel hatte neben seiner Bedeutung für Rußland noch eine ganz besondere für Iwan Iljitsch. Das Emporkommen des neuen Mannes, Iwan Ssemjonowitsch, und natürlich auch seines Freundes Sachar Iwanowitschs, war für Iwan Iljitsch im höchsten Grade günstig. Sachar Iwanowitsch war ein Kollege und Freund Iwan Iljitschs.

In Moskau kam die Bestätigung der Nachricht, und als Iwan Iljitsch in Petersburg eintraf, fand er dort auch Sachar Iwanowitsch und erhielt die Zusage einer sicheren Anstellung in dem Ministerium, in dem er früher gedient hatte, im Justizministerium.

Eine Woche darauf telegraphierte er seiner Frau:



Sachar an Stelle Millers, bei erstem Vortrag bekomme Ernennung.

Dank diesem Personenwechsel bekam Iwan Iljitsch unerwartet in dem Ministerium, in dem er bisher gearbeitet hatte, eine Stellung, in der er zwei Rangklassen höher stand, als seine Kollegen: 5000 Rubel Gehalt und 3500 Wagengelder. Aller Ärger gegen seine früheren Feinde und gegen das ganze Ministerium war vergessen und Iwan Iljitsch war vollkommen glücklich.

Iwan Iljitsch kam so heiter und zufrieden, wie er schon lange nicht gewesen war, aufs Land zurück. Auch Praskowja Fjodorowna wurde heiter, und es ward zwischen ihnen ein Waffenstillstand geschlossen. Iwan Iljitsch erzählte, wie ihn alle in Petersburg mit Ehren überhäuft hätten, wie alle seine Feinde beschämt wären und ihm jetzt schmeichelten, wie sie ihn um seine Stellung beneideten und besonders, wie furchtbar beliebt er in Petersburg bei allen sei.

Praskowja Fjodorowna hörte ruhig zu und tat, als glaube sie alles; sie widersprach mit keinem Wort und entwarf nur Pläne, wie sie in der Stadt, in die sie zu übersiedeln hatten, ihr Leben ganz anders einrichten wollten. Und Iwan Iljitsch sah mit Freuden, daß diese Pläne seine Pläne waren, daß sie beide übereinstimmten, und daß sein Leben, das stark aus dem Geleise geraten war, wieder seinen wahren, ihm eigenen

Charakter heiterer Behaglichkeit und Schidlichkeit annehmen sollte.

Iwan Iljitsch war nur auf kurze Zeit nach Hause gekommen. Am 10. September mußte er seine neue Stellung antreten, dann brauchte er auch einige Zeit, um sich an dem neuen Ort einzurichten, es mußte alles aus der Provinz hergebracht werden, manches zugekauft, vieles neu bestellt werden — mit einem Wort, er hatte sich so einzurichten, wie er bei sich beschlossen hatte, und das war fast ganz so, wie auch Praskowja Fjodorowna in ihrem Herzen beschlossen hatte.

Und jetzt, da alles so glücklich sich gefügt hatte und er und seine Frau im Ziele so einig und dabei so wenig beisammen waren, lebten sie in solcher Eintracht, wie sie seit den ersten Jahren ihrer Ehe nicht gelebt hatten. Iwan Iljitsch hatte erst daran gedacht, seine Familie gleich mitzunehmen, aber auf das Drängen der Schwägerin und des Schwagers, die plötzlich ein besonderes verwandtschaftliches Gefühl für Iwan Iljitsch und seine Familie empfanden, ließ Iwan Iljitsch sie noch dort und reiste allein.

Iwan Iljitsch reiste ab, und die heitere Gemütsstimmung, die der Erfolg und die Einigkeit mit seiner Frau hervorgerufen hatte, indem eines das andere steigerte, blieb ihm die ganze Zeit hindurch treu. Er fand eine reizende Wohnung, so, wie sie sich Mann und Frau erträumt hatten: ge-

räumige, hohe Gesellschaftszimmer in altem Stil, ein bequemes, großartiges Arbeitszimmer, Zimmer für Frau und Tochter, ein Studierzimmer für den Sohn — alles wie für sie geschaffen. Iwan Iljitsch nahm die Einrichtung selbst in die Hand; er suchte die Tapeten aus, kaufte Möbel zusammen, besonders alte, gebrauchte, die für ihn einen Stil hatten, der ihm besonders *comme il faut* schien, Möbelstoffe, und so immer mehr und mehr, bis das Ideal erreicht war, das ihm vorgeschwebt hatte. Als er mit der halben Arbeit fertig war, übertraf die Einrichtung seine Erwartung, und es ward ihm klar, welchen eleganten und vornehmen *comme il faut*-Charakter das Ganze haben würde, wenn es fertig ist. Wenn er im Einschlafen war, stellte er sich in Gedanken den Salon vor, wie er einst aussehen würde; wenn er das Empfangszimmer betrachtete, das noch nicht fertig war, sah er schon den Kamin, den Wandschirm, die Etagere und die herumgestellten Sesseln, die Schalen und Teller an den Wänden, die Bronzesachen, so, wie alles an seinem Platze stehen sollte. Er freute sich bei dem Gedanken, wie er Pascha und Visa, die in diesen Dingen auch Geschmaç hatten, überraschen würde; das erwarteten sie gewiß nicht. Besonders gelang es ihm, alte Sachen, die allem einen besonders vornehmen Charakter gaben, zu finden und billig zu kaufen. Er schilderte in seinen Briefen mit Absicht alles



viel geringer als es war, um sie zu überraschen. All dies nahm sein Interesse so sehr in Anspruch, daß selbst das neue Amt ihn, der doch seinen Beruf liebte, weniger beschäftigte, als er erwartet hatte. In den Sitzungen war er minutenlang zerstreut; seine Gedanken waren damit beschäftigt, was für Stangen über den Gardinen sein sollten, gerade oder geschweifte. Er war so erfüllt davon, daß er selbst oft Hand anlegte, die Möbel umstellte, ja selbst die Gardinen anmachte. Einmal stieg er auf die Leiter, um dem Tapezierer, der ihn nicht verstand, zu zeigen, wie er den Faltenwurf wünschte; dabei trat er fehl und fiel, hielt sich aber, da er ein starker und geschickter Mensch war, aufrecht; er stieß sich nur mit der Seite an einem Fenstergriff. Der Stoß schmerzte, heilte aber gleich. Iwan Iljitsch fühlte sich die ganze Zeit hindurch sehr heiter und gesund; er schrieb: Mir ist, als wäre ich plötzlich um fünfzehn Jahre jünger. Er hatte geglaubt, im September fertig zu werden, es zog sich aber bis in die Mitte Oktober hin. Dafür war es entzückend; nicht er allein sagte das, das sagten alle, die es sahen.

In Wirklichkeit aber war es genau so, wie bei allen nicht sehr reichen Leuten, wie bei solchen Leuten, die gern Reichen ähnlich sein möchten, und die darum nur alle einander ähnlich sind: die Stoffe, das Ebenholz, die Farben, die Teppiche, die Bronzen, matte und glänzende, all

das, was alle Leute einer gewissen Art tun, um allen Leuten einer gewissen Art ähnlich zu sein. Auch bei ihm war alles ganz ähnlich, so daß es nicht einmal die Aufmerksamkeit anzog; ihm aber erschien alles wie etwas Besonderes. Als er seine Angehörigen von der Bahn abholte, sie in ihre hellerleuchtete Wohnung brachte, und der Sakai in seiner weißen Halsbinde die Tür zu dem blumengeschmückten Vorzimmer öffnete, als sie dann alle in das Empfangszimmer, das Arbeitszimmer traten und ein Ach der Befriedigung über das andere ausstießen, war er sehr glücklich; er führte sie überall herum, schlürfte ihr Lob ein und strahlte vor Vergnügen. Als ihn an demselben Abend Praskowja Fjodorowna beim Tee unter anderem fragte, wie das mit dem Fall gewesen sei, lachte er nur und zeigte ihr mit allen Gebärden, wie er heruntergeflogen und wie der Tapezierer darüber erschrocken war.

Ich habe mein Turnen nicht umsonst gelernt. Ein anderer hätte sich tot gefallen, ich habe mich nur hier ein wenig verletzt; wenn man's anrührt, tut's weh, aber es geht schon weg, nur ein blauer Fleck.

Und sie begannen ihr Leben in der neuen Wohnung, in der, wie das immer geht, wenn man sich ordentlich eingelebt hat, ein Zimmer zu wenig war, und mit den neuen Mitteln, an denen, wie immer, nur ein klein wenig, so etwa 500 Rubel, fehlten.



Und es war alles sehr gut; besonders in der ersten Zeit, als noch nicht alles eingerichtet war und es noch mancherlei zu tun gab; zu kaufen, zu bestellen, umzustellen, in Ordnung zu bringen. Gab es auch manche Meinungsverschiedenheit zwischen Mann und Frau, so waren doch beide so zufrieden und hatten so viel tun, daß alles ohne größere Mißhelligkeiten ablief. Als es nichts mehr einzurichten gab, begann es ein wenig langweilig zu werden, begann mancherlei zu fehlen; da waren aber auch schon Bekanntschaften angeknüpft, Gewohnheiten angenommen, und das Leben war ausgefüllt. Den Vormittag verbrachte Iwan Iljitsch auf dem Gericht, zu Mittag kam er nach Hause, und in der ersten Zeit war seine Gemütsstimmung eine gute, obwohl sie ein wenig unter der Wohnung selber litt. (Jedes Fleckchen auf dem Tischtuch, auf den Möbelstoffen, jedes abgerissene Gardinenschnürchen regte ihn auf. Er hatte so viel Mühe auf die Einrichtung verwandt, daß ihm jede Zerstörung weh tat.) Im ganzen aber verlief Iwan Iljitschs Leben so, wie nach seiner Überzeugung ein Leben verlaufen mußte: leicht, angenehm, schidlich; er stand um neun Uhr auf, trank Kaffee, las die Zeitung, dann legte er die kleine Uniform an und fuhr aufs Gericht. Hier war das Joch, in dem er zu arbeiten hatte, schon bequem ausgeleiert; er glitt nur so hinein. Da gab's die Bittsteller, die Arbeiten in der Kanzlei,

den Kanzleidienst selber, die Sitzungen, öffentliche und geschlossene. In alledem mußte man wohl verstehen, all das Amtsfremde, was den regelmäßigen Gang der Dienstgeschäfte stört, fernzuhalten: man durfte keinerlei Verkehr mit den Menschen außer dem dienstlichen dulden, und jeder Anlaß zu einem Verkehr durfte durchaus nur ein dienstlicher und der Verkehr selber nur ein dienstlicher sein. Es kommt zum Beispiel ein Mensch, um sich nach irgend etwas zu erkundigen. Swan Iljitsch kann als Mensch, nicht als Amtsperson, zu dem Menschen gar keine Beziehungen haben; ist aber das Verhältnis dieses Menschen zu dem Gerichtsmitglied ein solches, das auf einem Gerichtsformular ausgedrückt werden kann, so tut Swan Iljitsch in den Grenzen dieses Verhältnisses alles, absolut alles, was möglich ist, und wahrt dabei so etwas wie menschenfreundliche Beziehungen, das heißt Höflichkeit. Wo die Grenze des dienstlichen Verhältnisses ist, hört auch alles andere auf. Diese Kunst, den Dienst scharf zu umgrenzen, ihn nicht mit seinem eigentlichen Leben zu vermengen, beherrschte Swan Iljitsch im höchsten Grade; er hatte sie durch die langjährige Praxis und durch sein Talent so vervollkommenet, daß er sich sogar im Bewußtsein seiner virtuosen Geschicklichkeit manchmal, gewissermaßen scherzhaft, erlaubte, das menschliche und das dienstliche Verhältnis zu vermischen. Er erlaubte sich das, weil



er stets die Kraft in sich fühlte, sich sofort wieder, wenn er wollte, auf das dienstliche zurückzuziehen und das menschliche fallen zu lassen. Diese Fertigkeit handhabte Iwan Iljitsch nicht nur leicht, angenehm und wohlwollend, sondern geradezu virtuos. In den Zwischenpausen rauchte er, trank Tee, unterhielt sich ein wenig über Politik, ein wenig über allgemeine Dinge, ein wenig über Kartenspiel, meist aber über Ernennungen. Müde, aber mit dem Gefühl eines Virtuosen, der seinen Part, eine der ersten Geigen im Orchester, sorgfältig ausgeführt hatte, kehrte er nach Hause zurück. Das Leben zu Hause spielte sich so ab: Mutter und Tochter machten irgend einen Besuch oder hatten Gäste; der Sohn war im Gymnasium, machte seine Aufgaben mit seinen Hauslehrern und lernte korrekt, was im Gymnasium gelehrt wird. Alles ging gut. Nach Tisch las Iwan Iljitsch, wenn nicht gerade Gäste da waren, manchmal ein Buch, über das viel gesprochen wurde; abends setzte er sich an die Arbeit, das heißt er las Akten, blätterte in den Gesetzbüchern, verglich die Zeugenaussagen und rubrizierte sie unter die Gesetzesstellen. Das war für ihn weder langweilig noch unterhaltend; langweilig war's, wenn die Gelegenheit da war „Wint“ zu spielen; fehlte aber die Gelegenheit, so war es immerhin besser, als allein oder mit der Gattin dazusitzen. Iwan Iljitschs Vergnügen waren die kleinen Diners, zu

denen er Damen und Herren einlud, die durch ihre gesellschaftliche Stellung Bedeutung hatten, und die Unterhaltung mit ihnen, die in allem der gewöhnlichen Unterhaltung solcher Leute gleich, gerade so, wie sein Salon so ausah wie alle übrigen Salons.

Einmal hatte er sogar große Gesellschaft; es wurde getanzt. Iwan Iljitsch war guter Laune und alles war gut und schön, nur gab es einen großen Streit mit seiner Frau wegen der Torten und des Konfekts. Praskowja Fjodorowna hatte ihre eigenen Ideen, Iwan Iljitsch aber bestand darauf, es solle alles von dem teuren Konditor gekauft werden; er kaufte eine Menge Torten, und der Streit entstand daraus, daß Torten übrig blieben und die Konditorrechnung 45 Rubel betrug. Der Streit war heftig und häßlich. Praskowja Fjodorowna nannte ihren Mann: Dummkopf, Sauertopf. Er griff sich an den Kopf, und einen Augenblick huschte der Gedanke an Scheidung durch seinen Sinn. Der Empfangsabend selbst aber war heiter. Die beste Gesellschaft war da, und Iwan Iljitsch tanzte mit der Fürstin Trufonow, der Schwester der Dame, die durch die Gründung der Gesellschaft „Lindert die Leiden“ bekannt ist. Die Freuden der Amtstätigkeit waren Freuden der Eigenliebe; die gesellschaftlichen Freuden waren Freuden der Eitelkeit; Iwan Iljitschs wahre Freuden waren die Freuden des Kartenspiels. Er leugnete nicht, daß in allen Fällen, auch nach den

frühesten Ereignissen in seinem Leben, seine Hauptfreude, die wie ein Licht alle andern überstrahlte, die war, mit guten Spielern, nicht mit Schreibern, sich an den Kartentisch zu setzen und mit vieren, nur mit vieren — bei „Wint“ ist das Strohmanspiel schon schmerzlich, wenn man auch so tut, als hätte man es gern — ein vernünftiges ernstes Spiel zu machen (wenn man nämlich gute Karten hat), dann gut zu Abend zu speisen und sein Glas Wein zu trinken. Und schlafen legte sich Iwan Iljitsch nach einem „Wint“, besonders wenn er einen kleinen Gewinn gemacht hatte (ein großer ist peinlich), in ganz besonders guter Stimmung.

So war ihr Leben. Ihr gesellschaftlicher Kreis war ein sehr guter; es verkehrten bei ihnen Leute von Stellung, auch junge Leute.

In der Beurteilung ihres Bekanntenkreises waren Mann, Frau und Tochter vollständig einig; ohne daß sie sich verabredet hatten, hatten sie gleichmäßig allerhand Freunde und Verwandte, untergeordnete Menschen, die in Menge zu ihnen gekommen waren und sich mit Schmeicheleien in ihren Salons mit den japanischen Tellern an den Wänden breit gemacht hatten, von sich abgedrängt und schließlich sich ganz von ihnen freigemacht. Es dauerte nicht lange, so hörten diese Leute auf zu kommen, und die Golowins sahen nur die beste Gesellschaft bei sich. Die jungen Leute machten Visachen den Hof, und der Untersuchungsrichter



Petrischtschew, der Sohn Dmitrij Zwanowitsch Petrischtschews und der einzige Erbe seines Vermögens, begann Lisachen so sehr den Hof zu machen, daß Zwan Iljitsch und Praskowja Fjodorowna schon darüber sprachen, ob man nicht eine gemeinsame Spazierfahrt oder eine Theateraufführung arrangieren sollte. Das war ihr Leben. So ging es, immer in gleicher Weise, und alles war sehr gut.



Alle waren gesund; man konnte es nicht Krankheit nennen, wenn Zwan Iljitsch manchmal sagte, er habe einen eigentümlichen Geschmack im Munde und ein Unbehagen auf der linken Magenseite.

Aber dies Unbehagen wurde immer größer und verwandelte sich, wenn auch nicht in einen Schmerz, so doch in ein Gefühl beständigen Druckes an der Seite und in eine schlechte Gemütsstimmung. Diese schlechte Gemütsstimmung wurde immer stärker und stärker und begann das Behagen des leichten, wohlstandigen Lebens, das in der Familie Golowin sich herausgebildet hatte, zu zerstören. Mann und Frau zankten sich immer häufiger und häufiger, und bald schwand die Leichtigkeit und das Behagen; und die Wohlständigkeit, die allein übrig war, hielt sich mit knapper Not. Die häuslichen Szenen wurden wieder häufiger. Wiederum blieben nur kleine Inselchen,

auf denen Mann und Frau ohne Ausbrüche einander begegnen konnten, und es waren nicht viele. Praskowja Fjodorowna sagte jetzt nicht ohne Grund, ihr Mann habe einen schwierigen Charakter. Mit der ihr eigenen Sucht zur Übertreibung sagte sie, er habe immer diesen schwierigen Charakter gehabt, und man müsse so gut sein wie sie, um das zwanzig Jahre lang zu ertragen. Die Wahrheit war, daß die Zwistigkeiten jetzt von ihm ausgingen; seine Nörgeleien fingen immer gerade vor Tisch an, oft in dem Augenblick, wo er zu essen begann, während der Suppe. Bald bemerkte er, daß irgend ein Stück vom Service zerbrochen sei, bald war das Essen nicht gut, bald hatte der Sohn den Ellbogen auf den Tisch gelegt, bald störte ihn die Tochter, und an allem sollte Praskowja Fjodorowna schuld sein. Anfänglich machte Praskowja Fjodorowna Einwände und sagte ihm unangenehme Dinge. Ein paarmal aber war er gerade beim Beginn des Mittagessens in solche Wut geraten, daß ihr klar wurde, es handle sich um einen krankhaften Zustand, den das Essen bei ihm hervorrief, und darum überwand sie sich: sie machte keine Einwände mehr und sorgte nur dafür, daß das Mittagessen schnell beendigt werde. Diese Überwindung rechnete Praskowja Fjodorowna sich als ein großes Verdienst an. Sie war zu dem Schluß gekommen, ihr Mann habe einen schrecklichen Charakter, er



sei das Unglück ihres Lebens, und darum fing sie an mit sich selbst Mitleid zu haben; und je mehr sie Mitleid mit sich hatte, desto schlimmer haßte sie ihren Mann. In ihrem Herzen erwachte der Wunsch, er möchte sterben, und doch konnte sie das nicht wünschen, denn damit hörte ja auch das Gehalt auf. Und das stachelte sie noch mehr gegen ihn auf. Sie hielt sich für schrecklich unglücklich, gerade darum, weil auch sein Tod sie nicht retten konnte; sie wurde immer reizbarer und suchte das zu verbergen, und diese verborgene Reizbarkeit erhöhte wiederum seine Reizbarkeit.

Nach einer Szene, in der Iwan Iljitsch besonders erregt gewesen war und nach der er zu seiner Entschuldigung sagte, daß er in der That reizbar sei, daß das aber von seiner Krankheit komme, sagte sie ihm, wenn er krank sei, müsse er etwas zu seiner Heilung tun, und verlangte von ihm, daß er einen berühmten Arzt aufsuche.

Er suchte ihn auch auf. Alles war, wie er erwartet hatte; alles war, wie es immer ist. Das Warten, die aufgeblasene Wichtigtuerei, wie sie die Ärzte an sich haben und die ihm auch bekannt war, denn es war dieselbe, die er an sich vom Gericht her kannte, das Beklopfen, das Behorchen, die Fragen, die von vornherein bestimmte und sichtlich überflüssige Antworten verlangten, der bedeutungsvolle Ausdruck, der soviel sagen sollte wie: Gebt euch nur in unsere Hand, wir werden schon



alles machen; wir wissen sehr gut und bombensicher, wie alles zu machen ist, alles auf die gleiche Art für jeden, der zu uns kommt. Alles war ganz so, wie im Gericht. Wie er vor Gericht die Beklagten mit bedeutungsvoller Miene zu betrachten pflegte, ganz so betrachtete der berühmte Arzt auch ihn mit wichtiger Miene.

Der Doktor sagte: Das und das beweist, daß bei Ihnen im Innern das und das vorgeht; wenn das aber nicht bestätigt wird durch die Untersuchung von dem und dem, so muß man annehmen, daß Sie das und das haben. Nimmt man aber das und das an, dann . . . usw. Iwan Iljitsch war nur eine Frage wichtig: ob sein Zustand gefährlich ist oder nicht. Der Doktor aber ignorierte diese ungehörige Frage. Vom Standpunkte des Doktors war diese Frage müßig und stand gar nicht zur Beurteilung; es handelte sich nur um die Abwägung gewisser Wahrscheinlichkeiten: war es eine wandernde Niere, ein chronischer Katarrh oder eine Krankheit des Blinddarms. Die Frage war nicht: ist Iwan Iljitschs Leben in Gefahr, es war vielmehr ein Streit zwischen der wandernden Niere und dem Blinddarm. Und diesen Streit entschied der Doktor vor Iwan Iljitschs Augen auf die glänzendste Weise zugunsten des Blinddarms, machte jedoch den Vorbehalt, daß die Untersuchung des Harns vielleicht neue Anhaltspunkte geben könne und daß der Prozeß dann revi-

diert werden würde. Es war auf ein Haar dasselbe, was Iwan Iljitsch selbst tausendmal in der gleichen glänzenden Weise mit seinen Angeklagten gemacht hatte. Ganz so glänzend faßte der Doktor sein Schlußergebnis zusammen, ganz so triumphierend heiter blickte er über seine Brille hinweg den Angeklagten an. Aus dem Endergebnis des Doktors zog Iwan Iljitsch die Schlußfolgerung, daß es schlecht stehe, daß das zwar dem Doktor und schließlich auch allen andern ganz gleichgültig sei, daß es mit ihm aber schlecht stehe. Und diese Schlußfolgerung traf Iwan Iljitsch schmerzlich und rief in seiner Brust das Gefühl großen Mitleids mit sich und großer Erbitterung gegen den Doktor hervor, der sich zu einer so wichtigen Frage so gleichgültig verhielt.

Aber er sagte kein Wort; er erhob sich, legte das Geld auf den Tisch und seufzte; dann sagte er: Wir Kranke stellen Ihnen gewiß oft unpassende Fragen. Ist es überhaupt eine gefährliche Krankheit oder nicht? . . .

Der Doktor sah ihn mit einem Auge scharf über seine Brille hinweg an, als wollte er sagen: Angeklagter, wenn Sie nicht in den Grenzen der an Sie gerichteten Fragen bleiben werden, werde ich genötigt sein, Sie aus dem Sitzungssaale weisen zu lassen.

Ich habe Ihnen schon gesagt, was ich für nötig und nützlich halte, sagte der Doktor. Das weitere



wird die Untersuchung ergeben. Und damit verbeugte sich der Doktor.

Iwan Iljitsch ging langsam hinaus, bestieg niedergeschlagen einen Schlitten und fuhr nach Hause. Den ganzen Weg wiederholte er immer vor sich hin, was der Doktor gesagt hatte, und bemühte sich, all die verzwickten, unklaren, wissenschaftlichen Ausdrücke in die gewöhnliche Rede zu übertragen und aus ihnen die Antwort auf die Frage herauszulesen: Steht es schlecht, steht es sehr schlecht mit mir oder geht es noch so so? Und es schien ihm, als wäre der Inhalt alles dessen, was der Doktor gesagt hatte, es stehe sehr schlecht mit ihm. In den Straßen kam Iwan Iljitsch alles traurig vor: die Kutscher waren traurig, die Häuser, die Menschen, die vorüberkamen, die Läden. Der Schmerz, der dumpfe nagende Schmerz, der nicht einen Augenblick Ruhe gab, schien im Zusammenhange mit den unklaren Reden des Doktors eine andere, ernstere Bedeutung bekommen zu haben. Iwan Iljitsch beobachtete sich jetzt mit einem neuen, niederdrückenden Gefühl.

Als er zu Hause angekommen war, erzählte er alles seiner Frau. Die Frau hörte ihm zu, aber mitten in seiner Erzählung trat die Tochter ein; sie hatte den Hut auf und war im Begriff mit der Mutter auszugehen. Mit Überwindung setzte sie sich hin, um die langweilige Geschichte mit anzu-

hören, sie hielt es aber nicht lange aus, und auch die Mutter hörte nicht bis zu Ende zu.

Nun, ich bin sehr froh, sagte die Frau, sei also jetzt vorsichtig und nimm regelmäßig die Medizin. Gib mir das Rezept, ich schicke Gerassim in die Apotheke. Damit ging sie hinaus, um sich anzukleiden.

Er atmete nicht, so lange sie noch im Zimmer war, und seufzte schwer auf, als sie es verlassen hatte.

Was soll man tun, sagte er, vielleicht ist es auch wirklich nicht schlimm.

Er nahm nun die Medizin und kam den Vorschriften des Arztes nach, die nach der Untersuchung des Harns verändert wurden. Nun geschah es aber, daß bei der Untersuchung und bei dem, was darauf folgen sollte, ein Versehen unterlief. Der Doktor selbst war nicht zu erreichen, und so kam es, daß nicht das geschah, was der Doktor ihm gesagt hatte. Entweder hatte er etwas vergessen oder er hatte gelogen, oder er hatte ihm etwas verheimlicht.

Trotzdem erfüllte Iwan Iljitsch genau die Vorschriften und fand für die erste Zeit in ihrer Erfüllung einen Trost.

Iwan Iljitschs Hauptbeschäftigung wurde von dem Tage des ersten Besuches bei dem Arzte die genaue Erfüllung der Vorschriften in bezug auf Hygiene und die regelmäßige Einnahme der Arznei,

die aufmerksame Beobachtung seines Schmerzes und aller Berrichtungen seines Organismus. Iwan Iljitschs Hauptinteressen waren fortan die Krankheiten und die Gesundheit der Menschen. Sprach man in seiner Gegenwart von Kranken, von Verstorbenen, von Wiederhergestellten, besonders von einer Krankheit, die seiner ähnlich war, so bemühte er sich, seine Erregung zu unterdrücken und horchte aufmerksam zu, stellte allerlei Fragen und zog Schlüsse auf seine Krankheit.

Der Schmerz wurde nicht schwächer. Iwan Iljitsch aber gab sich alle Mühe, um sich glauben zu machen, es gehe ihm besser. Und er konnte sich täuschen, solange er keine Aufregung hatte; sobald er aber eine Unannehmlichkeit mit seiner Frau hatte, einen Mißerfolg im Amt, schlechte Karten im „Wint“ — empfand er sofort die ganze Stärke seiner Krankheit. Früher hatte er solche Mißerfolge überwunden; die Hoffnung, das Schlimme wieder gut zu machen, durchzukämpfen, wieder einen Erfolg abzuwarten, eine große Leistung zu vollführen, hielt ihn aufrecht. Jetzt aber drückte ihn jeder Mißerfolg nieder und brachte ihn zur Verzweiflung. Er sagte sich: Gerade ging es mir besser, die Medizin fing gerade an zu wirken, da kommt dies vermaledeite Unglück oder diese Unannehmlichkeit . . . und er war wütend über das Unglück oder auf die Menschen, die ihm Widerwärtigkeiten bereiteten und an seinem

Leben nagten, und er fühlte, wie diese Wut ihm das Leben zerstörte, vermochte aber nicht ihrer Herr zu werden. Man sollte meinen, er hätte wissen müssen, daß diese Erbitterung gegen die Verhältnisse und gegen die Menschen seine Krankheit verschlimmere, und den unangenehmen Zwischenfällen weniger Beachtung schenken müssen; er stellte aber die genau entgegengesetzte Betrachtung an: er meinte, er brauche Ruhe, beobachtete alles, was diese Ruhe stören konnte, und geriet bei der kleinsten Störung in große Aufregung. Seine Lage wurde dadurch noch schlimmer, daß er medizinische Bücher las und allerlei Ärzte zu Rate zog. Die Verschlimmerung ging so langsam, daß er sich täuschen konnte, wenn er einen Tag mit dem andern verglich — der Unterschied war gering. Wenn er aber mit den Ärzten sprach, dann schien es ihm, als ginge es bergab, und sogar rapid. Und trotzdem fragte er immer wieder die Ärzte um Rat.

In diesem Monat suchte er eine andere Berühmtheit auf. Die andere Berühmtheit sagte beinahe dasselbe wie die erste, stellte aber die Fragen anders, und die Beratung mit dieser Berühmtheit steigerte nur Iwan Iljitschs Zweifel und Furcht. Der Freund eines seiner Freunde, ein sehr guter Arzt, stellte noch eine ganz andere Diagnose. Obgleich er ihm Heilung versprach, machte er Iwan Iljitsch mit seinen Fragen und Vorschlägen nur noch mehr besorgt und bestärkte seine Zweifel.

Ein Homöopath stellte noch eine andere Diagnose und gab ihm eine Arznei, und Iwan Iljitsch nahm sie eine Woche hindurch, verheimlichte das aber vor allen. Da er jedoch nach dieser Woche keine Erleichterung fühlte, verlor er das Vertrauen sowohl zu den früheren Kuren wie auch zu dieser und verfiel in eine noch größere Niedergeschlagenheit. Eines Tages erzählte eine Bekannte von einer Heilung durch Heiligenbilder. Iwan Iljitsch ertappte sich dabei, daß er aufmerksam zuhörte und an die Wahrheit des Erzählten glaubte. Dieser Vorfall erschreckte ihn. Sollte ich schwachsinnig geworden sein? sagte er zu sich selber; Dummheiten! Alles Unsinn! Man darf sich nicht der Zweifelsucht überlassen, man muß sich einen Arzt wählen und seine Heilmethode streng befolgen. So will ich tun. Jetzt mache ich Schluß. Ich will gar nicht grübeln. Ich will bis zum Sommer die Kur streng durchführen. Dann wird sich's zeigen. Jetzt muß dies Schwanken ein Ende haben! . . . Das war leicht gesagt, aber schwer getan. Der Schmerz in den Seiten hörte nicht auf zu quälen, schien sogar immer stärker, immer andauernder zu werden; der schlechte Geschmack im Munde wurde immer sonderbarer, der Appetit und die Kräfte nahmen immer mehr ab. Man konnte sich nicht täuschen: es ging etwas Schreckliches mit ihm vor, etwas Neues, etwas so Bedeutendes, wie es Iwan Iljitsch bedeutender nie im Leben erfahren hatte.



Und nur er allein wußte das; alle die Menschen aber, die ihn umgaben, verstanden es nicht oder wollten es nicht verstehen und glaubten, alles in der Welt stünde wie früher. — Das quälte Iwan Iljitsch mehr als andere. Seine Hausgenossen, vor allem seine Frau und Tochter, die von der Hochflut des Gesellschaftslebens in Anspruch genommen waren, verstanden — er sah das — nicht das geringste und waren ärgerlich, daß er so verdrießlich und so anspruchsvoll war, als ob er schuld daran wäre. Obgleich sie sich Mühe gaben das zu verbergen, sah er doch, daß er ihnen ein Hindernis war; daß seine Frau sich ein bestimmtes Verhalten zu seiner Krankheit zurechtgelegt hatte und sich daran hielt, ohne Rücksicht auf das, was er sprach oder tat. Dieses Verhalten war etwa folgender Art: „Sie müssen wissen, sagte sie zu Bekannten, Iwan Iljitsch kann, wie alle guten Menschen, die vorgeschriebene Kur nicht streng einhalten; heut nimmt er Tropfen, ist vorschriftsmäßig und geht rechtzeitig zu Bett, ein andermal vergißt er, wenn ich nicht darauf sehe, sie zu nehmen, ist Stör, was er nicht darf, und sitzt auch manchmal beim „Wint“ bis über Mitternacht.“

Wann war denn das? sagte dann wohl einmal Iwan Iljitsch ärgerlich; ein einziges Mal bei Pjotr Iwanowitsch.

Und gestern mit Schebeko.

Ich hätte sowieso vor Schmerzen nicht schlafen können . . .

Gründe gibt's immer, aber gesund werden kannst du auf die Weise gewiß nicht und quälst uns nur.

Das äußerliche Verhältnis Praskowja Fjodorownas zu der Krankheit ihres Mannes, über das sie mit andern und mit ihm selber sprach, war das, daß Iwan Iljitsch an der Krankheit schuld sei, und daß die ganze Krankheit eine neue Unannehmlichkeit sei, die er seiner Frau zufüge. Iwan Iljitsch fühlte, daß ihr solche Worte wider Willen entschlüpfen, aber das machte es ihm nicht leichter.

Bei Gericht bemerkte Iwan Iljitsch oder glaubte er das gleiche sonderbare Verhalten ihm gegenüber zu bemerken: bald schien es ihm, als betrachte man ihn wie einen Menschen, der bald seinen Platz räumen würde; bald fingen seine Freunde an, freundschaftlich seine Ängstlichkeit zu verspotten, als wäre das Entsetzliche und Schreckliche, das Unerhörte, das sich in seinem Innern festgesetzt hatte, das unaufhörlich an ihm nagte und ihn unaufhaltsam mit sich forttrieb, der angenehmste Gegenstand für Scherze. Besonders ärgerte ihn Schwarz mit seiner Freude an Scherzen, seiner Lebhaftigkeit und seiner Korrektheit, die Iwan Iljitsch an sein eigenes Wesen, wie es vor zehn Jahren war, erinnerte.

Eines Tages waren Freunde zur Wintpartie

gekommen. Man setzte sich, es wurden Karten gegeben, die neuen Karten wurden gemischt, Karo zu Karo gelegt. Es waren sieben. Ein Partner sagte: keine Trümpfe und spielte zwei Karos. Was konnte man mehr verlangen? Das war famos, das mußte einen Schlemm geben. Da plötzlich fühlt Iwan Iljitsch diesen nagenden Schmerz, diesen Geschmack im Munde, und es erscheint ihm ungeheuerlich, daß er sich dabei über einen Schlemm freuen kann.

Er sieht seinen Partner, Michail Michajlowitsch, an, wie der nervös mit der Hand auf den Tisch schlägt und höflich und herablassend mit der Einziehung der Stiche zögert, wie er sie Iwan Iljitsch zuschiebt, um ihm das Vergnügen zu machen, sie einzusammeln, ohne daß er sich anstrengt, ohne daß er die Hand weit auszustrecken braucht. — Wie? denkt er etwa, ich bin so schwach, daß ich die Hand nicht weit ausstrecken kann? denkt Iwan Iljitsch, vergißt die Trümpfe, spielt überflüssigerweise noch Trümpfe aus, verliert einen Schlemm weniger drei und, was für ihn das Schrecklichste ist, er sieht, wie Michail Michajlowitsch dabei leidet, während es ihm gleichgültig ist. Und es ist ihm schrecklich, daran zu denken, warum es ihm gleichgültig ist.

Alle sehen, daß es ihn anstrengt und sagen ihm: Wir können aufhören, wenn Sie müde sind. Ruhen Sie aus. — Ausruhen? Nein, er ist nicht im

geringsten müde, der Robber wird zu Ende gespielt. Alle sind gedrückt und schweigsam. Iwan Iljitsch fühlt, daß er diese gedrückte Stimmung hervorgerufen hat, und kann sie nicht verscheuchen. Man ißt zu Abend und geht nach Haus; Iwan Iljitsch bleibt allein zurück mit dem Bewußtsein, daß sein Leben für ihn vergiftet ist, daß er das Leben der andern vergifte, und daß der Giftstoff nicht schwächer wird, sondern mehr und mehr sein ganzes Dasein durchsetze.

Und mit diesem Bewußtsein, das noch verstärkt wird durch den körperlichen Schmerz und durch das Entsetzen, muß man sich zu Bett legen und kann oft vor Schmerz den größeren Teil der Nacht nicht schlafen. Und am andern Morgen muß man wieder aufstehen, sich ankleiden, aufs Gericht gehen, sprechen, schreiben, und wenn man nicht aufs Gericht geht, zu Hause sitzen mit diesen vierundzwanzig Stunden am Tage, von denen jede eine Qual ist. Und so allein am Rande des Abgrundes leben zu müssen, nicht einen Menschen zu haben, der einen versteht und mit einem fühlt.



So vergingen ein, zwei Monate. Vor Neujahr kam sein Schwager nach der Stadt, in der sie wohnten, und nahm bei ihnen Quartier. Iwan Iljitsch war auf dem Gericht, Praskowja Fjodorowna war

in die Stadt gegangen, um Einkäufe zu machen. Als er in sein Arbeitszimmer trat, traf er dort seinen Schwager, einen gesunden Mann von großer Frische, wie er selbst seinen Koffer auspackte. Als dieser Iwan Iljitschs Schritte hörte, erhob er den Kopf und sah ihn einen Augenblick schweigend an. Dieser Blick verriet Iwan Iljitsch alles. Der Schwager sperrte den Mund weit auf, als wollte er ein Ach ausstoßen, überwand sich aber. Diese Bewegung bestätigte alles.

Nicht wahr, ich habe mich verändert?

Ja . . . eine gewisse Veränderung ist da.

Und so oft Iwan Iljitsch später auch seinen Schwager zu einem Gespräch über sein Aussehen bringen wollte, hüllte sich der Schwager in Schweigen. Praskowja Fjodorowna kam nach Hause, und der Schwager ging mit ihr. Da schloß Iwan Iljitsch die Tür und trat vor den Spiegel, um sich zu betrachten, erst von vorn, dann von den Seiten. Er nahm das Bild, auf dem er mit seiner Frau dargestellt war, und verglich es mit dem Bilde, das er im Spiegel sah. Die Veränderung war außerordentlich. Dann entblökte er seine Arme bis zum Ellbogen, betrachtete sie, ließ die Ärmel wieder herunter, setzte sich auf die Ottomane und wurde düsterer als die Nacht.

Nein doch, nein doch, sagte er zu sich selber, sprang auf, trat an den Tisch, schlug die Akten auf und versuchte darin zu lesen; aber er konnte es



nicht. Er öffnete die Tür und ging in den Salon. Die Tür zum Empfangszimmer war verschlossen; er ging auf den Fußspitzen heran und horchte.

Nicht doch, du übertreibst, sagte Praskowja Fjodorowna.

Ich übertreibe? Siehst du denn nicht — er ist ein toter Mann; sieh doch nur seine Augen, wie matt sie sind, ohne Glanz. — Was fehlt ihm denn eigentlich?

Das weiß kein Mensch. Nikolajew (so hieß der zweite Arzt) hat etwas gesagt, aber ich weiß nicht recht was; Beschtschetikfi (das war der berühmte Arzt) hat das Gegenteil gesagt . . .

Iwan Iljitsch ging von der Tür fort, er zog sich in sein Zimmer zurück und legte sich nieder. Durch seine Gedanken ging es: „Niere, wandernde Niere.“ Alles was ihm die Ärzte gesagt hatten, zog durch seine Erinnerung: wie sie sich losgelöst hat und wie sie wandert. Und mit aller Anspannung seiner Phantasie mühte er sich, diese Niere zu fassen und festzuhalten, sie an eine Stelle zu bannen. Es muß doch möglich sein, so schien es ihm. „Nein, ich will noch Pjotr Iwanowitsch auffuchen. (Das war der Freund, der den Arzt zum Freunde hatte.)“ Er schellte, befahl anzuspannen und machte sich zur Fahrt bereit.

Wo willst du hin, Iwan? fragte seine Frau mit einem besonders traurigen und ungewohnt freundlichen Ausdruck.



Dieser ungewohnt freundliche Ausdruck erregte seinen Zorn; er warf ihr einen finstern Blick zu.

Ich muß zu Pjotr Iwanowitsch.

Er fuhr zu dem Freunde, der den Arzt zum Freunde hatte, und mit ihm zusammen zu dem Arzt. Er traf ihn auch und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

Da er das, was nach der Ansicht des Arztes in ihm vorging, anatomisch und physiologisch in allen Einzelheiten durchprüfte, war ihm alles klar.

Es war eine Kleinigkeit, eine winzige Kleinigkeit im Blinddarm. Das konnte alles wieder gut werden. Wenn man die Energie des einen Organs stärkte und die Tätigkeit des andern herabsetzte, so mußte eine Aufsaugung eintreten und alles wieder gut werden. Er kam ein wenig zu spät zu Tisch. Er speiste, unterhielt sich heiter, konnte aber nicht bald in sein Zimmer gehen, um seine Beschäftigung aufzunehmen. Endlich ging er in sein Arbeitszimmer und setzte sich sofort an die Arbeit. Er las fleißig die Akten, konnte aber den Gedanken nicht los werden, daß er eine wichtige Herzenssache aufgeschoben habe, um sich später, wenn die Arbeit fertig war, mit ihr zu beschäftigen. Als er seine Arbeit beendet hatte, fiel ihm ein, diese Herzenssache sei das Nachdenken über den Blinddarm. Er überließ sich aber diesem Gedanken nicht, sondern ging ins Empfangszimmer zum Tee. Es waren Gäste da, man

plauderte, man spielte Klavier, man sang, der Untersuchungsrichter war auch da, der erwünschte Bewerber um die Tochter. Iwan Iljitsch brachte den Abend, wie Praskowja Fjodorowna beobachtete, in besserer Stimmung hin als sonst; aber nicht einen Augenblick vergaß er, daß er eine wichtige Angelegenheit, den Gedanken an den Blinddarm verschoben habe. Um 11 Uhr empfahl er sich und ging in sein Zimmer. Er schlief seit dem Beginne seiner Krankheit allein in einem kleinen Stübchen neben seinem Arbeitszimmer. Dort ging er hin, kleidete sich aus, griff nach einem Roman von Zola, las ihn aber nicht, sondern dachte nach. Und in seiner Phantasie vollzog sich die erwünschte Besserung des Blinddarms: eines wurde aufgelogen, anderes ausgestoßen, die regelmäßige Tätigkeit war wiederhergestellt. „Das muß alles so sein, sagte er zu sich selber, man muß nur der Natur zu Hilfe kommen.“ Da fiel ihm die Medizin ein; er richtete sich auf, nahm ein, legte sich auf den Rücken und horchte, wie wohltuend die Arznei wirkte und wie sie den Schmerz stillte. — „Nur immer regelmäßig einnehmen und schädliche Einwirkungen vermeiden; ich fühle mich jetzt schon ein wenig besser, weit besser.“ Er betastete seine Seite — das Tasten schmerzte nicht. „Ja, ich fühle nichts — wahrhaftig schon viel besser.“ Er löschte das Licht und legte sich auf die Seite . . . der Blinddarm bessert sich, er saugt die schlech-

ten Säfte auf. Plötzlich fühlte er den wohl-  
bekannten, alten, dumpfen, nagenden, hartnäckigen,  
stillschleichenden, starken Schmerz. Im Munde war  
der wohlbekannte üble Geschmack! Sein Herz  
krampfte sich zusammen, durch seinen Kopf zogen  
wirbelnd die Gedanken. Mein Gott, mein Gott!  
sprach er vor sich hin, immer wieder, immer wieder  
und ohne Ende! Und plötzlich sah er die Sache  
von einer ganz andern Seite an. „Der Blind-  
darm, die Niere!“ sagte er zu sich selber. „Nicht  
um den Blinddarm, nicht um die Niere handelt es  
sich, es handelt sich um Leben und ... Tod. Ja,  
das Leben ist gewesen, und es entflieht, es ent-  
flieht und ich kann es nicht halten. Ja. Wozu  
mich täuschen? Sehen es nicht alle, außer mir,  
daß ich ein Sterbender bin? Und die Frage ist  
nur: wieviel Wochen, wieviel Tage noch — viel-  
leicht ein Augenblick, daß ich dem Tod entgegen-  
gehe? Eben noch Licht und im Augenblick Nacht.  
— Eben war ich noch hier, und jetzt bin ich dort!  
— Wo?“ Ein kalter Schauer rieselte über seinen  
Körper, der Atem stockte. Er hörte nur das  
Pochen seines Herzens.

„Wenn ich nicht mehr bin, was wird dann sein?  
Nichts wird sein. Wo aber werde ich sein, wenn  
ich nicht mehr bin? Ist's wirklich der Tod? Nein,  
ich will nicht.“ Er sprang auf und wollte ein Licht  
anzünden; er tastete mit den zitternden Händen um-  
her, warf Leuchter und Licht auf den Fußboden

und sank wieder auf das Kissen zurück. — „Wozu? Es ist ja alles gleich,“ sagte er zu sich und sah mit offenen Augen in die Finsternis hinein. „Der Tod. Ja, der Tod. Und sie wissen's nicht, keiner weiß es, keiner will es wissen, keiner hat Mitleid mit mir. Sie spielen. (Er hörte durch die Tür ein fernes Stimmengeschmetter und ein Nachspiel.) Ihnen ist es gleich, aber sie werden auch sterben. Narretei! Ich früher, sie später; sie trifft ganz dasselbe. Und sie sind lustig. Diese Ochsen!“ Die Wut erstickte ihn. Und es wurde ihm qualvoll, unerträglich schwer zumute. „Ist es denn möglich, daß alle Menschen immer zu dieser entsetzlichen Angst verurteilt waren?“ Er erhob sich.

„So kann es nicht sein. Ich muß mich beruhigen, ich muß alles noch einmal überdenken.“ Und er begann nachzudenken. „Ja, so fing die Krankheit an. Ich habe mich an der Seite gestoßen und war doch ganz, wie früher; es bohrte ein wenig, dann mehr, dann kamen die Ärzte, dann meine Niedergeschlagenheit und Schwermut, dann wieder die Ärzte; und ich schritt immer näher und näher dem Abgrund zu. Die Kräfte nahmen ab. Immer näher, immer näher. Ich wurde immer hagerer, meine Augen verloren den Glanz. Der Tod kommt und meine Gedanken sind bei dem Blinddarm. Ich denke nach, wie ich den Blinddarm heilen kann, und es ist der Tod. — Ist's wirklich der Tod?“ — Wieder packte ihn



das Entsetzen, Atemnot trat ein, er beugte sich vor, um die Streichhölzer zu suchen, und stieß mit dem Ellbogen gegen das Nachttischchen. Es hinderte ihn und tat ihm weh; er wurde wütend, stemmte sich in seinem Ärger stärker dagegen und warf das Nachttischchen um. Und in der Verzweiflung warf er sich keuchend auf den Rücken und erwartete jeden Augenblick den Tod.

Seine Gäste verließen gerade das Haus; Praschowa Fjodorowna begleitete sie hinaus. Sie hatte das Fallen gehört und kam herein.

Was ist dir?

Nichts, ich habe unversehens etwas umgestoßen.

Sie ging hinaus und brachte ein Licht. Er lag da und atmete schwer und schnell, wie ein Mensch, der eine große Strecke gelaufen ist, und sah sie mit starren Augen an.

Was ist dir, Iwan?

Ni—chts. Ich ha—be da—as um—ge—stoßen. „Wozu sage ich ihr das? Sie versteht's doch nicht,“ dachte er. Sie verstand es wirklich nicht. Sie hob das Tischchen auf, zündete ihm das Licht an und ging schnell hinaus. Sie mußte den Gästen das Geleit geben.

Als sie wiederkam, lag er immer noch so auf dem Rücken da und starrte in die Höhe.

Was ist dir? Ist dir schlechter?

Ja.

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich.

Weißt du, Jean, ich denke, wir bitten Beschäftigte her.

Das heißt, einen berühmten Arzt holen und die große Ausgabe nicht scheuen. Er lächelte giftig und sagte: Nein. Sie saß noch eine Weile, dann trat sie zu ihm heran und küßte ihn auf die Stirn.

Er haßte sie in diesem Augenblick, da sie ihn küßte, aus allen Kräften seiner Seele, und er mußte sich überwinden, um sie nicht zurückzustoßen.

Gute Nacht; du wirst mit Gottes Hilfe schlafen.

Ja.



Iwan Iljitsch sah, daß es mit ihm zu Ende ging, und war in beständiger Verzweiflung.

Im innersten Wesen wußte Iwan Iljitsch wohl, daß es mit ihm zu Ende ging, aber er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, ja noch mehr, er faßte ihn einfach nicht, er war nicht imstande ihn zu fassen.

Das Beispiel für den Syllogismus, das er aus Kiesewetters Logik gelernt hatte: Cajus ist ein Mensch, die Menschen sind sterblich, folglich ist Cajus sterblich, — war ihm sein ganzes Leben hindurch nur in bezug auf Cajus richtig erschienen, nie in bezug auf seine Person. Das war der Mensch Cajus, der Mensch im allgemeinen, und da war es auch vollkommen gerechtfertigt; er war



doch aber nicht Cajus, nicht der Mensch im allgemeinen, er war doch stets ein Wesen, das sich ganz und gar von allen unterschied; er war der Wanja gewesen, der seine Mama, seinen Papa, seinen Mitja, seinen Wolodja, sein Spielzeug, seinen Kutscher, seine Wärterin — späterhin seine Katinka gehabt, der Wanja mit allen Freuden, allem Leid, aller Begeisterung der Kindheit, des Knabenalters, der Jünglingsjahre. Hat Cajus den Geruch des bunten Lederballes gekannt, den Wanja so gern gehabt? Hat Cajus der Mutter so die Hand geküßt, hat für Cajus die Seide des faltenreichen Kleides der Mutter so gerauscht? Hat er sich auf der Rechtsschule wegen der Kuchen gerauft? War Cajus so verliebt gewesen? Hat Cajus wohl eine Sitzung so leiten können?

Gewiß, Cajus ist sterblich; daß er stirbt, ist ganz in der Ordnung. Aber ich, Wanja, Iwan Iljitsch, mit all meinen Empfindungen und Gedanken, ich — das ist etwas anderes. Unmöglich kommt auch mir zu, zu sterben. Das wäre zu schrecklich!

Dies waren seine Empfindungen.

„Müßte ich auch sterben wie Cajus, so würde ich das auch wissen, eine innere Stimme würde es mir gesagt haben; aber ich habe nichts derart in meinem Innern vernommen, und ich und alle meine Freunde, wir waren der Meinung, es sei ein ander Ding als mit Cajus. Und nun steht es so!“ sprach er zu sich selber. „Es kann nicht sein! Es kann

nicht sein und ist doch! Wie ist das möglich? Wie ist das zu begreifen?“

Und er konnte es nicht begreifen und gab sich Mühe, diesen Gedanken als einen falschen, unvernünftigen, krankhaften von sich zu weisen und ihn durch andere vernünftige, gesunde Gedanken zu verdrängen. Aber dieser Gedanke, und nicht bloß der Gedanke, sondern etwas wie Wirklichkeit, kam immer wieder und stand da vor seinem geistigen Auge.

Und er rief an Stelle dieses Gedankens andere Gedanken herbei, einen nach dem andern, und hoffte in ihnen eine Stütze zu finden. Er versuchte zu früheren Gedankengängen zurückzukehren, die ihm einstens den Gedanken an den Tod verhüllt hatten. Aber seltsam, alles was einst das Bewußtsein des Todes verhüllt, verdeckt, vernichtet hatte, vermochte jetzt nicht mehr diese Wirkung hervorzubringen. Die letzte Zeit hatte Iwan Iljitsch meist mit diesen Versuchen den früheren Gang seiner Empfindungen, die ihm den Tod verhüllten, wiederhergestellt. Bald sagte er sich: „Ich will mich meinen amtlichen Pflichten hingeben, ich habe doch immer in ihnen gelebt.“ Und er ging aufs Gericht, wies alle Zweifel weit von sich, knüpfte mit den Kameraden Unterhaltungen an, nahm seinen Platz ein nach alter Gewohnheit, ließ zerstreut und versonnen seinen Blick über die Menge schweifen und stützte sich mit den beiden abge-

magerten Armen auf die Seitenlehnen des Eichen-  
sessels, neigte sich, wie er es immer getan hatte,  
zu seinem Kollegen hin, schob ihm die Akten zu,  
wechselte mit ihm flüsternd ein paar Worte, schlug  
dann plötzlich die Augen auf, gab sich Haltung  
und sprach die üblichen Worte, mit denen er die  
Verhandlung eröffnete. Plötzlich aber, mitten drin,  
began der Schmerz an der Seite, ohne Rücksicht  
auf die Phase, in der sich die Verhandlung befand,  
seine nagende Tätigkeit. Swan Iljitsch merkte auf,  
wies den Gedanken an ihn von sich — aber er  
setzte sein Werk fort, und „er“ kam und stand auf-  
recht vor ihm und hielt seinen Blick auf ihn ge-  
richtet. Und Swan Iljitsch ward starr, das Feuer  
seiner Augen erlosch. Und wieder begann er sich  
zu fragen: sollte nur „er“ im Rechte sein? Und die  
Kollegen und Unterbeamten sahen mit Bewunde-  
rung und Ärger, daß er, ein so glänzender, scharf-  
sinniger Richter, unklar war und Fehler machte.  
Er rüttelte sich auf, er gab sich alle Mühe zu sich  
zu kommen und führte die Sitzung, so gut es ging,  
zu Ende. Dann ging er nach Hause mit dem trau-  
rigen Bewußtsein, daß seine richterliche Tätigkeit  
ihm nicht mehr wie einst verbergen kann, was er  
zu verbergen wünschte; daß ihm die richterliche  
Tätigkeit keinen Schutz mehr gewähre gegen „ihn“.  
Und, was das aller schlimmste war, „er“ zog seine  
Aufmerksamkeit auf sich, nicht damit er etwas tue,  
sondern nur daß er ihn ansehe, ihm gerade in die



Augen sehe, daß er ihn ansehe und, ohne etwas zu tun, sich unsagbar quäle.

Und um diesem Zustande zu entfliehen, suchte Iwan Iljitsch Trost, andere Schutzwände, und diese Schutzwände ließen sich auch finden und schienen für einige Zeit Rettung zu gewähren, aber nicht für lange; stürzten sie nicht gerade zusammen, so wurden sie doch durchsichtig, als durchdringe „er“ alles, als könne „ihn“ nichts abhalten.

In dieser letzten Zeit kam er einmal in das Empfangszimmer, in dem er ausgeglitten war, für dessen Einrichtung er — wie er mit giftigem Spott sagte — sein Leben geopfert hatte, denn er wußte doch, daß sein Schmerz mit dieser Verletzung begonnen hatte; er trat ein und bemerkte, daß auf dem polierten Tisch eine Schramme war, die ein scharfer Gegenstand eingeritzt hatte. Er forschte nach der Ursache und fand sie in einem Album mit einer Bronzeverzierung, die am Rande verbogen war. Er nahm das kostbare Album, das er mit Liebe zusammengestellt hatte, und ärgerte sich über die Nachlässigkeit der Tochter und ihrer Freundinnen. Da war es zerrissen, da saßen die Bilder verkehrt. Mit aller Sorgfalt stellte er die Ordnung wieder her und bog die Verzierung zurecht.

Dann kam ihm der Gedanke, dieses ganze Etablissement mit dem Album in die andere Ecke zu verlegen, wo die Blumen standen. Er rief den Diener; die Tochter und die Frau kamen zu

Hilfe, sie waren anderer Ansicht, widersprachen, er zankte und ärgerte sich; aber alles war gut, denn er dachte nicht an „ihn“, er war nicht zu sehen.

Da sagte die Frau, als er selbst etwas forttragen wollte: Erlaube, laß das die Leute machen, du tußt dir wieder einen Schaden — und plötzlich sah er „ihn“, durch die Schutzwände hindurch, vorbeihuschen; er hoffte noch, daß er verschwinden werde, aber unwillkürlich wenden sich seine Gedanken der Seite zu — dort sieht immer noch dasselbe, bohrt immer noch ebenso und hält ihn im Bann, und „er“ schaut ihn hinter den Blumen hervor deutlich an. Was nützt alles?

„Es ist wahr, ich habe hier bei dieser Gardine wie bei einem Sturm mein Leben verloren. Ist es möglich? Wie entsetzlich und wie dumm! Es kann nicht sein! Es kann nicht sein, und ist doch!“

Er ging in sein Arbeitszimmer, legte sich hin und war wieder allein mit „ihm“. Aug' in Auge mit „ihm“, aber was ist mit „ihm“ anzufangen? „Ihn“ kann man nur ansehen und schaudern.



Wie das im dritten Monat der Krankheit bei Iwan Iljitsch gekommen war, war schwer zu sagen, denn es war Schritt für Schritt unmerklich ge-

kommen — aber es war geschehen, daß seine Gattin, seine Tochter, sein Sohn, seine Dienerschaft, seine Bekannten, seine Ärzte und vor allem er selber wußten, daß alle Teilnahme, die die andern für ihn hatten, nur darin gipfelte, wann er endlich den Platz räumen, die Lebenden von dem Druck, den seine Anwesenheit bereitete, erlösen, und wann er selbst erlöst werden würde von seinen Leiden.

Er schlief immer weniger und weniger; man gab ihm Opium und begann mit Morphiumeinspritzungen. Aber das brachte ihm keine Erleichterung. Die dumpfe Sorge, die ihn in dem halb schlafenden Zustande beschäftigte, brachte ihm anfangs als etwas Neues einige Erleichterung; später aber wurde sie ebenso qualvoll oder noch qualvoller als der unverhüllte Schmerz.

Man bereitete ihm besondere Speisen nach der Vorschrift der Ärzte; aber all diese Speisen schmeckten ihm immer weniger und weniger, wurden ihm immer widerwärtiger und widerwärtiger.

Um den regelmäßigen Stuhlgang zu erzielen mußten besondere Mittel angewendet werden, und das war jedesmal eine Qual. Eine Qual wegen der Unsauberkeit, der Unanständigkeit und des Geruchs und durch die unangenehme Empfindung, daß immer ein zweiter Mensch dabei sein mußte.

Aber dies unangenehme Geschäft brachte Iwan Iljitsch auch eine Linderung. War das Geschäft

erledigt, so kam der Küchenjunge Gerassim, um das Geschirr hinauszutragen.

Gerassim war ein sauberer, frischer Bauernjunge, dem die Stadtkost vortrefflich bekommen war. Immer war er heiter und guter Laune. Anfangs berührte Iwan Iljitsch der Anblick dieses immer sauberen, in russische Tracht gekleideten Burschen, der diese widerwärtigen Arbeiten verrichtete, unangenehm.

Eines Tages, als er sich vom Nachtstuhl erheben wollte, war er zu schwach, um die Hosen wieder heraufzuziehen; er sank in einen Sessel zurück und sah mit Entsetzen seine nackten, kraftlosen Schenkel, auf denen sich die Muskeln scharf abzeichneten.

Da trat Gerassim ein. Er trug grobe Bauernstiefel und verbreitete um sich her den angenehmen Teergeruch der Stiefel und die Frische der Winterluft; er kam leichten kräftigen Schrittes herein, in einer sauberen Leinenschürze und einem frischen Rattunkittel. Die Ärmel hatte er hoch heraufgestreift, so daß die nackten, frischen, jungen Arme sichtbar waren. Er sah Iwan Iljitsch nicht an; er unterdrückte offenbar, um dem Kranken keinen Schmerz zu verursachen, die Lebensfreudigkeit, die aus seinem Gesicht strahlte, und ging auf den Nachtstuhl zu.

Gerassim, sagte Iwan Iljitsch mit schwacher Stimme.

Gerassim zuckte zusammen. Er war offenbar erschrocken, ob er nicht vielleicht etwas versehen habe. Mit rascher Bewegung kehrte er dem Kranken sein frisches, gutes, harmloses, jugendliches Gesicht zu, das den ersten weichen Flaum sehen ließ.

Was wünschen Sie?

Ich denke, das muß dir unangenehm sein. Sei mir nicht böse. Ich kann nicht anders.

Aber ich bitte, gnädiger Herr. — Dabei blinzelte Gerassim mit den Augen und ließ seine jungen weißen Zähne sehen. — Warum sollte ich die Arbeit scheuen, Sie sind ja doch krank.

Und mit seinen gewandten kräftigen Armen verrichtete er die gewohnte Arbeit und ging leisen Schrittes hinaus. Fünf Minuten später kam er ebenso leichten Schrittes wieder zurück.

Iwan Iljitsch saß noch ganz so wie vorhin in dem Polsterstuhl.

Gerassim, sagte er, als der Diener den Nachstuhl, den er geleert und gespült hatte, wieder hinsetzte, bitte hilf mir, komm hierher. — Gerassim trat heran. — Hilf mir auf. Ich kann nicht allein aufstehen, und Dmitrij habe ich fortgeschickt.

Gerassim trat heran; mit kräftigen Armen umfaßte er ihn, und so leicht, wie er gegangen war, so geschickt und weich hob er ihn hoch, stützte er ihn, zog mit der andern Hand die Kleider nach und wollte ihn niedersetzen. Iwan Iljitsch aber bat, er möchte ihn zu dem Sofa hinführen. Ohne



Kraftaufwand, als ob es ihn gar nicht anstrenge, führte ihn Gerassim, ja trug er ihn fast zum Sofa hin und setzte ihn nieder.

Ich danke dir; wie geschickt, wie gut . . . du alles machst.

Gerassim lächelte wieder und wollte hinausgehen. Swan Iljitsch aber tat seine Anwesenheit so wohl, daß er ihn nicht fortlassen wollte.

Weißt du was, rüde mir diesen Stuhl heran. Nein — den da, unter die Füße. Ich fühle mich wohler, wenn meine Beine liegen.

Gerassim holte den Stuhl heran, ließ ihn geräuschlos in gerader Haltung auf dem Fußboden nieder und hob Swan Iljitschs Beine auf den Stuhl. Swan Iljitsch hatte das Gefühl, als sei ihm leichter in dem Augenblick, wo Gerassim seine Beine hoch hielt.

Mir ist besser, wenn meine Beine hoch liegen, sagte Swan Iljitsch, lege mir doch das Kissen unter.

Gerassim tat das. Wieder hob er seine Beine und legte sie nieder. Wieder wurde Swan Iljitsch besser, solange Gerassim seine Beine hielt. Da er sie niederließ, fühlte er sich schlechter.

Gerassim, sagte er zu ihm, bist du jetzt beschäftigt?

Nein, ganz unbeschäftigt, gnädiger Herr, sagte Gerassim, der von den Stadtleuten gelernt hatte, wie man mit Herren spricht.

Hast du noch etwas zu tun?

Was sollte ich noch zu tun haben? Ich bin mit allem fertig; nur Holz habe ich noch zu morgen zu spalten.

Dann halte mir die Beine so in die Höhe; kannst du das?

Gewiß kann ich das. — Gerassim hob ihm die Beine hoch, und Iwan Iljitsch war es, als empfände er in dieser Lage gar keinen Schmerz.

Und was wird aus dem Holz?

Machen Sie sich darum keine Sorge, bitte, das wird auch noch zu machen sein.

Iwan Iljitsch befahl Gerassim sich hinzusetzen und ihm die Beine zu halten und begann mit ihm zu plaudern. Sonderbar, er hatte das Gefühl, als sei ihm besser, solange Gerassim seine Beine halte.

Von nun an rief Iwan Iljitsch den Burschen öfter zu sich, bat ihn, ihm die Beine auf seinen Schultern zu halten und plauderte gern mit ihm. Gerassim machte das leicht, willig, harmlos und mit einer Güte, die Iwan Iljitsch rührte. Bei allen andern Menschen war Iwan Iljitsch durch Gesundheit, Kraft, Lebensfreudigkeit leicht verletzt; die Kraft und die Lebensfreudigkeit Gerassims kränkten ihn nicht, ja, sie wirkten beruhigend auf Iwan Iljitsch.

Die schlimmste Qual für Iwan Iljitsch war die Lüge, die aus einem unerklärlichen Grunde von allen anerkannte Lüge, daß er nur krank sei, aber nicht in Lebensgefahr, und daß er nur Ruhe

zu halten und Heilmittel anzuwenden brauche, um ein gutes Resultat zu erreichen. Er aber wußte, daß, was sie auch täten, kein anderes Resultat herauskommen könne, als noch qualvollere Leiden und der Tod. Und diese Lüge quälte ihn; es quälte ihn, daß sie nicht anerkennen wollten, was alle wußten, was auch er wußte: daß man ihn in dieser entsetzlichen Lage belügen wollte, und daß man ihn selbst veranlaßte, ja förmlich zwang, an dieser Lüge teilzunehmen. Die Lüge, die Lüge, diese an ihm am Vorabend seines Todes verübte Lüge, die diesen schrecklichen feierlichen Akt seines Sterbens herunterziehen sollte auf eine Stufe mit ihren Visiten, ihren Gardinen, ihren Kaviarbrötchen . . . war eine entsetzliche Qual für Iwan Iljitsch. Und sonderbar, oftmals, wenn sie mit ihm ihr Spiel trieben, war er nahe daran, ihnen ins Gesicht zu schreien: Hört auf zu lügen! Ihr wißt ja und ich weiß es auch, ich bin ein Sterbender. So hört doch wenigstens auf zu lügen. Aber immer fehlte ihm der Mut, es zu tun. Er sah, daß der schreckliche, entsetzliche Akt seines Sterbens von seiner ganzen Umgebung herabgezogen wurde auf die Stufe einer unangenehmen Zufälligkeit, ja einer Unanständigkeit (etwa in der Art, wie man mit einem Menschen umgeht, der beim Eintritt in das Empfangszimmer einen schlechten Geruch ausströmt) — von derselben „Wohl-anständigkeit“ herabgezogen, dem er sein ganzes

Leben hindurch gedient hatte; er sah, daß niemand ihn bedauert, da auch nicht einer seine Lage begreifen will. Gerassim war der einzige, der seine Lage begriffen hatte und ihn bedauerte; darum fühlte sich Iwan Iljitsch nur wohl, wenn Gerassim bei ihm war. Er fühlte sich wohl, wenn Gerassim, wie es manchmal ganze Nächte hindurch geschah, seine Beine hielt und nicht schlafen gehen wollte. Machen Sie sich nur keine Sorge, Iwan Iljitsch, sagte er dann manchmal, ich werde mich schon noch ausschlafen. Manchmal ging er auch plötzlich zu dem „Du“ über und setzte hinzu: Ja, wenn du nicht krank wärst! Aber so, warum sollte ich dir da nicht den Dienst erweisen? Gerassim war der einzige, der nicht log; man sah es an allem: er allein hatte begriffen, worum es sich handelte, und hielt es nicht für nötig, das zu verbergen. Er bedauerte einfach seinen abgezehrten schwachen Herrn. Einmal sagte er sogar, als Iwan Iljitsch ihn fortschiden wollte, geradezu:

Wir sterben alle einmal. Warum soll man sich nicht ein wenig anstrengen? Er wollte damit aussprechen, seine Mühe falle ihm deshalb nicht schwer, weil er sie für einen sterbenden Menschen auf sich nimmt und weil er hofft, daß einst auch für ihn jemand, wenn seine Zeit kommt, die gleiche Mühe auf sich nimmt.

Außer dieser Lüge oder infolge dieser Lüge war für Iwan Iljitsch am qualvollsten der Ge-

danke, daß ihn niemand so bedauere, wie er gern bedauert sein wollte; in manchen Stunden, nach längerem Leiden, wünschte Iwan Iljitsch, so sehr er sich schämte es einzugestehen, nichts mehr, als daß ihn jemand wie ein krankes Kind bedauere. Er hätte gewünscht, daß man ihn liebevoll, küsse, über ihn weine, wie man Kinder liebevoll und tröstet. Er wußte, daß er ein würdiger Gerichtsrat sei, daß sein Bart anfänge grau zu werden, und daß es darum nicht sein könne; und doch hätte er es gern gehabt. Und in seinem Verhältnis zu Gerassim lag etwas, was dem ähnlich war — darum gewährte ihm das Verhältnis zu Gerassim Trost. Iwan Iljitsch hat Neigung zu weinen; er möchte, daß ihn jemand liebevoll und über ihn weine. Da kommt ein Kollege, der Rat Schebet — und statt zu weinen und sich liebevoll zu lassen, macht Iwan Iljitsch ein ernstes strenges Gesicht und spricht, nach dem Beharrungsgesetz, seine Meinung über die Bedeutung einer Entscheidung des Kassationsgerichts aus und verteidigt sie hartnäckig. Diese Lüge um ihn her und in seinem Innern vergiftete mehr als alles andere die letzten Lebenstage Iwan Iljitschs.



Es war Morgen. Es war nur Morgen, weil Gerassim gegangen und Peter, der Diener, ge-





kommen war; er verlöschte die Lichter, schlug eine Gardine zurück und begann leise aufzuräumen. Ob es Morgen oder Abend war, ob Freitag oder Sonntag, es war alles ganz gleich, alles dasselbe: der nagende, keinen Augenblick schweigende, quälende Schmerz; das Bewußtsein, daß das Leben hoffnungslos dahinschwände, aber immer noch nicht geschwunden war; der immer näher herankommende schreckliche verhaßte Tod, der allein Wirklichkeit war; und immer dieselbe Lüge. Was bedeuten da Tage, Wochen, Stunden?

Wünschen Sie nicht den Tee?

„Er meint, es gehöre zur Ordnung; Herren trinken am Morgen ihren Tee,“ dachte er. Er sagte aber nur:

Nein.

Wollen Sie nicht aufs Sofa gehen?

„Er muß das Zimmer in Ordnung bringen und ich bin ihm im Wege. Ich bin die Unsauberkeit, die Unordnung,“ dachte er. Er sagte aber nur:

Nein, laß mich.

Der Diener machte sich noch weiter im Zimmer zu schaffen. Iwan Iljitsch streckte eine Hand aus, dienstfertig kam Peter heran.

Was befehlen der gnädige Herr?

Die Uhr.

Peter griff nach der Uhr, die zur Hand lag, und reichte sie ihm.

Halb neun. Sind die drüben noch nicht auf?  
Nein, gnädiger Herr. Wladimir Iwanowitsch (er meinte den Sohn) sind ins Gymnasium gegangen. Praskowja Fjodorowna haben befohlen sie zu weden, wenn Sie nach ihr fragen sollten. Befehlen der gnädige Herr?

Nein, nicht nötig. „Sollte ich nicht etwas Tee nehmen?“ — Ja, Tee . . . bringe mir Tee.

Peter ging auf die Tür zu; Iwan Ilijtsch überkam eine Angst vor dem Alleinsein. „Womit könnte ich ihn zurückhalten? Ja, die Medizin.“ — Peter, reiche mir die Medizin. — „Wer weiß, vielleicht hilft mir die Medizin noch?“ — Er nahm einen Löffel und trank sie herunter. „Nein, sie hilft nichts, das ist alles Unsinn, Betrug,“ war sein Gedanke, sobald er den bekannten widerwärtigen, verzweifelten Geschmack im Munde fühlte. „Nein, ich kann's nicht mehr glauben. Aber warum nur der Schmerz, der Schmerz; wenn er doch nur einen Augenblick aufhörte.“ Und er stöhnte auf. Peter kehrte um. — Nein, geh. Hole den Tee.

Peter ging. Als Iwan Ilijtsch allein war, stöhnte er, weniger vor Schmerz, so schrecklich er auch war, als vor Bangigkeit. „Immer dasselbe, immer diese endlosen Tage und Nächte! Wenn es wenigstens schneller ginge. Schneller? Der Tod, die Nacht? Nein, nein, alles besser als der Tod!“

Als Peter eintrat und den Tee auf einem Brett

brachte, sah ihn Iwan Ijitsch lange zerstreut an; er wußte nicht, wer da kam und was er wollte. Peter wurde unter diesem Blick verlegen. Peters Verlegenheit brachte Iwan Ijitsch wieder zu sich.

Ah, sagte er, Tee; schön, stell' hin. Hilf mir nun beim Waschen und gib mir ein reines Hemd.

Und Iwan Ijitsch begann sich zu waschen. Er wusch sich die Hände, das Gesicht, reinigte seine Zähne, kämmte sich und sah dabei in den Spiegel. Da wurde ihm schrecklich zumute. Besonders schrecklich war es ihm zu sehen, wie die Haare flach an der bleichen Stirn lagen.

Als man ihm das Hemd wechselte, wußte er, es würde noch schrecklicher sein, wenn er seinen Körper betrachtete. Und er sah auch nicht hin. Nun war alles fertig. Er zog den Schlafrock an, deckte sich mit dem Plaid zu und setzte sich in den Sessel zum Tee. Einen Augenblick fühlte er sich erfrischt; als er aber kaum begonnen hatte den Tee zu trinken, empfand er wieder den alten Geschmack, den alten Schmerz. Mit Mühe trank er zu Ende, legte sich hin und streckte die Beine aus. Er legte sich hin und hieß Peter gehen.

Immer dasselbe. Bald blitzt ein Schimmer von Hoffnung auf, bald flutet ein Meer von Verzweiflung herein. Und immer der Schmerz und immer die Angst, und immer ein und dasselbe. Entsetzliche Angst, so allein zu sein. Man möchte jemanden rufen, aber man weiß im voraus, in

Gegenwart der andern ist es noch schlimmer. „Besser wieder Morphium nehmen — nichts, nichts wissen! Ich will es dem Doktor sagen; vielleicht findet er noch etwas. Das ist unmöglich, so ist es unmöglich.“

Es vergehen ein, zwei Stunden. Da klingelt es im Vorzimmer. Vielleicht der Doktor? Ja, es ist der Doktor. Frisch, freudig, wohlbeleibt und heiter, mit einer Miene, als ob er sagen wollte: Nur nicht erschrecken, wird schon alles in Ordnung gebracht. Der Doktor weiß, daß diese Miene hier nicht am Platze ist, aber er hat sie schon ein für allemal angenommen und kann sie nicht ablegen, wie ein Mensch, der vom frühen Morgen an den Frack angezogen hat, um Besuche zu machen.

Der Doktor reibt heiter, ermutigend die Hände.

Ich bin noch kalt. Ein gesunder Frost. Lassen Sie mich nur erst warm werden, sagt er mit einer Miene, als brauchte man nur zu warten, bis er warm geworden ist, damit alles in Ordnung käme.

Nun, wie geht's, wie steht's?

Iwan Iljitsch fühlte, der Doktor möchte gern sagen: „Nun, wie stehen die kleinen Geschäfte?“ aber auch er habe die Empfindung, daß man die Frage nicht so stellen kann und sagt: Wie haben Sie die Nacht verbracht?

Iwan Iljitsch sieht den Doktor mit fragender Miene an:

Schämst du dich denn immer noch nicht, zu lügen? — Aber der Arzt will die Frage nicht verstehen.

Und Iwan Iljitsch sagt: Alles noch so schrecklich wie es war. Der Schmerz geht nicht weg und läßt nicht nach, auch nicht eine Spur!

Ah, ihr Patienten sagt das immer. Na, nun bin ich wohl warm; auch Praskowja Fjodorowna, die so furchtbar akkurat ist, hätte wohl nichts einzuwenden gegen diese Temperatur. Na, guten Morgen also — und der Doktor drückte ihm die Hand. Er legt die heitere Miene ab und beginnt mit ernstern Zügen den Kranken zu untersuchen: den Puls, die Temperatur, er beklopft und behorcht ihn. Iwan Iljitsch weiß bestimmt und unumstößlich, daß all das Unsinn und eitel Täuschung ist. Da aber der Doktor auf die Knie gestürzt und über ihn hingestreckt ist, sein Ohr bald oben, bald unten anlegt und über ihm mit ernsthaftem Gesicht allerlei gymnastische Übungen ausführt, läßt es Iwan Iljitsch über sich ergehen, ganz wie er vor Zeiten die Reden der Anwälte über sich hatte ergehen lassen, während er doch sehr gut wußte, daß sie immer nur lügen und warum sie lügen.

Der Doktor hielt noch immer die Knie auf dem Sofa und klopfte noch immer an dem Patienten herum, als in der Tür Praskowja Fjodorownas Seidenkleid rauschte. Sie macht Peter einen Vor-



wurf, daß man ihr die Ankunft des Doktors nicht gemeldet habe. Sie tritt ein, küßt ihren Mann und beginnt sofort auseinanderzusetzen, sie sei schon lange auf; sie sei nur durch ein Mißverständnis nicht dagewesen, als der Doktor kam.

Iwan Iljitsch sieht sie an, er betrachtet sie von Kopf bis Fuß und macht ihr im Innern einen Vorwurf aus der Weißheit, der Rundlichkeit, der Reinheit ihrer Arme, ihres Halses, aus dem Glanze ihres Haares und der Klarheit ihrer lebensvollen Augen. Er haßt sie aus allen Kräften seiner Seele; ihre Berührung verursacht ihm Leiden durch die Glut des Hasses gegen sie.

Ihr Verhältnis zu ihm und seiner Krankheit ist immer das gleiche. Wie der Arzt ein bestimmtes Verhältnis zu den Kranken gewonnen hat, das er nicht mehr ändern kann, so hatte auch sie ein bestimmtes Verhältnis zu ihm: er macht irgend etwas nicht, was geschehen müsse, und er trägt selbst die Schuld, und sie macht ihm darüber liebevolle Vorwürfe — und dieses Verhältnis zu ihm konnte sie nicht mehr ändern.

Er will ja doch nicht hören; er nimmt nicht pünktlich ein, und vor allem, er liegt in einer Stellung da, die ihm sicherlich schädlich ist — mit den Füßen nach oben.

Sie erzählte, wie er sich von Gerassim die Füße halten lasse.

Der Doktor lächelte mit herablassender Liebens-

würdigkeit: „Was soll man da machen? Diese Patienten verfallen manchmal auf so törichte Sachen — aber das ist sehr verzeihlich.“

Als die Untersuchung zu Ende war, sah der Doktor auf die Uhr; da eröffnete Praskowja Fjodorowna Iwan Iljitsch, sie habe zu heute, ob er nun wolle oder nicht, einen hervorragenden Arzt hergebenen und der solle gemeinsam mit Michail Danilowitsch (so hieß der behandelnde Arzt) untersuchen und sein Gutachten abgeben.

Sträube dich nur nicht, sei so gut. Ich tue das für mich, sagte sie ironisch, womit sie durchblicken ließ, daß sie alles für ihn tue und damit allein ihm das Recht nehme abzulehnen. Er sprach kein Wort und runzelte die Stirn. Er fühlte, die Lüge, die ihn umgab, war so verschlungen, daß es kaum noch möglich war, sich herauszufinden.

Sie machte alles, was sie mit ihm anfang, nur für sich, und erzählte, daß sie nur für sich mache, was sie wirklich für sich machte, als eine so unwahrscheinliche Sache, daß er das Gegenteil verstehen mußte.

Wirklich kam um halb zwölf der berühmte Arzt. Wieder begann das Behorchen, die gewichtigen Gespräche in seiner Gegenwart und im Nachbarzimmer über die Niere, über den Blinddarm — Fragen und Antworten mit so gewichtiger Miene, daß wieder an die Stelle der realen Frage von Leben und Tod, der einzigen, die jetzt noch vor

ihm stand, die Frage von der Niere und dem Blinddarm trat, die irgendwie nicht leisteten, was sie leisten sollten, und gegen die nun Michail Danilowitsch und die Autorität herfallen würden, um sie zu Verstande zu bringen.

Der berühmte Arzt empfahl sich mit ernster, aber nicht hoffnungsloser Miene. Und auf die zaghafte Frage, die Iwan Iljitsch an ihn richtete, die Augen, die vor Angst und Hoffnung glänzten, fest auf ihn gerichtet, ob eine Möglichkeit der Genesung vorhanden sei, antwortete er: Bürgen könne man nicht, eine Möglichkeit aber sei vorhanden. Der Hoffnungsblick, mit dem Iwan Iljitsch den Doktor begleitete, war so mitleiderregend, daß Praskowja Fjodorowna, als sie ihn sah, sogar in Tränen ausbrach, gerade als sie aus dem Arbeitszimmer kam, um dem berühmten Arzt sein Honorar zu geben.

Die Hoffnung, die der Doktor erweckt hatte, hob die Stimmung des Kranken; aber die gehobene Stimmung hielt nicht lange an. Immer wieder dasselbe Zimmer, dieselben Bilder, Gardinen, Tapeten, Gläser, immer derselbe schmerzhaft leidende Körper. Und Iwan Iljitsch fing an zu stöhnen; man machte ihm Einspritzungen und er verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, begann es zu dämmern; man brachte ihm sein Mittagessen. Mit Anstrengung trank er seine Bouillon; dann war

wieder dasselbe, und wieder brach eine Nacht herein.

Nach dem Essen, um sieben Uhr, kam Praskowja Fjodorowna in sein Zimmer; sie war wie zu einer Gesellschaft gekleidet, den starken Busen fest geschnürt, und hatte Spuren von Puder im Gesicht. Sie hatte schon am Morgen ein Wort davon erwähnt, daß sie ins Theater gehen wollte; ein Gast war da, Sarah Bernhardt, und sie hatte eine Loge — er selbst hatte sie veranlaßt, eine zu nehmen. Jetzt hatte er das vergessen, und es kränkte ihn, daß sie so gepuht war. Er verbarg aber seine Kränkung, als ihm einfiel, daß er selbst ihr zugeredet hatte, sie sollte eine Loge nehmen und hingehen, denn es sei doch für die Kinder ein bildender und ästhetischer Genuß.

Praskowja Fjodorowna war voller Selbstzufriedenheit und doch mit einem gewissen Schuldgefühl eingetreten. Sie setzte sich zu ihm und fragte, wie es ihm gehe — wie er sah, geschah es nur, um zu fragen, nicht um etwas zu erfahren; sie wußte ja, daß es nichts zu erfahren gab. Dann sagte sie, was sie glaubte sagen zu müssen, daß sie um keinen Preis hingegangen wäre, daß die Loge doch aber einmal genommen sei, und daß Helene und die Tochter und Petrischew (der Untersuchungsrichter, der Freier der Tochter) dort sein würde, und daß man sie doch nicht allein lassen könne. Ihr wäre es freilich an-

genehmer, bei ihm sitzen zu können; er möchte nur in ihrer Abwesenheit die Vorschriften des Arztes befolgen.

Ja, und Fjodor Dmitrijewitsch (der Bewerber) wollte gern eintreten. Ist's erlaubt? Auch Lisa.

Laß sie nur kommen.

Die Tochter trat ein, im ausgeschnittenen Kleide, das oben den jugendlichen Körper sehen ließ, den Körper, der ihm so viel Leiden bereitete. Und sie stellte ihn zur Schau! Ein kräftiges, gesundes, offenbar verliebtes Mädchen, das von Krankheit, Leiden und Tod unangenehm berührt war, da sie ihrem Glücke im Wege standen.

Auch Fjodor Dmitrijewitsch trat ein; er trug einen Frack, sein Haar war à la Capoul frisiert. Um seinen langen sehnigen Hals legte sich dicht ein weißer Kragen; das weiße Oberhemd lag breit auf der Brust; die engen schwarzen Beinkleider saßen prall um die kräftigen Waden; den einen Handschuh hatte er an, den andern hielt er samt dem Claque in der Hand.

Hinter ihm kam leise der Gymnasiast hereingeschlichen. Der arme Junge trug eine nagelneue Uniform und Handschuhe. Um die Augen hatte er schreckliche blaue Ringe, deren Bedeutung Iwan Iljitsch kannte.

Sein Sohn hatte immer Mitleid mit ihm gehabt; sein scheuer, mitleidsvoller Blick war schrecklich. Außer Gerassim hatte, wie Iwan Iljitsch



meinte, nur Wolodja Verständnis und Mitgefühl mit ihm.

Alle setzten sich und fragten wieder, wie es ihm gehe. Dann trat Schweigen ein. Lisa fragte die Mutter nach dem Opernglas. Dann entstand ein Streit zwischen Mutter und Tochter, wer es verlegt habe und wohin. Es war eine unangenehme Stimmung. Fjodor Dmitrijewitsch fragte Iwan Iljitsch, ob er Sarah Bernhardt schon einmal gesehen habe? Iwan Iljitsch verstand nicht gleich die Frage, dann aber sagte er: Nein, haben Sie sie schon gesehen?

Ja, in Adrienne Lecouvreur.

Praskowja Fjodorowna meinte, sie sei darin besonders gut; die Tochter war anderer Ansicht. Nun begann ein Gespräch über die Schönheit und die realistische Art ihres Spiels — das Gespräch, das immer das gleiche zu sein pflegt.

Mitten im Gespräch warf Fjodor Dmitrijewitsch einen Blick auf Iwan Iljitsch und verstummte plötzlich. Die andern sahen ihn an und verstummten auch. Iwan Iljitsch sah mit glänzenden Augen vor sich hin; er war offenbar böse auf sie. Das mußte gut gemacht werden, aber es gab kein Mittel, es gut zu machen. Das Schweigen mußte irgendwie unterbrochen werden. Dazu konnte sich niemand entschließen; alle hatten das ängstliche Gefühl, es könnte plötzlich die Schidlichkeitslüge zerstört und allen klar werden, was wirklich ist. Lisa

faßte sich zuerst. Sie unterbrach das Schweigen; sie wollte verbergen, was alle empfanden, versprach sich aber.

Wenn wir hin wollen, ist es Zeit, sagte sie und warf einen Blick auf ihre Uhr, ein Geschenk ihres Vaters. Dann lächelte sie fast unmerklich, aber bedeutungsvoll dem jungen Manne zu; sie allein wußten, worauf sich das Lächeln bezog, erhoben sich und ihr Kleid rauschte.

Alle erhoben sich, nahmen Abschied und gingen.

Als sie draußen waren, hatte Iwan Ilijtsch das Gefühl, als sei ihm leichter; die Lüge war nicht mehr da, sie war mit ihnen gegangen, der Schmerz aber war geblieben. Immer derselbe Schmerz, immer dieselbe Angst; sie machten, daß nichts schwerer, nichts leichter war. Immer aber wurde es schlechter.

Wieder verging Minute auf Minute, Stunde auf Stunde, immer dasselbe und immer noch kein Ende. Und immer drohender das unvermeidliche Ende.

Ja, schid' mir Gerassim, antwortete er auf Peters Frage.



Es war schon spät in der Nacht, als seine Frau nach Hause kam. Sie trat auf den Fußspitzen ein, er hörte sie aber doch; er öffnete die Augen und

schloß sie schnell wieder. Sie wollte Gerassim fortschicken und sich selbst zu ihm setzen; da öffnete er die Augen und sagte: Nicht doch, geh'.

Du leidest sehr.

Tut nichts.

Nimm doch Opium.

Damit war er einverstanden und nahm ein. Sie ging.

In der dritten Stunde lag er in einem qualvollen Traumzustand da. Ihm war, als schiebe man ihn und seinen Schmerz in einen tiefen, schwarzen Sack hinein, und schiebe ihn immer weiter und könnte ihn nicht ganz hindurchschieben, und dieses für ihn so entsetzliche Schieben geht unter Schmerzen vor sich. Da packt ihn die Angst; er will sich auf die Seite werfen; bald kämpft er dagegen an, bald hilft er nach. Da plötzlich hat er sich losgerissen, fällt nieder und erwacht. Immer noch sitzt Gerassim ihm zu Füßen auf seinem Bett und schlummert still, geduldig; er aber liegt da, die abgemagerten Beine in Strümpfen über Gerassims Schultern gelegt. Immer noch steht dasselbe Licht und der Lichtschirm da, immer dauert der Schmerz fort und will kein Ende nehmen.

Geh' doch, Gerassim, flüstert er.

Tut nichts, gnädiger Herr, ich bleibe hier.

Nicht doch, geh'.

Er nahm die Beine herunter, legte sich seit-

wärts auf seinen Arm und ein Mitleid mit sich selber überkam ihn. Er wartete nur darauf, daß Gerassim in das Nebenzimmer gehe, dann konnte er sich nicht mehr halten und weinte wie ein Kind. Er weinte über seine Hilflosigkeit, über seine entsetzliche Verlassenheit, über die Grausamkeit der Menschen, über die Grausamkeit Gottes, über die Abwesenheit Gottes.

„Warum hast du all das getan? Warum hast du mich dahin gebracht? Wofür, wofür peinigst du mich so furchtbar?“

Er erwartete gar keine Antwort; er weinte darüber, daß es keine Antwort gibt, keine geben kann. Der Schmerz wuchs wieder, aber er rührte sich nicht und rief niemand. Er sagte zu sich selber: „Nur zu, schlag nur zu. Aber wofür? Was habe ich dir getan, wofür das?“

Dann wurde er still, er hörte auf zu weinen, ja er hörte auf zu atmen und wurde ganz Aufmerksamkeit, als horchte er, nicht auf eine Stimme, die in Lauten sprach, nein, auf die Stimme der Seele, auf den Gang der Gedanken in seinem eigenen Innern.

Was wünschest du? war der erste klare in Worten auszudrückende Begriff, den er hörte.

Was wünschest du? Was wünschest du? wiederholte er vor sich hin. — Was? Nicht zu leiden. Zu leben — antwortete er.

Und wieder überließ er sich ganz der Aufmerk-

samkeit, einer so angespannten Aufmerksamkeit, daß selbst der Schmerz sie nicht zerstreute.

Leben? Wie leben? That die Stimme der Seele.

Ja, leben wie ich früher gelebt habe – gut, angenehm. Wie hast du früher gelebt, gut und angenehm? fragte die Stimme. Und er ließ vor seinem geistigen Auge die besten Stunden seines angenehmen Lebens vorüberziehen. Aber seltsam. Alle diese schönsten Stunden angenehmen Lebens erschienen ihm heute ganz anders, als sie ihm damals erschienen waren, alle – außer den ersten Erinnerungen der Kindheit. Damals in den Tagen der Kindheit, da hatte es etwas so wahrhaft Angenehmes gegeben, das das Leben ermöglichen könnte, wenn es wiederkehrte. Aber der Mensch, der dieses Angenehme empfunden hatte, war nicht mehr; es war wie eine Erinnerung an einen andern Menschen.

Da, wo das begann, dessen Ergebnis sein jetziges Ich, Iwan Iljitsch, war, da zerfloß alles, was ihm damals als Freude erschienen war und wandelte sich in etwas Nichtiges und oft Häßliches.

Und je weiter ab von der Kindheit, je näher zur Gegenwart, desto nichtiger, desto zweifelhafter waren die Freuden. Das begann mit der Rechtsschule. Da gab es noch hie und da etwas wahrhaft Gutes; da gab es Heiterkeit, da gab es Freundschaft, da gab es Hoffnungen. Aber in den



oberen Klassen waren diese schönen Stunden schon seltener. Dann in den ersten Jahren der Amtstätigkeit bei dem Gouverneur tauchten wieder schöne Stunden auf; das war die Erinnerung an die Frauenliebe. Dann floß alles durcheinander, und das Gute wurde immer geringer. Und je weiter, desto weniger Gutes, und je weiter, desto weniger.

Die Heirat . . . So plötzlich war sie gekommen; und die Enttäuschung; und dann, wie seine Gattin aus dem Munde roch, und diese Sinnlichkeit — scheußlich! Und diese tote Amtstätigkeit, und diese Sorge um das Geld! So ein Jahr, zwei, und zehn und zwanzig, und dieses ewige Einerlei! Und je weiter, desto lebloser! So ging ich in gleichmäßigem Schritt den Berg hinab und bildete mir ein, ich gehe auf den Berg hinauf. Und so war es auch. In der öffentlichen Meinung ging ich den Berg hinauf, und in gleichem Schritt wich unter meinen Füßen das Leben . . . und nun ist's aus. Stirb!

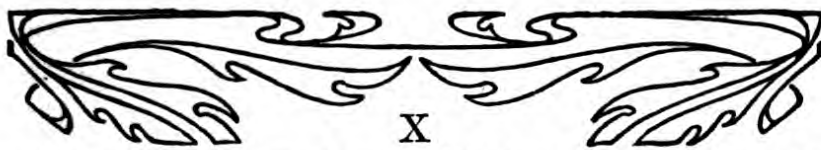
Was ist das nun? Wozu? Es kann nicht sein! Es kann nicht sein! So sinnlos, so häßlich kann das Leben nicht sein! Ist es aber so häßlich und sinnlos gewesen, warum dann sterben und unter solchen Leiden sterben? Hier ist etwas nicht in Ordnung.

Habe ich vielleicht nicht so gelebt, wie ich sollte? fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn. Warum denn nicht? Habe ich nicht alles getan, wie sich's ge-

hört? sagte er zu sich selber und wies sofort diese einzige Lösung des ganzen Rätsels von Leben und Tod als etwas ganz Unmögliches von sich ab.

Und was willst du nun? Leben? Wie leben? Leben wie du im Gericht lebst, wenn der Gerichtshote ankündigt: Das Gericht kommt! . . . Das Gericht kommt — es kommt das Gericht, wiederholte er vor sich hin. Da, da ist es; das Gericht? Ich bin unschuldig! schrie er wütend auf. Wofür? — Und er hörte auf zu weinen,kehrte sein Gesicht der Wand zu und dachte immer an ein und dasselbe: Warum, wofür all diese bange Angst?

Soviel er aber auch nachdachte, er fand keine Antwort. Als ihm aber der Gedanke kam — ein Gedanke, der ihm oft kam — all das komme daher, weil er nicht gelebt hatte, wie sich's gehört, — gleich fiel ihm ein, wie korrekt sein ganzes Leben gewesen war, und er wies diesen sonderbaren Gedanken von sich.



Es vergingen noch zwei Wochen. Iwan Iljitsch erhob sich nicht mehr von dem Sofa. Im Bett wollte er nicht liegen, und so lag er denn auf dem Sofa. Fast die ganze Zeit lag er, das Gesicht zur Wand gekehrt, und litt unaufhörlich dieselben unerklärlichen Leiden und dachte unaufhörlich denselben unlösbaren Gedanken. Was ist das? Ist

es wirklich der Tod? Und die innere Stimme antwortete: Ja, wirklich. Warum diese Leiden? Und die Stimme antwortete: So, ohne Grund. Immer war es nur dies, nichts, nichts anderes.

Seit dem Beginn der Krankheit, von der Stunde an, wo Iwan Iljitsch zum ersten Male zum Arzt gegangen war, war sein Leben in zwei entgegengesetzte Stimmungen geteilt, die einander ablösten: die eine, die Verzweiflung und die Erwartung des unbegreiflichen entsetzlichen Todes, die andere, die Hoffnung und die teilnahmevolle Beobachtung der Tätigkeit seines Körpers; bald stand vor seinen Augen die Niere oder der Blinddarm, die zeitweise die Ausübung ihrer Pflichten versagten, bald der unbegreifliche entsetzliche Tod, vor dem es keine Rettung gibt.

Diese beiden Stimmungen lösten seit dem Beginn der Krankheit einander ab. Je weiter aber die Krankheit fortschritt, desto zweifelhafter und phantastischer wurde die Vorstellung von der Niere und desto aufdringlicher das Bewußtsein des herannahenden Todes.

Wenn er nur daran dachte, was er vor drei Monaten gewesen und was er jetzt war; wenn er nur daran dachte, wie er in gleichmäßigem Tritt den Berg hinunterging, so war jeder Schimmer einer Hoffnung zerstört.

In der letzten Zeit dieser Vereinsamung, in der er sich befand, wo er auf seinem Sofa lag, das

Gesicht zur Wand gekehrt, dieser Vereinsamung inmitten der volkreichen Stadt und seiner zahlreichen Bekannten und Angehörigen, einer Vereinsamung, wie man sie nirgends vollkommener finden konnte, weder auf dem Grunde des Meeres noch auf der Erde — in der letzten Zeit dieser schrecklichen Vereinsamung lebte Iwan Iljitsch nur in der Erinnerung an vergangene Zeiten. Die Bilder seines vergangenen Lebens traten vor ihn hin, eines nach dem andern; es begann immer mit den nächsten der Zeit nach und ging zu den allerentferntesten über, zur Kindheit, und blieb hier haften. Dachte Iwan Iljitsch zurück an die geschmorten Backpflaumen, die man ihm heute vorgelegt hatte, so erinnerte er sich der rohen, runzeligen französischen Backpflaumen aus der Kinderzeit, ihres besonderen Geschmacks und ihres reichlichen Safts, wenn man, wie er, auf den Kern gekommen war, und zugleich mit dieser Rückerinnerung an den Geschmack erwachte eine ganze Reihe von Erinnerungen aus jener Zeit: die Wärterin, der Bruder, die Spielsachen. Daran darf man nicht . . . es ist schmerzlich, sagte Iwan Iljitsch und kehrte wieder zu der Gegenwart zurück. Ein Knopf auf der Rückseite des Sofas und die Falten im Saffian. Der Saffian ist teuer und hält nicht. Es hat einen Streit gegeben seinetwegen. Aber es war ein anderer Saffian und ein anderer Streit damals, als wir des Vaters Brieftasche zerrissen.



Wir wurden bestraft. Mama aber brachte uns Kuchen. Und wieder hafteten seine Gedanken bei seiner Kindheit, und wieder empfand Iwan Iljitsch ein Weh, und er bemühte sich, es von sich zu scheuchen und an etwas anderes zu denken.

Und wieder entstand in seiner Seele zugleich mit dieser Reihe der Erinnerungen eine andere Reihe von Erinnerungen — wie seine Krankheit zugenommen und fortgeschritten war. Es war dasselbe: je weiter zurück, desto mehr war vom Leben vorhanden; auch mehr Gutes hatte das Leben gehabt, mehr eigentliches Leben. Und eines verschwamm mit dem andern. Wie die Qualen immer schlimmer und schlimmer werden, so ist auch das Leben hingegangen, immer schlimmer und schlimmer, dachte er. Ein lichter Punkt liegt dort in der Vergangenheit, im Anfang des Lebens, dann wird alles dunkler und dunkler, und alles schreitet rascher und rascher fort. Im umgekehrten Verhältnis zu den Quadraten der Entfernung vom Tode, dachte Iwan Iljitsch, und dieses Bild eines Steines, der mit zunehmender Geschwindigkeit herabfällt, fiel ihm auf die Seele. Das Leben, eine Reihe immer wachsender Leiden, eilt immer schneller und schneller dem Ende, den schrecklichsten Leiden zu. Ich fliege . . . Er schauderte, rührte sich, wollte Widerstand leisten; aber er wußte schon, daß der Widerstand vergeblich war und blickte wieder mit seinen vom Sehen müden Augen,



die doch nicht sehen konnten, was vor ihm stand, nach dem Knopf des Sofas, und er erwartete, erwartete den schrecklichen Fall, den Stoß und die Vernichtung. Widerstand unmöglich, sagte er zu sich selber. Wenn ich doch nur begreifen könnte, warum dies alles? Auch das ist unmöglich. Es wäre noch zu erklären, wenn man sagen könnte, ich hätte nicht so gelebt, wie sich's gehört. Aber das kann man doch unmöglich sagen, sagte er zu sich selber und dachte daran, wie er in seinem Leben stets gesetlich, korrekt und schicklich gehandelt. Es ist ganz unmöglich, das anzunehmen, sagte er zu sich selber, und dabei spielte ein Lächeln um seine Lippen, als ob jemand dieses Lächeln hätte sehen und davon getäuscht werden können. Es gibt keine Erklärung! Qual, Tod . . . Warum?



So vergingen zwei Wochen. In diesen Wochen trat das Ereignis ein, das Iwan Iljitsch und seine Frau gewünscht hatten: Petrischtschew stellte seinen formellen Heiratsantrag. Das geschah gegen Abend. Am folgenden Tage ging Praskowja Fjodorowna zu ihrem Manne und überlegte, wie sie ihm Fjodor Dmitrijewitschs Antrag mitteilen sollte. Aber gerade in dieser Nacht war bei Iwan Iljitsch eine neue Veränderung zum Schlimmeren eingetreten. Praskowja Fjodorowna traf ihn auf

demselben Sofa, aber in veränderter Lage. Er lag auf dem Rücken, stöhnte und sah mit starren Augen vor sich hin.

Sie sagte etwas von seiner Medizin. Er richtete seinen Blick auf sie. Sie hielt mitten in der Rede inne; eine solche Wut lag in diesem Blick, und die galt ihr.

Um Christi willen, laß mich in Ruhe sterben, sagte er.

Sie wollte hinausgehen, aber in diesem Augenblick trat die Tochter ins Zimmer und kam heran, um ihn zu begrüßen. Er warf auch der Tochter einen solchen Blick zu, wie seiner Frau, und antwortete auf ihre Frage nach seinem Befinden: er würde sie alle bald von seiner Person befreien. Beide verstummten, saßen noch eine Weile da und gingen hinaus.

Was haben wir denn verschuldet? sagte Lisa zu ihrer Mutter. — Als ob wir das getan hätten. Papa tut mir leid, aber warum quält er uns?

Zur gewohnten Stunde kam der Doktor. Iwan Iljitsch antwortete ihm mit Ja und Nein und sah auch ihn beständig mit dem wütenden Blick an. Endlich sagte er:

Sie wissen doch, daß Sie nicht helfen können, so lassen Sie's doch.

Wir können Ihre Leiden lindern, sagte der Doktor.

Auch das können Sie nicht. Lassen Sie mich doch.

Der Doktor ging hinaus und sagte zu Praskowja Fjodorowna im Empfangszimmer, es stehe sehr schlecht; es gebe nur ein Mittel, — Opium, um die Leiden, die entsetzlich sein müßten, zu lindern.

Der Doktor hatte gesagt, seine physischen Leiden seien entsetzlich, und das war auch so; entsetzlicher aber als seine physischen Leiden waren seine moralischen Leiden, und darin bestand vor allem seine Qual.

Seine moralischen Leiden bestanden darin, daß ihm in dieser Nacht, als er in das verschlafene, gutmütige, starknochige Gesicht Gerassims blickte, plötzlich der Gedanke durch den Kopf schoß: Mein ganzes Leben, das bewußte Leben, ist wohl in der That nicht das rechte gewesen.

Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, daß das, was ihm bisher als eine völlige Unmöglichkeit erschienen war, daß er sein Leben nicht so hingebracht hatte, wie sich's gehört, daß das wahr sein könne. Ihm ging durch den Kopf, daß seine kaum merklichen Versuche eines Widerstands gegen das, was die höchstgestellten Personen für das Rechte hielten — diese kaum merklichen Versuche, die er sofort immer von sich gewiesen — daß gerade die das Rechte gewesen sein mochten und alles übrige nicht recht. Und sein Amt, und seine

Lebensführung, und seine Familie, und die Interessen der Gesellschaft und des Dienstes — all das konnte nicht das Rechte gewesen sein. Er versuchte, all dies vor sich selber zu verteidigen. Und plötzlich empfand er die ganze Hinfälligkeit dessen, was er verteidigte, und vorbei war es mit der Verteidigung.

Und wenn es so steht, sagte er zu sich selber, und ich scheide aus dem Leben mit dem Bewußtsein, daß ich alles zerstört habe, was mir gegeben war, und daß ein Gutmachen unmöglich ist, was dann? Er legte sich auf den Rücken und begann ganz von neuem sein ganzes Leben zu überdenken. Als er am Morgen seinen Diener gesehen hatte, dann seine Frau, dann seine Tochter, dann den Doktor, hatte jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte ihm die schreckliche Wahrheit bestätigt, die ihm in der Nacht aufgegangen war. Er sah in ihnen sich selbst, alles das, wodurch er lebte, und sah deutlich, daß all dies nicht das Rechte war, daß all dies ein entsetzlicher, ungeheurer Betrug war, der das Leben und den Tod verhüllte. Dieses Bewußtsein vergrößerte, verzehnfachte seine körperlichen Leiden. Er stöhnte, warf sich hin und her und wollte die Kleider von sich reißen; ihm war, als ob sie ihn einengten und würgten. Und darum haßte er sie.

Man gab ihm eine große Dosis Opium; er verlor das Bewußtsein. Um die Mittagszeit aber

begann wieder dasselbe. Er jagte alle hinaus und warf sich schrecklich hin und her.

Seine Frau kam zu ihm und sagte:

Zwan, Liebster, tue das für mich (für mich?). Das kann nicht schaden, und oft hilft es. Höre doch, tue es; auch Gesunde nehmen es oft.

Er riß die Augen weit auf.

Was? Das Abendmahl nehmen? Warum? Es ist nicht nötig! Übrigens . . . sie begann zu weinen.

Ja, mein Freund? Dann bitte ich unsern; er ist so lieb.

Schön, sehr gut, sagte er.

Als der Priester kam und ihm die Beichte abnahm, legte sich sein Zorn; er fühlte eine gewisse Erleichterung von seinen Zweifeln und darum auch von seinen Leiden, und ein Augenblick der Hoffnung kam über ihn. Wieder beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Blinddarm und der Möglichkeit seiner Heilung. Er nahm das Abendmahl mit Tränen in den Augen.

Als man ihn nach dem Abendmahl niederlegte, ward ihm auf einen Augenblick leichter, und wieder überkam ihn neue Lebenshoffnung. Er dachte an die Operation, die man ihm vorgeschlagen hatte. — Leben, leben will ich, sprach er zu sich selber. Seine Gattin kam, ihn zu beglückwünschen; sie sagte die üblichen Worte und fügte hinzu:

Nicht wahr, dir ist besser?





Ohne sie anzusehen, antwortete er:

Ja.

Ihre Kleidung, ihre Gestalt, der Ausdruck ihrer Züge, der Ton ihrer Stimme — alles sagte ihm dasselbe: Es ist nicht das Rechte. Alles, wozu du gelebt hast und lebst, ist Lüge, Täuschung, die dir Leben und Tod verhüllen. Und sobald dieser Gedanke in ihm erwachte, erhob sich sein Haß, und mit dem Haß die qualvollen körperlichen Leiden; und mit den Leiden das Bewußtsein der unvermeidlichen nahen Vernichtung. Etwas Neues trat ein; es begann zu bohren und zu dröhnen und den Atem zusammenzupressen.

Der Ausdruck seiner Züge bei dem „Ja“ war entsetzlich. Er sprach dieses Ja, indem er ihr starr ins Gesicht sah und sich mit einer für seine Schwäche unbegreiflichen Schnelligkeit auf den Rücken warf und schrie:

Geht hinaus, geht hinaus, laßt mich!



Von diesem Augenblick an begann dieses drei Tage währende Schreien, das so entsetzlich war, daß man es drei Zimmer weit nicht ohne Entsetzen anhören konnte. In dem Augenblick, wo er seiner Frau die Antwort gegeben hatte, war ihm klar, daß er verloren war, daß es keine Rückkehr gibt, daß das Ende gekommen war, das letzte

Ende; und der Zweifel war nicht gelöst und blieb Zweifel.

Uh, uuh, uh! schrie er in allen Tonarten. Er fing an zu schreien: Ich will nicht! Nein! und hielt das ei unendlich lange aus.

Die ganzen drei Tage, in denen es für ihn keine Zeit gab, wälzte er sich in dem schwarzen Sack umher, in den ihn eine unsichtbare, unüberwindliche Macht hineingestoßen hatte. Er sträubte sich, wie sich in den Händen des Henkers ein zum Tode Verurteilter sträubt, der da weiß, daß es für ihn keine Rettung gibt; und mit jeder Minute fühlte er, daß trotz aller Anstrengungen des Widerstands er dem immer näher und näher kam, was ihn mit Entsetzen erfüllte. Er fühlte, daß seine Qual darin bestand, daß er in das schwarze Loch hineinfalle, und noch mehr darin, daß er nicht hindurchschlüpfen könne; am Hindurchschlüpfen hinderte ihn das Anerkenntnis, daß sein Leben ein gutes gewesen. Diese Rechtfertigung seines Lebens hielt ihn fest und peinigte ihn mehr als alles andere.

Plötzlich stieß ihn eine unbekannte Kraft gegen die Brust, gegen die Seite, und schnürte ihm noch stärker den Atem zusammen; er stürzte in das Loch, und dort, am Ende des Lochs, war ein Lichtschimmer. Ihm geschah jetzt, was ihm oft in einem Eisenbahnwagen geschehen war, wenn man meint, man fahre vorwärts und fährt doch zu-

rück, und wenn man plötzlich die wahre Richtung erkennt.

Ja, es war nicht das richtige, sagte er zu sich; aber es tut nichts. Ja, man kann das noch machen. Das? fragte er sich selber und wurde plötzlich still.

Es war am Ende des dritten Tages, zwei Stunden vor seinem Tode. In diesem Augenblick schlich der junge Gymnasiast ganz leise herbei und trat an sein Lager heran. Der Sterbende schrie immer noch verzweifelt und schlug mit den Händen um sich; eine Hand traf den Kopf des Gymnasiasten. Der Gymnasiast ergriff sie, drückte sie an die Rippen und brach in Tränen aus.

In diesem Augenblick war Iwan Iljitsch hinuntergefallen und hatte das Licht gesehen! Da ward ihm offenbar, daß sein Leben nicht so gewesen war, wie es hätte sein sollen, daß man das aber noch gut machen könne. Er hatte sich gefragt: Was ist „das Richtige?“ und war still geworden, um aufzuhorchen. Da fühlte er, daß ihm jemand die Hand küßte; er öffnete die Augen und richtete den Blick auf seinen Sohn. Er empfand Schmerz um ihn. Da trat seine Frau zu ihm heran; er richtete den Blick auf sie. Sie sah ihn an mit offenem Munde und mit einem verzweifelten Ausdruck; die Tränen, die ihr über Nase und Wangen rannen, wischte sie nicht fort. Er empfand Schmerz um sie.



Ja, ich quäle sie, dachte er. Es tut ihnen weh, aber es wird besser für sie sein, wenn ich sterbe. — Er hätte das gern gesagt, aber er hatte nicht die Kraft, es auszusprechen. „Übrigens, wozu reden, man muß es tun,“ dachte er. Er wies seine Frau mit dem Blick auf den Sohn hin und sagte:

Führe ihn fort . . . er tut mir weh . . . auch du . . . Er wollte noch sagen: „verzeih“, sagte aber: verleihe; und da er nicht mehr die Kraft besaß, sich zu verbessern, machte er eine Bewegung mit der Hand, denn er wußte, daß es der verstehen würde, dem es galt.

Plötzlich ward ihm klar, daß alles das, was ihn bedrückte und nicht hervor konnte, daß all das auf einmal plötzlich hervor konnte, von zwei Seiten, von zehn Seiten, von allen Seiten. Sie tun ihm leid; man muß also handeln, daß es ihnen nicht wehe tue. Sie und sich selbst von diesen Leiden befreien. „Wie gut und wie einfach,“ dachte er. „Und der Schmerz?“ fragte er sich selbst. „Was tue ich mit ihm?“ „Nun, wo bist du, Schmerz?“

Und er horchte auf.

„Ja, da ist er. Was tut's, mag es schmerzen.“

„Und der Tod? Wo ist der?“

Er suchte nach der gewohnten Todesfurcht von früher und fand sie nicht. — Wo ist er, wo ist der Tod? Und die Angst war nicht da, denn auch der Tod war nicht da.

Wo der Tod gewesen war, war Licht!

Das ist es! sagte er plötzlich laut. — Welche Freude!

Alles das war ihm in einem Augenblick geschehen, und der Sinn dieses Augenblicks veränderte sich nicht mehr. Für die, die um ihn waren, währte der Todeskampf noch zwei Stunden. In seiner Brust war ein Rasseln, sein entkräfteter Körper zuckte; dann wurde das Rasseln und Röcheln immer seltener und seltener.

Das Ende! sagte jemand über ihn.

Er hatte diese Worte gehört und wiederholte sie in seiner Seele. Das Ende des Todes! sagte er zu sich selbst. Er ist nicht mehr.

Er tat einen tiefen Atemzug, hielt in der Mitte eines Seufzers inne, streckte sich aus und war tot.

25. März 1886.

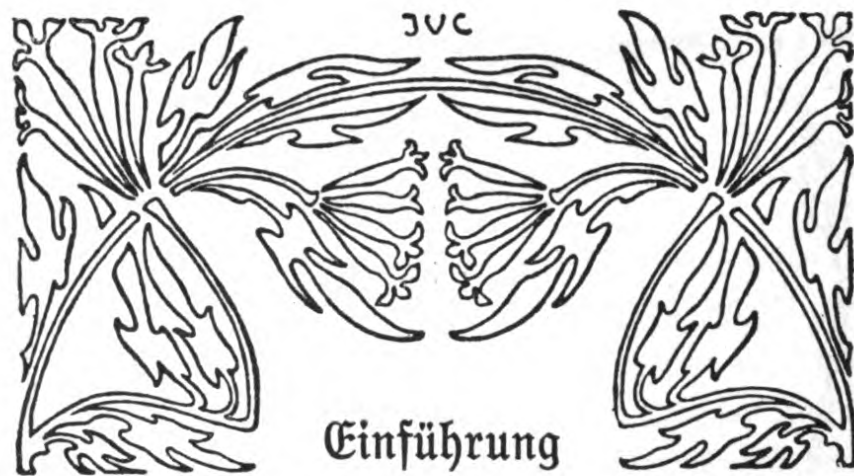






**Wandelt, dieweil ihr  
das Licht habt**

Erzählung aus der Zeit der ersten  
Christen



Im Sommer des Jahres 1890 sah ich bei einem Freunde und treuen Anhänger Tolstoj's in Moskau das Manuskript einer Erzählung, die drei Jahre vorher entstanden und der großen Öffentlichkeit doch noch nicht bekannt war. Abschriften gingen, wie das so häufig bei Tolstoj's Werken der Fall gewesen war, in Tausenden von Exemplaren im ganzen Lande von Hand zu Hand, und ganz besonders waren es die Verehrer von Tolstoj's religiösen Anschauungen, die das neue Werk mit lauter Bewunderung priesen. „Iwan Iljitsch“, der 1886 entstanden war, durfte gedruckt werden, selbst „Die Macht der Finsternis“ war von der Zensur nicht niedergehalten worden, wenn das Werk auch der Bühne noch lange entzogen blieb, und sogar eine Ausgabe für wenige Kopfen, die die Verbreitung des Dramas überaus förderte, war nicht verhindert worden. Die ein Jahr später (1887) entstandene „Erzählung aus der Zeit der ersten Christen“ war verboten. Auch in Deutschland wurde das Werk erst bekannt nach der „Kreuzersonate“, obwohl die „Kreuzersonate“ zwei Jahre später geschrieben ist und natürlich auch in Rußland nicht gleich veröffentlicht werden durfte; so kam es, daß die Kritik fälschlich Beziehungen zwischen der „Kreuzersonate“ und „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt“ feststellte auf Grund der Voraussetzung, daß die „Kreuzersonate“ das ältere Werk sei.

Was schärfte die Vorsicht der Zensurbehörde so sehr, was konnte die Ursache des Verbots dieser christlichen Dichtung sein?

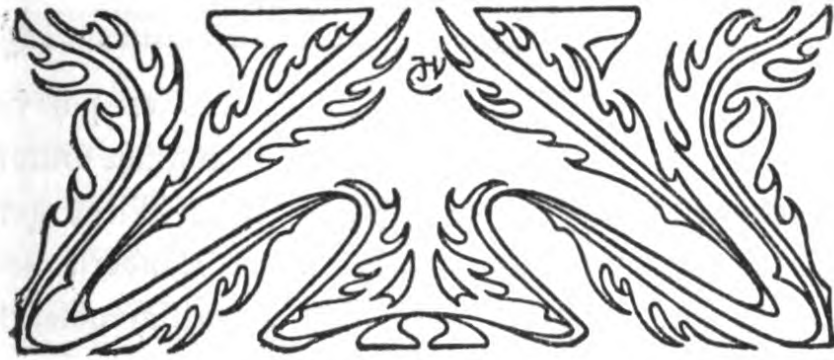
„Wandelt, dieweil ihr das Licht habt“ schildert das Schicksal zweier Männer, Julius und Pamphilius, von denen der eine ein heidnisches, der andere ein christliches Leben führt, christlich in dem neuen Sinne, den Tolstoj dem Worte gegeben hatte. Und in dieser neuen Auffassung des Christentums bildet auch die Frage der Ehe ein wichtiges Moment. Die Ehe als die sinnliche Vereinigung zwischen Mann und Weib wird in „Julius“ (wie in der „Kreuzersonate“) bekämpft; und ist auch die Darstellung der Begebenheiten zurückverlegt in die Zeit der ersten Christen, so bedeutet das doch nur ein Gleichnis. Denn alles, was zur Charakterisierung christlicher Lebensweise, wie sie sein soll, und der Lebensweise der Menschen, wie sie nicht sein soll, gesagt wird, bezieht sich mit unverhohlener Deutlichkeit auf die Gegenwart, auf Rußland, auf die gesamte christliche Menschheit. Man kann in diesem Sinne „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt“ als eine Tendenzschrift bezeichnen und wird sich nicht wundern, daß die Auffassung der Lehren Christi, dargestellt in den Zwiegesprächen der Freunde Julius und Pamphilius, von den beamteten Vertretern der russischen Staatskirche vor Weiterverbreitung geschützt wurde.

In der Form, in der die Dichtung jetzt vorliegt, muß der verständnisvolle Leser diese Anwendung auf die Gegenwart selbst machen. In einer früheren Redaktion hatte „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt“ eine Art Prolog, die das Verhältnis deutlicher machte. Es waren offenbar künstlerische Gründe, die den Dichter veranlaßt haben, den Prolog fortzulassen. Das Lehrhafte des Ganzen wird dadurch zugunsten einer reineren poetischen Wirkung abgemildert.

In diesem Prologe sprechen ältere und jüngere Männer über die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Neugestaltung unseres Lebens in dem Sinne einer höheren Glückseligkeit, und die eigentliche Erzählung war in dieser Fassung nur ein Beispiel, das den theoretischen Satz beweisen sollte.

Wer nicht von der Tendenz des Werkes ergriffen werden kann, wird Genuß finden an der wunderschönen Zeitschilderung und an den hübschen Wendungen des Meinungs-austausches, die den Vorzügen des griechischen Heidentums wie des Christentums gleich gerecht werden und die Schattenseiten der Lehren mit gleicher Schärfe geißeln. Als Dichtung wird er dieser Erzählung aus der Zeit der ersten Christen einen hohen Rang unter den Werken Tolstoj's nicht einräumen können. An einen Vergleich mit der „Kreuzersonate“, mit der „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt“ innerlich nah verwandt ist, darf gar nicht gedacht werden, denn in diesem späteren Werke erreicht die Kunst eindringlicher Wirklichkeits-schilderung, in der Tolstoj ein Meister ist, eine Höhe, wie in wenigen seiner Dichtungen.





## I

**E**s war zur Zeit des römischen Kaisers Trajan, hundert Jahre nach Christi Geburt. Zu der Zeit, da die Schüler der Jünger Christi noch lebten und die Christen festhielten an dem Gesetze des Meisters, wie die Apostelgeschichte berichtet:

„Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele; auch keiner sagete von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wieviel ihrer waren, die da Acker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts, und legeten's zu der Apostel Füßen; und man gab einem jeglichen, was ihm not war.“ (Apostelgeschichte 4.32—35)

In dieser ersten Zeit des Christentums lebte in der Provinz Cilicien, in der Stadt Tarsus, ein reicher syrischer Kaufmann namens Juvenal, der mit edlen Steinen handelte. Von Geburt gehörte er der ärmsten Klasse der Gemeinde an, aber durch



redliche Arbeit und das Geschick, das er sich in seinem Beruf erworben, hatte er ansehnliche Güter gesammelt und sich die Achtung seiner Mitbürger gewonnen. Er war viel in fernen Ländern gewesen, und wenn er auch nicht eigentlich gelehrt genannt werden konnte, so hatte er doch viel gesehen und erfahren, und seine Mitbürger schätzten ihn hoch wegen seines gesunden Verstandes und seines strengen Gerechtigkeitssinnes. Er bekannte den Glauben des heidnischen Rom, die Religion, der alle besseren Bürger des römischen Reiches angehörten und deren Formeln und Zeremonien man unter der Regierung des Kaisers Augustus aufs genaueste festzustellen begonnen hatte. Sie wurde noch streng von dem jetzt herrschenden Kaiser Trajanus beobachtet. Die Provinz Cilicien ist ziemlich weit von Rom entfernt; aber sie wurde von einem römischen Statthalter verwaltet und alles, was in Rom geschah, fand sein Echo in Cilicien, denn die Statthalter ahmten ihren Kaisern nach.

Juvenal behielt die Geschichten, die er als Knabe von Neros Leben und Ende gehört hatte, noch frisch im Gedächtnis; er wußte, wie ein Kaiser nach dem andern eines unnatürlichen Todes gestorben war, und da er ein kluger Mensch war, so begriff er, daß die römische Religion nichts Heiliges war und daß all das Menschenwerk sei. Die Sinnlosigkeit des Lebens, das ihn umgab, besonders

aber alles dessen, was sich in Rom abspielte, wo seine Geschäfte ihn öfter hinführten, beunruhigten sein Gemüt. Zweifel erwachten in seiner Seele, er konnte das alles nicht fassen und schrieb das seiner geringen Bildung zu.

Er war verheiratet und hatte vier Kinder gehabt, von denen drei früh gestorben waren. Der einzig überlebende Sohn hieß Julius.

Auf Julius häufte Juvenal all seine Liebe; dieser Sohn war der Gegenstand seiner zärtlichsten Sorgfalt. Sein besonderes Bemühen war es, diesen Sohn so zu erziehen, daß ihm im späteren Leben die Qualen erspart blieben, die er selbst durch seine häufigen Zweifel über die Fragen des Lebens erduldet hatte.

Als Julius sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht hatte, vertraute ihn sein Vater der Obhut eines Philosophen an, der in die Stadt gekommen war, um junge Leute zu erziehen. Als Lerngenossen gab Juvenal seinem Sohne dessen Jugendfreund Pamphilius bei, den Sohn eines seiner Freigelassenen, der nicht mehr lebte. Die Knaben waren in gleichem Alter, beide schön von Gestalt und außerdem innig befreundet.

Sie gaben sich mit Eifer den Studien hin und waren beide wohlgesittet; Julius bewies eine besondere Vorliebe für das Studium der Dichter und die Mathematik, Pamphilius für die Philosophie.



Ein Jahr, ehe der festgesetzte Studienplan beendet war, kam Pamphilius eines Tages in die Schule und teilte dem Lehrer mit, seine verwitwete Mutter beabsichtige, die Stadt zu verlassen und sich in Daphne niederzulassen, und er müsse daher das Studium aufgeben.

Den Lehrer schmerzte es, einen Schüler zu verlieren, der dem Meister solche Ehre machte, auch Juvenal bedauerte die Trennung seines Sohnes von seinem Freunde, aber niemand empfand den Verlust so tief wie Julius. Doch Pamphilius blieb all ihren Bitten, noch in der Schule zu verweilen, taub. Er dankte seinen Freunden für ihre vielen Liebesbeweise, sagte ihnen Lebewohl und reiste ab.

Zwei Jahre verstrichen. Julius hatte seine Studien beendet, ohne den Freund auch nur einmal gesehen zu haben.

Eines Tages begegnete er ihm auf der Straße; er lud ihn in sein väterliches Haus ein und forschte ihn dort eifrig aus, wo er seit ihrer Trennung gelebt habe. Pamphilius sagte ihm, daß er noch immer in demselben Ort mit seiner Mutter wohne.

Doch leben wir nicht einsam, fügte er hinzu, wir haben viele Freunde um uns, mit denen wir alles gemeinsam haben.

Wie meinst du gemeinsam? fragte Julius.

So daß keiner etwas als sein eigenes Gut ansieht.

Warum tut ihr das?

Weil wir Christen sind, versetzte Pamphilius.

Ist es möglich! rief Julius aus.

Mir hat man doch erzählt, daß die Christen kleine Kinder schlachten und verzehren. Ist es denkbar, daß du an solchen Dingen teilnimmst?

Komm und urteile selbst, erwiderte Pamphilius. Wir tun nichts Ungewöhnliches, sondern leben einfach und trachten danach, alles Schlechte zu vermeiden.

Aber sage mir, wie kann man leben, wenn man nichts sein eigen nennt?

Wir unterstützen uns gegenseitig. Wenn wir im Dienste unserer Mitbrüder wirken, teilen sie zum Dank die Früchte ihrer Arbeit mit uns.

Wie nun aber, wenn Mitbrüder eure Dienste annehmen, ohne euch etwas dafür zum Lohn zu geben? wandte Julius ein.

Solche Menschen sind nicht unter uns, antwortete Pamphilius. Solche Menschen führen gern ein üppiges Leben und kommen nicht zu uns; unsere Lebensweise ist schlicht, nicht üppig.

Es gibt doch aber eine ganze Menge träger Menschen, die nichts anderes wollen, als umsonst versorgt sein?

Gewiß gibt es solche Menschen, und wir nehmen sie mit herzlichem Willkommen auf. Kürzlich hatten wir einen Mann dieses Schlages, einen entlaufenen



Skaven. Zuerst führte er ein faules, nichtsnußiges Leben, aber bald änderte er sich, und jetzt ist er ein vortrefflicher Bruder.

Wenn er sich aber nicht gebessert hätte?

Auch solche fehlen nicht bei uns; unser Ältester Cyrillus sagt, es sei unsere Pflicht, diese Menschen als besonders teure Brüder zu behandeln und ihnen unsere besondere Liebe zu zeigen.

Wie kann man schlechte Menschen lieben?

Man muß alle Menschen lieben.

Aber, wie könnet ihr jedem geben, was er von euch verlangt? sagte Julius. Wollte mein Vater jedem geben, der was von ihm verlangt, so würde er bald nichts mehr übrig haben.

Ich weiß nicht, wie es kommt, erwiderte Pamphilus; aber wir haben immer genug für unsern Bedarf. Und wenn es einmal vorkommt, daß wir nichts zu essen oder unseres Leibes Blöße zu decken haben, so erbitten wir uns das Fehlende von andern, und sie verweigern es uns nicht. Aber das geschieht selten. Ich zum Beispiel habe mich erst einmal ohne Abendmahlzeit zur Ruhe gelegt, und auch das mehr deshalb, weil ich zu müde war, um noch zu einem der Brüder zu gehen und ihn um Speise zu bitten.

Nun, ich verstehe nicht, wie ihr das zustande bringt, erwiderte Julius; aber mein Vater sagt immer, wenn er nicht ein sorgsames Auge auf sein Gut hätte, sondern jedem hergelaufenen



Bettler geben wollte, so würde er bald selber Hungers sterben.

Wir sterben nicht Hungers. Aber du solltest lieber selbst sehen. Wir leben nicht nur ohne Not, wir haben sogar Überfluß.

Wie ist das zu erklären?

Das will ich dir sagen. Wir bekennen uns alle zu demselben Gesez; aber die Kraft, mit der wir es erfüllen, ist verschieden; einer vermag mehr als der andere. So kann einer schon einen hohen Grad von Vollkommenheit in seinem Lebenswandel erreicht haben, während der andere noch mit den Schwierigkeiten alles Anfangs kämpft. Hoch über uns allen steht Christus mit seinem Leben als Vorbild, dem wir beständig nachzueifern streben. Darin liegt unsere Glückseligkeit. Einige Glieder unserer Gemeinde — zum Beispiel der Älteste, Cyrillus, und seine Frau Pelagia, sind weiter vorgeschritten, als wir andern alle; noch einige stehen ihnen fast gleich, andere wieder bleiben noch weiter zurück; aber wir alle streben auf demselben Wege vorwärts.

Die Vorkämpfer sind dem Geseze Christi — der Selbstverleugnung — fast nahe, ihre ganze Seele haben sie hingegeben, das Ideal zu erreichen. Diese Menschen brauchen nichts. Sie denken nicht an sich selbst, und um Christi Gesez zu erfüllen, würden sie mit Freuden ihr Leztes jedem dahin geben, der darum bittet. Aber andere

weniger starke Seelen können nicht so leicht alles missen; sie werden schwach und bemitleiden sich selbst. Sie verlieren ihre Kraft, wenn ihnen Speise und Kleidung fehlt, und deshalb können sie es noch nicht über sich gewinnen, alles wegzugeben, was man von ihnen verlangt.

Andere sind noch schwächer als diese — sie haben den rechten Weg erst vor kurzem betreten. Sie führen ihr altes Leben fort, häufen ihre Güter für den eigenen Genuß auf und reichen Almosen nur von ihrem Überfluß. Diese Nachzügler kommen den Bordersten zu Hilfe. Uns alle knüpfen übrigens noch Bande des Bluts an das Heidentum. Ein Mitbruder hat noch einen Vater, der Heide ist, er ist ein vermögender Mann und gibt seinem Sohn. Der Sohn gibt vielen Almosen, aber der Vater versorgt ihn von neuem. Ein anderer hat eine heidnische Mutter, die ihrem Sohn aus Mitleid Unterstützung sendet. In noch einem andern Fall sind die Kinder Heiden und die Mutter Christin. Die Kinder, die für das Wohlergehen der Mutter besorgt sind, geben ihr, was sie können, und verpflichten sie, es nicht unter andere zu verteilen. Aus Liebe zu ihnen nimmt sie es an, gibt aber sogleich alles weg. Ein andermal ist die Frau Heidin und der Gatte Christ oder umgekehrt. So geht bei uns alles durcheinander, und die Vorgeschritteneren würden gern das Letzte opfern, aber sie können das

nicht. Auf diese Weise werden die Schwachen im Glauben gestärkt und so erklärt sich, daß wir nie ohne Überfluß sind.

Darauf erwiderte Julius:

Wenn es so steht, so scheint mir, daß ihr noch weit von Christi Lehre entfernt seid und den Schein an die Stelle des Wesens setzt. Wenn ihr nicht alles fortgibt, so sehe ich keinen Unterschied zwischen euch und uns. Ich meine, um ein wahrer Christ zu sein, muß man das ganze Gesetz erfüllen: von seiner Habe alles fortgeben, bis man ein Bettler ist.

Das wäre das beste, sagte Pamphilius. So gehe hin und tue so.

Ich werde es tun, sobald ihr mir mit gutem Beispiel vorangeht.

O, wir wollen nicht das geringste tun, um zu prahlen. Auch möchte ich dir nicht raten, nur um des äußeren Scheines willen zu uns überzugehen. Was wir auch tun, es geschieht nicht um des Scheines willen, es muß kraft unseres Glaubens geschehen.

Was heißt kraft des Glaubens?

Kraft des Glaubens heißt, daß es ein Entrinnen von den Übeln dieser Welt, vom Tode, nur gibt, wenn wir ein Leben nach der Lehre Christi führen. Was die Menschen von uns sagen, ist gleichgültig. Wir handeln nicht um der Menschen willen, sondern weil wir darin das Leben und das Heil erkennen.

Nein, es ist unmöglich, nicht sich selbst zu leben, sagte Julius. Die Götter selber haben den Trieb in uns gelegt, uns selbst mehr zu lieben als die andern und nach unserer eigenen Neigung zu leben. Und dieses tut ihr Christen auch. Du hast mir zugegeben, daß viele deiner Brüder sich selbst bemitleiden. Sie werden allmählich immer mehr ihrer eigenen Neigung folgen und so die Lehren deiner Religion umgehen, bis sie endlich genau so sein werden wie wir.

Nein, nein, antwortete Pamphilius. Unsere Brüder gehen andere Wege, und sie werden nie schwächer, sondern immer stärker, gerade wie ein Feuer nicht verlöscht, wenn es beständig genährt wird. Darin eben besteht der Glaube.

Ich begreife nicht, worin dieser Glaube besteht.

Unser Glaube besteht darin, daß wir das Leben so auffassen, wie es uns Christus dargestellt hat.

Und das ist?

Christus hat einmal folgendes Gleichnis erzählt: Mehrere Pächter bebauten einen Weinberg, den ein Gutsherr angelegt hatte, dem sie verpflichtet waren, einen Teil der Erträgnisse abzugeben. Wir, die wir in dieser Welt leben, sind die Pächter; wir sind verpflichtet, Gott unsern Tribut zu zahlen, Seinen Willen zu erfüllen. Aber die Leute, die im weltlichen Glauben lebten, bildeten sich ein, der Weinberg gehörte ihnen, und

sie hätten nichts davon abzugeben, sondern könnten die Früchte, die er trug, ohne weiteres für sich selbst verbrauchen. Und der Herr des Weinbergs sandte einen Knecht, um den Tribut einzuholen, aber sie jagten ihn davon. Nun sandte er seinen Sohn, diesen aber töteten sie und glaubten, daß nun keiner mehr sich um sie kümmern würde.

So nun ist der Glaube dieser Welt, wonach alle Weltkinder ihr Leben einrichten und nicht wissen, daß uns das Leben gegeben ist, damit wir Gott dienen. Christus lehrte uns, daß der Glaube dieser Welt — daß es nämlich für den Menschen besser sei, des Herrn Knecht und seinen Sohn aus dem Garten zu vertreiben und den Tribut zu verweigern, — falsch ist, weil jeder Mensch entweder Tribut zahlen muß oder aus dem Weinberge ausgestoßen wird. Er lehrte uns, daß die Dinge, die wir als Freuden bezeichnen: Essen, Trinken, Vergnügungen usw. keine Freuden sein können, wenn wir sie zum Hauptzweck unseres Lebens machen, daß sie uns nur erfreuen können, wenn wir unser Glück in etwas anderem finden, — und zwar in der Ausübung von Gottes Geboten. Denn nur dann sind sie Freuden, wenn sie etwas zur Erfüllung von Gottes Geboten beitragen. Diese Freuden genießen zu wollen, ohne das Bestreben, Gottes Willen zu tun, wäre gerade so unweise, wie wenn man Garben sammeln wollte und sie ohne Wurzeln pflanzte. Dies ist unser Glaube,



und kraft seiner weigern wir uns, einem Trugbild nachzugehen, weil wir die Wahrheit suchen. Wir wissen, daß das Glück des Lebens nicht in seinen Freuden, sondern in der Erfüllung von Gottes Willen besteht, ohne einen Gedanken oder eine Hoffnung auf Freuden. Darum leben wir so, und je länger wir leben, desto deutlicher empfinden wir, daß Freude und Heil der Erfüllung von Gottes Wort folgt, so wie die Räder des Wagens der Deichsel folgen. Unser Meister sagte: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquiden. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht!“

Also sprach Pamphilius. Julius hörte mit in- ständiger Aufmerksamkeit zu und sein Herz war gerührt, aber noch war er sich über die Bedeutung alles dessen, was Pamphilius gesagt hatte, nicht klar. Zuerst hatte er seinen Freund in Verdacht, er wolle ihn täuschen, als er aber fest in seine milden, treuherzigen Augen blickte, war er überzeugt, daß Pamphilius sich selber täuschte. Pamphilius lud ihn ein, ihn zu besuchen, damit er das Leben ihrer Glaubensgemeinschaft kennen lerne, um, falls es ihm zusage, sein Leben in Gemeinschaft mit ihnen zu verbringen.

Und Julius versprach es ihm. Er reiste aber

nicht zu Pamphilius hin. Sein bisheriges Leben hielt ihn in seinem Bann und ließ ihn den Freund vergessen.



Julius' Vater war ein reicher Mann, er liebte seinen einzigen Sohn, war stolz auf ihn und hatte stets eine offene Börse für ihn. Julius' Leben ging so hin, wie das Leben der reichen jungen Leute auf der ganzen Welt hingeht: in Müßiggang und unsittlichen Vergnügungen, die immer die gleichen waren und bleiben: Wein, Spiel und leichtsinnige Weiber.

Aber die Vergnügungen, denen sich Julius hingab, verschlangen immer größere Summen, und bald fehlte es ihm an den nötigen Mitteln. Eines Tages verlangte er von seinem Vater eine größere Geldsumme, als ihm der Vater zu geben pflegte. Sein Vater gab sie ihm, machte ihm aber Vorwürfe. Julius war sich der Gerechtigkeit dieser Vorwürfe wohl bewußt, aber wie alle Menschen, welche sich schuldig fühlen, ohne es einzugestehen, wurde er heftig und ausfallend gegen seinen Vater. Er erhielt die erbetene Summe und vergeudete sie sehr rasch. Und was noch schlimmer war, er geriet mit einem betrunkenen Kameraden in einen Streit und erschlug einen Menschen. Der Stadtpräfect ließ, als er von diesem Vorfall

hörte, Julius gefangen nehmen; seinem Vater jedoch gelang es, seine Befreiung zu erwirken. Während dieser ganzen Zeit wurden die Ansprüche an Julius' Börse infolge der Verlegenheiten, in die ihn seine Vergnügungen brachten, immer größer und häufiger, er borgte sich eine Summe von einem Kameraden, dem er sie bald wiederzugeben versprach; obendrein verlangte gerade jetzt seine Geliebte von ihm ein kostbares Perlenhalsband. Julius wußte, wenn er diesen Wunsch abschlüge, würde sich seine Geliebte einem Rivalen, einem sehr reichen Manne, zuwenden, den er schon lange fürchtete und der schon mehrfache Versuche gemacht hatte, ihn zu verdrängen. Julius ging zu seiner Mutter und sagte ihr, daß er sich das Leben nehmen müsse, wenn er das Geld nicht bekomme.

Die Schuld an seiner verwünschten Lage schrieb er ganz und gar seinem Vater zu, ohne sich selbst den geringsten Teil daran beizumessen.

Mein Vater — so sagte er — hat mich an ein Leben voll Überfluß und Genuß gewöhnt und verweigert mir hinterher das Notwendige. Wenn er mir zuerst die Summen, die er später doch gab, ohne Vorwürfe gewährt hätte, hätte ich mir mein Leben sehr behaglich gestalten können, ohne in Schulden und Not zu geraten. Da er mir aber immer zu wenig gab, mußte ich zu den Wucherern meine Zuflucht nehmen, und sie haben aus mir

herausgepreßt, was sie nur konnten; und so ist mir nicht das Nötige übrig geblieben zu einem Leben, wie es ein reicher junger Mann, wie ich, gewohnt ist. Ich muß mich schämen vor meinen Kameraden, und mein Vater will das alles nicht begreifen. Er hat vergessen, daß auch er einmal jung gewesen ist. Er hat mich in diese Notlage gebracht, und wenn er mir jetzt die Summe nicht gewährt, die ich fordern muß, so nehme ich mir das Leben.

Die Mutter, die ihren Sohn immer verwöhnt hatte, ging zum Vater. Der Vater ließ seinen Sohn kommen und überhäufte ihn und seine Mutter mit Vorwürfen. Julius gab unverschämte Antworten. Sein Vater schlug ihn. Er fiel seinem Vater in den Arm. Sein Vater rief nach den Sklaven und befahl ihnen, seinen Sohn zu binden und hinter Schloß und Riegel zu bringen.

In der Einsamkeit fluchte Julius seinem Vater und seinem Leben.

Sein eigener oder seines Vaters Tod erschien ihm als der einzige Ausweg aus seiner verzweifelten Lage.

Julius' Mutter litt mehr, als ihr Sohn. Sie untersuchte nicht, wer an alledem schuldig war. Sie litt nur um ihr unglückliches Kind. Sie suchte wieder ihren Gatten auf und flehte ihn an, dem Sohne zu vergeben. Statt sie zu erhören, schmähete er sie und beschuldigte sie, ihren Sohn verdorben zu haben. Sie gab ihm Vorwürfe zurück, und

der Streit endigte damit, daß ihr Gatte auch sie schlug. Sie achtete aber der Schläge nicht; sie ging zu ihrem Sohn und suchte ihn zu bewegen, sich vor dem Vater zu demütigen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Sie versprach ihm dafür, ihm die erforderliche Summe, ohne Wissen des Vaters, zu verschaffen. Er willigte ein, und sie ging wiederum zu ihrem Mann, um ihn im Namen des Sohnes um Verzeihung zu bitten. Er überhäufte Mutter und Sohn mit Vorwürfen, aber endlich gewährte er seinem Sohne die Verzeihung, unter einer Bedingung, daß er für immer sein ausschweifendes Leben aufgäbe und die Tochter eines reichen Kaufmanns, um deren Hand der Vater werben wollte, heiratete.

Er soll also Geld haben und auch eine Mitgift für seine Braut, fügte er hinzu, aber dann muß er auch endlich ein neues, vernünftiges Leben beginnen. Wenn er verspricht, nach meinem Willen zu tun, so soll ihm vergeben sein. Jetzt aber gebe ich ihm nichts und bei seinem ersten neuen dummen Streich überliefere ich ihn der Stadtobrigkeit.

Julius ging auf alles ein und wurde in Freiheit gesetzt. Er versprach, sich zu verheiraten und seinen schlechten Lebenswandel aufzugeben, aber er hatte nicht die Absicht, das auch zu tun.

Sein Leben im väterlichen Hause war ihm zur Hölle geworden, sein Vater sprach nicht mit ihm



und blieb in beständigen Vorwürfen gegen seine Mutter, und diese war immer in Tränen.

Den Tag darauf rief seine Mutter ihn in ihre Zimmer und gab ihm heimlich einen kostbaren Edelstein, den sie ihrem Gatten entwendet hatte.

Nimm ihn und verkauf' ihn, aber nicht hier, sondern in irgend einer andern Stadt, und gebrauche den Erlös für das, was du haben mußt. Ich werde das Verschwinden des Edelsteins eine Zeitlang verbergen können. Und wenn es herauskommt, werde ich den Verdacht auf einen der Sklaven lenken.

Julius fühlte sich von den Worten seiner Mutter aufs tiefste getroffen. Er war entsetzt über das, was sie getan, nahm den Edelstein nicht und verließ das Haus. Wohin sollte er sich begeben? Er wußte es nicht. Er ging fort und fort, über die Grenzen der Stadt hinaus; er fühlte das Bedürfnis, allein zu sein und über das nachzudenken, was ihm geschehen war und was ihn noch erwartete. Nachdem er die Stadt weit hinter sich hatte, betrat er einen Hain, der der Göttin Diana geweiht war. An diesem einsamen Ort gab er sich seinen Gedanken hin. Sein erster Impuls war, niederzuknien und die Göttin um Hilfe anzuflehen. Aber er glaubte nicht mehr an seine Götter und wußte daher, daß er von ihnen keine Hilfe erwarten könne. Wenn aber nicht von ihnen, von wem denn? Allein mit sich seine Lage zu überdenken,

kam ihm gar zu sonderbar vor. Wirre Finsternis herrschte in seinem Herzen. Und doch gab es keine andere Wahl. Es blieb ihm nichts übrig, als sein Gewissen zu befragen, und er begann sein Leben und seine Handlungen zu betrachten. Beide erschienen ihm häßlich, vor allem aber auch töricht. Warum hatte er seine Jugend so vergeudet? An Freuden war sie arm gewesen, an Schmerz und Unglück reich. Das Schlimmste aber war, er fühlte sich vereinsamt. Bis jetzt hatte er eine zärtliche Mutter gehabt, einen Vater, auch eine Anzahl von Freunden. Aber jetzt war er ganz allein in der Welt. Von niemand mehr geliebt, war er allen eine Last. Er hatte jedem im Wege gestanden, hatte seine Mutter dazu gebracht, sich mit seinem Vater zu veruneinigen, hatte die Reichtümer, die sein Vater durch ein ganzes mühevolltes Leben erworben, in alle Winde zerstreut; er war seinen Freunden ein unangenehmer und gefährlicher Nebenbuhler geworden. Sie alle mußten seinen Tod herbeiwünschen.

Da er sein Leben überdachte, trat Pamphilius vor sein geistiges Auge, ihre letzte Begegnung und wie dringend Pamphilius ihn gebeten hatte, zu ihnen, zu den Christen, zu kommen. Und ihm kam der Gedanke, nicht mehr nach Hause zurückzukehren, sondern geradeswegs von hier zu den Christen zu gehen und bei ihnen zu bleiben.

„Aber ist denn meine Lage so gänzlich hoff-

nungslos?“ dachte er — und nachdem er nochmals die Bilder und Ereignisse der vergangenen Jahre an sich hatte vorüberziehen lassen, sank sein Mut, und in seinem Herzen fühlte er, daß keiner ihn mehr liebe und daß er keinen mehr liebe. Mutter, Vater, Freunde, alle konnten keine Zuneigung mehr für ihn haben und mußten sein Ende herbeiwünschen. Und liebte er denn irgend jemanden auf der Welt? Seine Freunde? Er fühlte, daß er an keinem hing. Sie waren alle seine Nebenbuhler und hatten keinen Funken Mitleid für ihn, da das Unglück über ihn gekommen war. „Und mein Vater?“ fragte er sich, — und ein Entsetzen erfaßte ihn, als er bei dieser Frage in sein Herz blickte.

Nicht nur daß er seinen Vater nicht liebte, er haßte ihn sogar, er haßte ihn ob der Beschränkungen, die er ihm auferlegt, ob der Beschimpfungen, die er ihm angetan. Ja, er haßte ihn, und mehr als das, er wurde sich klar bewußt, daß für sein eigenes Glück seines Vaters Tod notwendig sei.

„Ja, so ist es. Und wenn ich wüßte, daß niemals jemand etwas sähe oder hörte, wie würde ich wohl handeln, wenn es in meiner Macht stände, sein Leben durch einen einzigen Schlag zu vernichten und mich zu befreien?“

Und Julius gab sich selbst Antwort: „Ich würde ihn töten.“

Er gab sich diese Antwort und war entsetzt über sich selbst.

„Und meine Mutter? Gewiß, ich bemitleide, aber ich liebe sie nicht. Es ist mir gleichgültig, was aus ihr wird; ich brauche nur ihre Hilfe . . . Ja, ich bin ein wildes Tier! Ja, ein bedrängtes, gehektes Tier — das bin ich, und der einzige Unterschied zwischen mir und dem Tier ist, daß ich, wenn ich will, diesem trügerischen, elenden Dasein ein Ende machen kann, ich kann tun, was das Tier nicht tun kann — ich kann mich töten. Ich hasse meinen Vater, ich liebe niemand, weder Mutter, noch Freunde — vielleicht aber Pamphilus . . .?“

Und er kam wieder auf seinen Freund zurück, erinnerte sich ihrer letzten Begegnung, ihrer Unterhaltung und der Worte Christi, die sein Freund ihm gepredigt hatte: „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquiden.“ Kann das wahr sein? fragte er sich.

Er sann nach und rief sich das milde, furchtlose und freudige Antlitz seines Freundes in die Erinnerung zurück, nur von dem Wunsche erfüllt, an das, was er gesagt hatte, glauben zu können.

„Wer bin ich denn eigentlich? Ein Mensch, der das Glück sucht. Ich habe danach gesucht in Üppigkeit und Lust, und habe es nicht gefunden. Und alle, die so leben wie ich, werden es nicht finden. Sie sind schlecht und sie leiden alle. Und doch gibt

es einen Menschen, der immer freudigen Herzens ist, weil er gar nichts sucht.

Er sagt mir, daß viele wie er sind und daß alle so werden können, wenn sie den Lehren ihres Meisters nachfolgen. Wenn das Wahrheit wäre? Ob es Wahrheit ist oder nicht, es zieht mich mächtig dort hin.“

Und Julius verließ den Hain und beschloß, niemals wieder in sein väterliches Haus zurückzukehren. Er lenkte seine Schritte nach dem Ort, an dem die Christen lebten.



Julius schritt rüstig und fröhlichen Mutes vorwärts, und je mehr er sich dem Orte näherte und je deutlicher das Bild wurde, das er sich nach der Erzählung des Pamphilius in seinem Innern von dem Leben der Christen gemacht hatte, desto fröhlicher wurde ihm zumute.

Gerade als die untergehende Sonne am Horizont verschwand und er im Begriff war, eine kurze Rast zu machen, begegnete er einem Manne, der am Wegrain sich niedergelassen hatte und sein Vesperbrot aß. Es war ein Mann in mittleren Lebensjahren, und sein Gesicht zeugte von Klugheit. Er saß am Wege und aß Oliven und Fladen. Sobald er Julius erblickte, rief er lächelnd:

Guten Abend, Jüngling. Du hast noch einen



langen Weg vor dir. Setze dich nieder und ruhe aus. — Julius dankte und setzte sich zu ihm. — Wohin des Wegs? fragte der Unbekannte.

Ich will zu den Christen, antwortete Julius, und erzählte sogleich dem Unbekannten sein ganzes Leben und seinen Entschluß.

Der Fremde hörte aufmerksam zu, fragte nach einigen Einzelheiten und sprach selbst keinerlei Ansicht aus. Als Julius aber zu Ende war, sammelte der Mann die noch übrig gebliebenen Speisereste in ein Säckchen, strich seine Kleider zurecht und sprach:

Jüngling, führe deine Absicht nicht aus, du gehst irre. Ich kenne das Leben, du aber kennst es nicht. Ich kenne die Christen, du aber kennst sie nicht. Höre zu, ich will dein ganzes Leben durchgehen und deine Gedanken, und wenn du sie von mir gehört hast, dann fasse den Entschluß, der dir richtig scheint. Du bist jung, reich, schön, voll Kraft, Leidenschaften toben in deiner Brust. Du sehnst dich nach einem stillen Asyl, in dem die Leidenschaften dich nicht beunruhigen und die Qualen, die sie nach sich ziehen, dir erspart bleiben; und du glaubst, daß du solch ein Asyl bei den Christen findest. Einen solchen Ort gibt es, guter Jüngling; denn das, was dich beunruhigt, wohnt in dir selbst und nicht in Cilicien oder in Rom. In der Stille der ländlichen Einsamkeit werden dieselben Leidenschaften dich quälen, nur noch

hundertmal heftiger. Die Täuschung der Christen oder ihr Irrtum (ich will kein Urtheil über sie fällen) besteht darin, daß sie die menschliche Natur nicht anerkennen wollen. Die einzigen Menschen, die imstande sind, ihre Lehren auszuüben, sind die Greise, die alle Leidenschaften abgetan haben. Ein Mann in der Blüte der Kraft, oder ein Jüngling, wie du, der du weder das Leben noch dein eigenes Ich ergründet hast, ist nicht imstande, sich ihren Gesetzen unterzuordnen, weil ihre Gesetze sich nicht auf die menschliche Natur gründen, sondern auf müßigen Betrachtungen. Wenn du der ihre geworden bist, werden deine Schmerzen die gleichen sein, wie jetzt, nur werden sie noch größer sein. Gewiß, deine Leidenschaften loden dich jetzt vom rechten Wege ab, aber wenn du auf verderblichen Seitenpfaden einmal in die Irre geraten bist, so steht es in deiner Macht, umzukehren; jetzt genießest du die Befreiung von den Leidenschaften, das heißt das Leben. Wenn du aber Christ wirst und deine Leidenschaften mit aller Gewalt niederhalten mußt, so wirst du ganz ebenso irre gehen, und nur noch schlimmer, und außer dieser Qual wirst du noch die unaufhörliche Qual unbefriedigter menschlicher Bedürfnisse haben. Laß das eingedämmte Wasser sich frei ergießen und es wird Felder und Wiesen und Tiere tränken; stau es, und es wird den Boden aufwühlen und als Schlamm hervorströmen. So ist es auch mit den

Leidenschaften. Die christliche Lehre, mit Ausnahme einiger Glaubenssätze, durch die sie sich selber trösten und beruhigen, und die ich jetzt nicht näher beleuchten will, besteht, insofern sie das Leben berührt, in folgendem: sie verurteilt die Gewalt, sie mißbilligt den Krieg, die Gerichte, sie erkennt kein Eigentum an, sie verwirft die Wissenschaften und die Künste — mit einem Wort, sie weist alles ab, was das Leben hell und freundlich macht. All das wäre gut und schön, wenn alle Menschen so wären, wie sie ihren Meister schildern. So ist es aber nicht, und so kann es nicht sein. Die Menschen sind schlecht und von Leidenschaften beherrscht. Das Spiel der Leidenschaften und die Kämpfe, die sie verursachen, sie halten die Menschen in den Bedingungen fest, in denen sie leben. Die Barbaren kennen keine Einschränkungen, und ein einziger Wilder würde die ganze Welt vernichten, um seine Gelüste zu befriedigen, wenn alle Menschen so fügsam wären, wie die Christen. Wenn die Götter die Menschen mit einem Gefühl des Zorns, der Vergeltung, ja sogar des Hasses gegen die Bösen ausgerüstet haben, so haben sie das getan, weil diese Gefühle für das Leben der Menschen notwendig sind.

Die Christen lehren, diese Empfindungen seien böse, sie sagen, ohne sie würden die Menschen glücklich sein, würde es keine Mörder, keine Henker,

keine Ariege geben. Das ist wahr, aber man könnte mit derselben Berechtigung behaupten, daß es zur Glückseligkeit der Menschen beitragen würde, wenn sie nicht nötig hätten, zu essen und zu trinken. Gewiß, es würde dann weder Hunger noch Durst, noch all die Übel geben, die aus diesen Bedürfnissen hervorgehen. Aber diese Voraussetzung würde die menschliche Natur nicht um ein Jota verändern. Und wenn auch zwanzig, dreißig Menschen das glauben und wirklich nicht essen und nicht trinken und dann vor Hunger sterben würden, so würde das die Natur des Menschen nicht verändern. Ganz so ist es mit all den andern menschlichen Leidenschaften. Zorn, Bosheit, Rachsucht, sogar die geschlechtliche Liebe, der Hang zur Üppigkeit, Glanz und Größe sind Eigenschaften der Götter; also sind sie auch unabänderliche Eigenschaften der Menschen. Beseitige die Notwendigkeit, den Menschen zu ernähren, und du beseitigst den Menschen selbst; ebenso: beseitige die menschlichen Leidenschaften, und du beseitigst die Menschheit selbst. Dasselbe gilt vom Eigentum, das die Christen, wie man behauptet, verwerfen. Schau um dich: jeder Weinberg, jedes Gemüsefeld, jedes Haus, jedes Maultier — alles das haben die Menschen hervorgebracht unter der Voraussetzung eines Eigentums. Schaffe das Recht des Eigentums ab, und kein Weinberg wird mehr angelegt, kein Tier mehr gezüchtet und gepflegt werden.

Die Christen behaupten, sie besitzen kein Eigentum; sie genießen aber doch seine Früchte. Sie behaupten, alles gemeinsam zu besitzen, und tragen alles zusammen, was sie haben. Aber das, was sie zusammentragen, haben sie von Menschen bekommen, die Eigentum besitzen. Sie täuschen einfach die Menschen, oder, im günstigsten Falle, sich selbst. Du sagst mir, daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit erhalten, aber was sie hervorbringen, reicht nicht aus, sie zu unterhalten; sie benutzen auch die Arbeit anderer Leute, die das Eigentum anerkennen. Wenn sie wirklich allein ihr Leben fristen könnten, so könnten sie eben nur das Notdürftige haben und hätten nicht die Möglichkeit, die Künste und Wissenschaften zu pflegen. Sie erkennen auch den Wert unserer Künste und Wissenschaften nicht an. Der ganze Inhalt ihrer Lehre ist darauf berechnet, den Menschen zu seinem ursprünglichen Zustand zurückzuführen — zur Wildheit, zur Tierheit. Sie können der Menschheit nicht dienen durch Künste und Wissenschaften, sie kennen sie nicht, darum verwerfen sie sie; sie können nicht nützen durch die Talente, die den Vorzug des Menschen ausmachen und ihn den Göttern näher bringen. Sie werden keine Tempel, keine Standbilder, keine Museen, keine Theater hervorbringen. Sie behaupten, ohne diese leben zu können. Die einfachste Manier, die eigene Niedrigkeit nicht zu fühlen, ist, die Bornehmheit zu verachten. Und



das tun sie. Sie sind gottlos. Sie erkennen die Götter und ihr Walten im menschlichen Leben nicht an. Sie glauben nur an den Vater ihres Meisters, den sie auch ihren Vater nennen, und an ihren Meister selber, der ihnen, wie sie sagen, alle Geheimnisse des Lebens enthüllt hat. Ihre Lehre ist ein jämmerlicher Betrug. Erwäge das eine: unser Glaube lehrt, das Weltall wird von den Göttern erhalten, die Götter beschützen die Menschen. Um rechtschaffen zu leben, haben wir die Götter zu ehren, die Wahrheit zu suchen und zu denken. Unser Leben wird daher einerseits durch das Walten der Götter, andererseits durch das gesamte Wissen der Menschheit regiert. Wir leben, denken und suchen und nähern uns so der Wahrheit. Sie aber haben keine Götter, kein göttliches Walten, keine menschliche Weisheit, sie haben nur eines, ihren blinden Glauben an ihren gekreuzigten Meister und an alles, was er sie gelehrt hat. Entscheide nun, wer der vertrauenswürdigeren Führer ist: das Walten der Götter und die gesamte vereinigte Wirksamkeit des menschlichen Forschens, oder der erzwungene, vernunftlose Glaube an die Worte eines einzigen Menschen.

Julius fühlte sich sehr betroffen von der Rede des Fremden, besonders von seinen letzten Worten.

Nicht nur, daß sein Entschluß, Christ zu werden, gänzlich erschüttert war, es erschien ihm jetzt ganz unglaublich, daß die Gewalt seines Mißgeschicks



ihn zu einer solchen Torheit hätte verleiten können. Aber noch war die eine Frage unerledigt, was er mit sich tun sollte und wie er sich aus seiner verzweifelten Lage retten sollte. Und indem er diese seine hauptsächlichste Verlegenheit dem Fremden auseinandersetzte, bat er ihn um seinen Rat.

Auf diesen Punkt wollte ich gerade jetzt kommen, fuhr der Fremde fort. Was du beginnen sollst? Soweit meine menschliche Einsicht reicht, scheint mir der Weg, den du eingeschlagen hast, völlig klar zu liegen. Dein ganzes Unglück hat seinen Ursprung in den menschlichen Leidenschaften. Die Leidenschaft hat dich mit solcher Gewalt aus deiner Bahn getrieben, daß du schwer darunter leiden mußtest. Das Leben erteilt gewöhnlich so seine Lehren. Du hast hoffentlich Nutzen daraus gezogen. Du hast viel versucht und weißt jetzt, was süß und was bitter ist. Du wirst nicht Gefahr laufen, dieselben Irrtümer unwissentlich wieder zu begehen. Nütze deine Erfahrungen. Was dich am meisten bekümmert und beschwert, ist die Feindschaft mit deinem Vater. Sie ist aus deiner Lage entstanden. Strebe nach einer andern, und die Feindschaft wird schwinden, oder mindestens nicht mehr so schmerzhaft fühlbar sein. Alle deine Leiden stammen von deinem ungeordneten Leben her. Du hast dich den Vergnügungen der Jugend hingegeben. Das war natürlich, und darum richtig. Es war richtig, solange es deinem Alter entsprach.

Aber diese Zeit ging vorüber und du fuhrst dennoch fort, mit den Kräften eines Mannes die Torheiten eines Jünglings zu begehen; das war dein Unrecht. Du bist jetzt in dem Alter, in dem du ein Mann werden mußt, ein Bürger, in dem du dem Gemeinwohl dienen und für das allgemeine Beste wirken mußt. Dein Vater wünscht, daß du dich verheiratest. Sein Rat ist weise. Du hast ein Stadium des Lebens durchgemacht — die Jugend — und bist nun in ein anderes eingetreten. Alle deine Sorgen sind nur die Kennzeichen eines Übergangstadiums. Erkenne, daß die Jugendzeit vorüber ist, wirf entschlossen von dir, was dieser geziemte, nicht aber dem reifen Manne. So betritt die neue Bahn. Heirate und laß die Freuden der Jugend; beschäftige dich mit Handel, mit den öffentlichen Angelegenheiten, mit den Künsten und Wissenschaften, und du wirst dich nicht nur mit deinem Vater und deinen Freunden ausöhnen, sondern auch Ruhe und Befriedigung finden. Die Wurzel deines Elends war das Unnatürliche deiner Lage. Du hast nun das männliche Alter erreicht, und darum ist es deine Pflicht, ein Weib zu nehmen und ein Mann zu werden. Darum ist mein hauptsächlichster Rat: erfülle deines Vaters Wunsch — und heirate. Wenn aber jene Einsamkeit, die du unter den Christen zu finden vermeinst, einen Reiz für dich hat; wenn du dich mehr zu dem Studium der Philosophie, als zur

Tätigkeit im öffentlichen Leben hingezogen fühlst, so magst du mit Nutzen deinem Wunsche folgen, jedoch nur, wenn du erst das Leben studiert und seine wahre Bedeutung kennen gelernt hast. Und dieses kannst du nur als ein unabhängiger Bürger und Familienoberhaupt. Wenn du dich dann nachher immer noch nach Einsamkeit sehnst, so gib dich ihr hin, denn dann ist es eine ursprüngliche Neigung, nicht aber ein bloßer Ausbruch der Verzweiflung, wie jetzt. Dann — gehe hin.

Die letzten Worte überzeugten Julius mehr, als alles andere. Er dankte dem Fremden und kehrte nach Hause zurück.

Seine Mutter hieß ihn auf das herzlichste willkommen. Auch sein Vater söhnte sich mit ihm aus, als er hörte, daß er sich seinem Willen fügen und das Mädchen heiraten wollte, das er ihm bestimmt hatte.



Drei Monate später wurde die Hochzeit mit der schönen Gulampia gefeiert und das junge Paar bezog eine Wohnung, getrennt vom Vaterhause. Julius, der von Grund aus seine Lebensweise umgestaltet hatte, übernahm einen Teil des Geschäfts, den ihm sein Vater überlassen hatte.

Eines Tages führten ihn seine Geschäfte in eine kleine, nicht weit entfernte Stadt; dort sah er,

während er in dem Laden eines Kaufmanns weilte, Pamphilius, der mit einem fremden Mädchen vorüberging. Sie waren beide schwer mit Weintrauben beladen, die sie zum Verkaufe ausboten. Julius trat heraus, begrüßte seinen Freund und bat ihn, er möchte mit ihm in den Laden kommen, um mit ihm zu plaudern. Das Mädchen bemerkte Pamphilius' Wunsch, den Laden mit seinem Freunde zu betreten, und da sie sah, daß er zauderte, um sie nicht allein zu lassen, versicherte sie, daß sie seiner Hilfe nicht bedürfe und daß sie allein sitzen bleiben und auf einen Käufer für die Trauben warten könne. Pamphilius dankte ihr und begleitete Julius in den Laden. Julius bat seinen Geschäftsfreund um die Erlaubnis, sich in ein inneres Gemach zurückziehen und dort mit Pamphilius plaudern zu dürfen.

Die Freunde fragten einander aus über ihre Lebensschicksale. Pamphilius' Leben hatte sich nicht verändert, seitdem sie sich das letzte Mal gesehen hatten: er war noch in der christlichen Gemeinde, war nicht verheiratet und versicherte seinem Freunde, daß sein Leben mit jedem Jahre, mit jedem Tage und mit jeder Stunde reicher und reicher an Freuden werde. Darauf erzählte Julius, was er erlebt, und wie er schon auf dem Wege zu den Christen gewesen, als ihm ein Fremder begegnet, der ihm seine Augen geöffnet und ihm die Irrtümer des Christentums dargelegt habe,



ihn auf die wichtige Pflicht, sich zu verheiraten, aufmerksam gemacht, wie er den Rat befolgt und geheiratet habe.

Und bist du nun glücklich? fragte Pamphilius. Hast du in der Ehe gefunden, was der Fremde dir versprach?

Glücklich? sagte Julius. Was bedeutet glücklich? Wenn es die vollständige Erfüllung jedes Wunsches bedeutet, so bin ich nicht glücklich. In meinen Geschäften habe ich Erfolg, und meine Nebenmenschen fangen an, mir Achtung zu zollen; diese beiden Dinge gewähren mir eine gewisse Befriedigung. Es ist wahr, ich komme täglich mit vielen Menschen in Berührung, die viel reicher und viel geachteter sind, als ich; aber ich schmeichle mir, daß eine Zeit kommen wird, da ich die andern in beiden Dingen einholen, ja möglicherweise sogar überholen werde. Wenn ich mein Leben von dieser Seite betrachte, ist es höchst zufriedenstellend; meine Ehe aber befriedigt mich nicht. Ja, noch mehr: ich fühle, daß dieser Bund, der mir Glück und Freude bringen sollte, mich enttäuscht hat, und daß das Glück, das er mir in der ersten Zeit gewährte, stetig abgenommen hat und schließlich ganz aufgehört hat, und an Stelle des Glücks entspringt der Ehe Leid. Mein Weib ist schön, klug, gutherzig, gebildet. Im Anfange machte sie mich unsäglich glücklich. Aber jetzt tauchen fortwährend Streitpunkte zwischen uns auf

— du kannst das nicht begreifen, weil du nicht verheiratet bist —, bald verlangt sie Zärtlichkeiten von mir, wenn ich kalt und gleichgültig zu ihr bin, bald wieder umgekehrt. Außerdem braucht jede Liebe den Reiz der Neuheit. Weiber, die viel weniger anziehend sind als meine Frau, üben zuerst einen weit größeren Reiz auf mich aus als sie und werden mir dann wiederum sehr rasch noch gleichgültiger. Das habe ich schon öfter erfahren. Nein, um die Wahrheit zu gestehen, ich habe in der Ehe meine Hoffnungen nicht erfüllt gesehen. Ja, mein Freund, schloß Julius, die Philosophen haben recht; das Leben bietet nicht, wonach die Seele verlangt. Das habe ich in der Ehe erfahren. Daß aber das Leben uns die Glückseligkeit vorenthält, nach der die Seele verlangt, ist kein Beweis dafür, daß eure Täuschung sie uns geben könnte, fügte er lachend hinzu.

Worin siehst du unsere Täuschung? fragte Pamphilus.

Eure Täuschung besteht darin: um die Menschheit zu erlösen von den Nöten, die von den Dingen des Lebens unzertrennlich sind, verneint ihr alle Dinge des Lebens, ja, das Leben selber. Um euch vor der Ernüchterung zu bewahren, verneint ihr den Raub, verneint ihr die Ehe selbst.

Wir verneinen keineswegs die Ehe, sagte Pamphilus.



Ist es nicht die Ehe, die ihr verneint, so ist es die Liebe.

Im Gegenteil, wir leugnen alles, nur nicht die Liebe. Sie ist bei uns der Grundstein des ganzen Gebäudes.

Ich verstehe dich nicht, sagte Julius. Nach dem zu urteilen, was ich von anderen gehört habe und von dir — denn, obwohl wir beide gleichaltrig sind, bist du noch unverheiratet — nehme ich an, daß es bei euch Christen keine Ehe gibt. Ihr trennt nicht die einmal geschlungenen Ehebande, aber ihr geht auch keine neuen ein. Ihr denkt nicht an die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Und wenn ihr allein auf der Erde wäret, würde die Menschheit bald aufhören, zu bestehen, sagte Julius, eine Behauptung wiederholend, die er schon oft hatte aufstellen hören.

Das heißt die Sache nicht richtig deuten, antwortete Pamphilius. Es ist wahr, es ist nicht unser Hauptzweck, die Menschheit fortzupflanzen, noch liegt diese Sache uns so am Herzen, wie ich es bei euren Weisen schon oft bemerkt habe. Wir glauben, daß Unser Vater darüber wacht; unser Bestreben ist nur, nach Seinem Willen zu leben. Wenn er will, daß die Menschheit bestehen soll, so wird sie fortbestehen; wenn nicht, wird sie ihr Ende erreichen. Das ist nicht unsere Sache, nicht unsere Sorge; unsere Sorge ist, nach Seinem

Willen zu leben. Seinen Willen aber hat er uns kundgetan in unserer Lehre und in unserer Offenbarung, und in dieser heißt es, der Mann soll anhangen dem Weibe, und sollen sein nicht zwei, sondern ein Leib. Die Ehe ist von unseren Gesetzen nicht allein nicht verboten, sondern wird von unseren Weisen sogar befürwortet. Der Unterschied zwischen eurer Ehe und der unsrigen besteht nur darin, daß unser Gesetz uns offenbart hat, daß jeder auf ein Weib geworfene begehrlische Blick sündhaft ist, und darum verwenden wir und unsere Weiber, anstatt uns herauszuputzen und sinnliche Begierden zu erregen, unsere ganze Kraft darauf, uns in dem Grade von ihnen zu befreien, daß das Gefühl der Liebe unter uns, wie unter Geschwistern, stark genug wird, um jenes sinnliche Gefühl für ein Weib, das ihr Liebe nennt, an Kraft zu übertreffen.

Ihr könnt doch aber die Empfindung für das Schöne nicht unterdrücken, sagte Julius. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß das reizende Mädchen, mit dem du die Trauben brachtest, trotz ihres Gewandes, der ihre Reize verbirgt, in deiner Brust die Liebe zum Weibe erweckt.

Ich glaube nicht, daß dem so ist, sagte Pamphilius errötend. Ich habe an ihre Schönheit noch niemals gedacht. Du bist der erste, der mir davon spricht. Sie ist mir nur eine Schwester. Um aber auf das zurückzukommen, was ich vorher

gesagt habe über den Unterschied zwischen der Ehe bei uns und bei euch; der Unterschied kommt daher, daß bei euch die Begierde unter dem Namen: Schönheit, Liebe, Dienst der Göttin Venus bei den Menschen bestärkt und hervorgerufen wird. Bei uns ist es umgekehrt: die Begierde wird nicht als etwas Böses betrachtet (Gott hat nichts Böses geschaffen), sondern als etwas Gutes, das aber zu Bösem werden kann, wenn es nicht in den nötigen Schranken gehalten wird — Versuchung nennen wir das. Unsere ganze Kraft setzen wir daran, sie zu meiden. Und das ist der Grund, warum ich noch nicht verheiratet bin, obwohl nichts vorliegt, was mich hindern könnte, mir heute oder morgen ein Weib zu nehmen.

Und wodurch wirst du deine Wahl bestimmen lassen?

Durch Gottes Willen.

Und wie erkennst du den?

Wenn man nach seinen Rundgebungen niemals sucht, so wird man sie auch niemals finden. Wer beständig seine Rundgebungen sucht, dem werden sie bald leicht erkennbar und klar, so klar, wie euch die Orakel werden durch Opferspenden oder durch den Flug der Vögel. Und wie ihr Weise unter euch habt, die euch den Willen der Götter erklären nach ihrer Weisheit und nach den Eingeweiden der Opfer oder dem Fluge der Vögel, ganz so



haben wir unsere Weisen, die uns den Willen des Vaters kundgeben nach der Offenbarung Christi, nach den Empfindungen ihres Herzens und den Gedanken anderer Menschen, und vor allem nach der Liebe zu ihren Mitmenschen.

Das ist aber alles sehr unbestimmt, widersprach Julius. Wer sagt dir da zum Beispiel, wann und wen du heiraten sollst? Als für mich der Zeitpunkt kam, da ich heiraten sollte, hatte ich unter drei Mädchen die Wahl. Diese waren unter den übrigen herausgesucht worden wegen ihrer Schönheit und ihres Reichtums, und mein Vater willigte im voraus ein in meine Ehe mit jeder von ihnen. Von diesen dreien wählte ich mir meine Eulampia, weil sie die Schönste war und in meinen Augen die Reizvollste. Das ist doch verständlich. Was aber wird dich bei deiner Wahl leiten?

Bevor ich dir diese Frage beantworte, sagte Pamphilius, muß ich dir zunächst sagen, daß in unserer Religion alle Menschen gleich sind in den Augen ihres Vaters, und so auch in den unsrigen, sowohl was ihre Stellung anlangt, als auch in bezug auf ihre geistigen und physischen Eigenschaften. Darum kann unsere Wahl (ich gebrauche hier ein Wort, das für uns gar keine Bedeutung hat) in keiner Weise beschränkt werden. Jedes auf dieser Erde lebende menschliche Wesen kann Mann oder Weib eines Christen werden.

Das macht die Entscheidung noch schwerer, sagte Julius.

Höre also, was einer unserer Ältesten mir über den Unterschied zwischen christlichen und heidnischen Ehen gesagt hat. Ein Heide, wie du einer bist, wählt das Mädchen, das seiner Meinung nach danach angetan ist, ihm, ihm persönlich, den größten Genuß zu gewähren. Dadurch kommt er dazu, seine Blicke von der einen zur andern schweifen zu lassen, und die Entscheidung wird ihm schwer, um so schwerer, als der Genuß in der Zukunft liegt. Der Christ dagegen wird durch derartige Dinge nicht beeinflusst, wenigstens nimmt der Gedanke an den persönlichen Genuß nicht die erste, sondern erst die zweite Stelle bei ihm ein. Die einzig ihn beherrschende Sorge ist, durch seine Ehe den Willen Gottes nicht zu verletzen.

Aber wie ist es überhaupt möglich, durch die Ehe den Willen Gottes zu verletzen?

Ich hätte die Iliade vergessen dürfen, die wir früher zusammen gelernt und studiert haben. Du aber, der du unter Philosophen und Dichtern lebst, durftest sie nicht vergessen. Nun, und was ist die ganze Iliade? Eine Erzählung von der Verletzung des Willen Gottes in bezug auf die Ehe. Menelaus und Paris, Helena und Achilleus, Agamemnon und Chryseis sind alle nur Teile einer Beschreibung der fürchterlichen Leiden, die die

Menschen trafen und noch heute treffen als die Folgen einer solchen Verletzung.

Und worin besteht diese Verletzung?

Die Verletzung besteht darin, daß der Mann in einem Weibe nicht seinen Nebenmenschen liebt, sondern den persönlichen Genuß, den er durch die Verbindung mit ihr haben würde, und lediglich um dieses Genusses willen in die Ehe tritt. Eine christliche Ehe ist nur dann möglich, wenn der Mensch Liebe für seine Nebenmenschen empfindet, und wenn der Gegenstand der sinnlichen Liebe vorher der Gegenstand brüderlicher Liebe von Mensch zu Menschen war. Man kann kein Haus bauen, ohne ein Fundament zu legen, oder ein Bild malen, ohne erst die Leinwand aufzuspannen — ebenso ist die sinnliche Liebe nur dann berechtigt, vernünftig und festgegründet, wenn sie zum Fundament Achtung, Liebe von Mensch zu Menschen hat.

Dennoch ist mir noch nicht klar, warum diese Ehe, die du die christliche nennst, jene Art Liebe zum Weibe gänzlich ausschließen sollte, die Paris empfand, sagte Julius.

Ich sage nicht, daß die christliche Ehe nicht die ausschließliche Liebe zu einem Weibe zugibt; im Gegenteil, sie ist nur dann heilig, wenn sie diese Bedingung erfüllt; diese ausschließliche Liebe zu einem Weibe aber kann nur dann entstehen, wenn die allgemeine Liebe zur ganzen Menschheit,

die vorher vorhanden ist, nicht verletzt wird. Diese ausschließliche Liebe zu einem Weibe, die die Dichter verherrlichen, und die an sich für gut gilt, ohne daß sie auf dem Untergrunde der allgemeinen Nächstenliebe ruht, verdient nicht die Bezeichnung Liebe. Das ist tierische Lust und wandelt sich gar oft in Haß. Der beste Beweis dafür, daß diese sogenannte Liebe (Eros) zur Bestialität ausartet, wenn sie nicht auf der Grundlage der allgemeinen Nächstenliebe ruht, sind die Fälle von Gewalt gegen das Weib, das der zu lieben vorgibt, der ihr Gewalt antut, ihr Leiden zufügt und sie zugrunde richtet. Die Gewalt macht es klar, daß dem die Menschenliebe fehlt, der den Gegenstand seiner Liebe peinigt. In heidnischen Ehen aber findet man oft Fälle von verborgener Gewalt: wenn ein Mann ein Mädchen heiratet, das ihn entweder nicht wiederliebt, oder sogar einen andern liebt, und ihr Schmerzen und Leiden bereitet, nur um sein Liebesbedürfnis zu befriedigen.

Nehmen wir an, es sei so, sagte Julius; wenn aber das Mädchen den Mann liebt, dann ist keine Ungerechtigkeit bei der Sache, und ich sehe nicht den Unterschied zwischen der christlichen und der heidnischen Ehe.

Die Einzelheiten deiner eigenen Ehe sind mir unbekannt, sagte Pamphilius, aber ich weiß, daß jede Ehe, deren Grundlage das rein persönliche Glück bildet, zu einer Quelle der Uneinigkeit werden muß;

ebenso wie der Vorgang der Ernährung unter Tieren oder unter solchen Menschen, die viel Tierisches an sich haben, nicht vor sich gehen kann ohne Zank und Streit. Jeder möchte das beste Stück erwischen; und da es nicht genug solch wohl-schmeckender Broden gibt, um alle zu befriedigen, erfolgt daraus der Streit. Ist der Streit auch nicht offenkundig, so ist er doch im Verborgenen vorhanden. Der Schwache sehnt sich nach dem besten Stück, er weiß aber, daß der Stärkere es ihm niemals geben wird, und obwohl er die Un-möglichkeit einzieht, es dem Stärkeren einfach weg-zunehmen, beobachtet er ihn doch mit verstohlenem Haß und benützt jede günstige Gelegenheit, es dem andern abzujagen. Ebenso ist es mit der heidnischen Ehe, nur doppelt so schlimm, da der Gegenstand der Mißgunst ein menschliches Wesen ist — und so entsteht die Gehässigkeit zwischen Mann und Weib.

Wie aber will man erreichen, daß die Ehe-schließenden nur einander und keinen anderen lieben? Wie oft liebt der Mann oder das Mädchen ein anderes Wesen. Danach also wäre dann, nach eurer Anschauung, die Ehe un-möglich. Nun begreife ich, warum die Leute recht haben, die da behaupten, daß ihr Christen überhaupt nicht heiratet. Darum auch bist du noch unvermählt, und wirst es wahrschein-lich immer bleiben. Denn wie wäre es möglich,



daß ein Mann, der ein Mädchen heiratet, noch nie zuvor in seinem Leben eines anderen Weibes Liebe erregt haben sollte, oder daß ein Mädchen das Alter der Reife erlangt haben sollte, ohne Gefühle der Liebe in irgend eines Mannes Brust erweckt zu haben? Wie, meinst du, hätte Helena handeln müssen?

Unser Ältester, Cyrill, sagt darüber folgendes: Die Menschen in der heidnischen Welt kennen die Liebe zu ihren Mitmenschen nicht und nähren dies Gefühl nicht in ihrer Brust, sie denken nur an eines: in ihrer Brust eine leidenschaftliche Liebe zum Weibe zu erwecken, und diese Leidenschaft zu nähren. Darum erweckt auch in ihrer Welt jede Helena oder jedes Helena-ähnliche Weib die Liebe vieler Männer. Die Nebenbuhler kämpfen miteinander und bemühen sich, wie Tiere, einander zu überbieten, um das Weibchen für sich zu gewinnen. Und mehr oder weniger ist ihre Ehe stets ein Gewaltakt. In unserer Gemeinde denken wir nicht allein niemals an den persönlichen Genuß der Schönheit, sondern vermeiden Versuchungen, die dazu führen und die die heidnische Welt zu etwas Hohem und zu einem Gegenstand der Vergötterung erhoben hat. Wir richten vielmehr unsere Gedanken auf die Pflicht, unsere Nebenmenschen zu achten und zu lieben, alle Menschen, ohne Unterschied, sie mögen wunderbar schön oder abschreckend häßlich sein. Wir nähren mit

allen Kräften dieses Gefühl in unserer Brust, und darum siegt bei uns die Nächstenliebe über die Versuchungen der Schönheit und ringt sie nieder und entfernt jeden Streit, der seinen Ursprung in dem Verhältnis der Geschlechter hat. Ein Christ heiratet nur dann, wenn er weiß, daß seine Verbindung mit einem Weibe keinem Anderen Schmerz bereitet.

Aber ist das möglich? fiel Julius ein. Ist ein Mensch denn Herr über seine Gefühle?

Nicht, wenn wir einmal die Zügel aus der Hand gelassen haben; wohl aber vermögen wir zu verhüten, daß unsere Gefühle erwachen und stark werden. Betrachte doch einmal die Beziehungen zwischen Vätern und Töchtern, Müttern und Söhnen, Brüdern und Schwestern. Eine Mutter, Tochter oder Schwester, wie schön sie auch sein mag, ist niemals ein Gegenstand des persönlichen Vergnügens für ihren Sohn, Vater oder Bruder, wohl aber der Liebe; nie erwacht da ein sinnliches Gefühl. Es würde aber erwachen, wenn der Mann entdeckte, daß die vermeintliche Tochter, Mutter oder Schwester nicht seine Tochter, Mutter oder Schwester sei; selbst dann aber wäre dieses Gefühl nur schwach und zaghaft, und der Mann könnte es ohne besondere Anstrengung niederkämpfen. Die fleischliche Begierde wäre hier nur schwach, weil ihr das Gefühl einer väterlichen oder geschwisterlichen Liebe zugrunde liegt. Warum



willst du durchaus nicht glauben, daß es möglich sei, in einem Manne gegen alle Frauen ein gleiches Gefühl zu entwickeln und zu nähren, wie es in den Männerherzen für Mütter, Töchter und Schwestern lebt, und daß auf der Grundlage dieses Gefühls die eheliche Liebe erblühen könnte? So wie ein Mann sich nicht erlauben würde, eine sinnliche Liebe für ein Mädchen zu empfinden, das er für seine Schwester hält, bis er völlig davon überzeugt wäre, daß sie nicht seine Schwester ist, so wenig erlaubt sich ein Christ eine derartige Liebe zu irgend einer Frau zu empfinden, bis er weiß, daß diese Liebe Niemandem Schmerz oder Trauer bereitet.

Wie aber, wenn zwei Männer das gleiche Mädchen lieben?

So wird der eine seine Liebe dem Glücke des anderen zum Opfer bringen.

Aber wenn sie selber einen von ihnen liebt?

So wird der Mann, den sie weniger liebt, seine Liebe ihrem Glücke opfern.

Wie aber, wenn sie beide liebt, und beide sich opfern wollen, so heiratet sie keinen von beiden?

Keineswegs, dann würden die Ältesten die Sache prüfen und den Betreffenden den Rat geben, den Weg einzuschlagen, der für alle drei noch das meiste Glück zuließe, verbunden mit dem größten Maß von Liebe.

Aber das geschieht doch in den meisten Fällen nicht, und geschieht darum nicht, weil es gegen die menschliche Natur ist.

Gegen die menschliche Natur? Welche menschliche Natur? Der Mensch ist zwar ein animalisches Wesen, aber doch auch ein menschliches, und wenn eine solche Beziehung zum Weibe auch nicht in Übereinstimmung ist mit seiner tierischen Natur, so ist sie es doch mit seiner Vernunft-Natur. Und wenn er die Vernunft zum Sklaven seiner tierischen Natur macht, so handelt er schlimmer als das Tier, sinkt er herab zur Gewalt, zur Blutschande, zu der kein Tier herabsinkt. Wenn er aber seine Vernunft gebraucht, um seine tierischen Instinkte zu zügeln, wenn die tierische Natur in dem Dienst der Vernunft steht, dann, und nur dann erlangt er die Glückseligkeit, die allein ihm Befriedigung gewährt.



Nun erzähle mir von dir, sagte Julius. Ich sehe dich mit einem wunderschönen Mädchen, du wohnst, wie es scheint, in ihrer Nähe und erweist ihr Dienste, hast du gar nicht den Wunsch, ihr Gatte zu werden?

Darüber habe ich nie nachgedacht, antwortete Pamphilius. Sie ist die Tochter einer christlichen Witwe. Ich erweise ihnen Dienste wie andere

auch. Du fragst mich, ob ich sie derart liebe, um mich mit ihr zu verbinden? Diese Frage ist für mich eine schmerzliche; aber ich werde sie dir offen beantworten. Diese Idee ist mir schon einmal gekommen; aber ich kenne einen jungen Mann, der sie liebt, und aus diesem Grunde wage ich vorläufig nicht, daran zu denken. Dieser Jüngling ist ein Christ und hat uns beide innig lieb, und ich kann mich nicht entschließen, etwas zu tun, was ihm Schmerz bereiten würde. Darum lebe ich ruhig weiter und schenke diesem Gedanken kein Gehör. Alle meine Wünsche haben ein Ziel: das Gesetz der Nächstenliebe zu erfüllen. Das ist die Hauptsache. Ich werde heiraten, wenn ich überzeugt bin, daß es meine Pflicht ist.

Der Mutter aber kann es nicht gleichgültig sein, ob sie einen fleißigen und guten Schwiegersohn bekommt. Sie wird gern dich als den Gatten ihrer Tochter sehen, und keinen anderen.

Durchaus nicht. Ihr ist das gleich, denn sie weiß wohl, daß alle unsere Brüder ihr ebensovorn hilfreiche Hand leisten wie ich, und ebenso jedem anderen von unseren Brüdern und Schwestern, und daß der Umstand, daß ich ihr Schwiegersohn werde oder nicht, hierin gar keinen Unterschied machen kann. Wird das Ende davon aber meine Ehe mit ihrer Tochter sein, so werde ich das mit der gleichen Freude aufnehmen, wie ich ihre Ehe mit einem anderen aufnehmen würde.



Nein, nein; das ist unmöglich, rief Julius aus. Das ist ja eben das Furchtbare an euch, daß ihr euch selber täuschet. Und dadurch kommt ihr auch dazu, andere zu täuschen. Der Fremde hatte recht mit dem, was er von euch sagte. Während ich deinen Worten lausche, packt mich unwillkürlich die Schönheit des Lebens, das du mir schilderst, wenn ich aber ruhig darüber nachdenke, sehe ich, daß alles Täuschung ist — eine Täuschung, die zur Verwilderung und Verrohung führt, zu einem Leben, das sich dem Leben der Tiere nähert.

Worin siehst du diese Verrohung?

Nun, darin, daß ihr für euren Lebensunterhalt arbeitet und euch keine Zeit und Gelegenheit bleibt, euch mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen. Sieh dich zum Beispiel an, mit deinem zerlumpten Gewande, deinen schwieligen Händen und Füßen, und dann deine Gefährtin, die eine Göttin der Schönheit sein könnte und einer Sklavin gleich sieht. Ihr Christen habt keine apollinischen Lieder, keine Tempel, keine Poesie, keine Spiele — nichts von alledem, was die Götter gegeben haben, das Leben des Menschen zu verschönen. Ihr arbeitet und arbeitet wie Sklaven oder Zugtiere, nur um die grobe Nahrung zu erwerben — was ist das anderes als ein freiwilliges und gottloses Aufgeben des Willens und der Natur des Menschen?

Wieder die Natur des Menschen, sagte Pamphilus. Worin besteht denn diese Natur? Darin,

daß du Sklaven peinigst mit Arbeit, die über ihre Kraft geht? Oder daß du deine Brüder niedermeißelst und sie zu Sklaven machst? Oder daß du das Weib zu einem Spielzeug herabwürdigst? All das gehört notwendig zu der Schönheit des Lebens, die, nach deiner Meinung, ein Merkmal der menschlichen Natur ist. Besteht darin die menschliche Natur, oder besteht sie nicht vielmehr darin, in Liebe und Eintracht mit allen zu leben und dich als Glied der einen großen Brudergemeinde zu fühlen? Auch irrst du dich gewaltig, wenn du meinst, wir erkannten Kunst und Wissenschaft nicht an. Wir schätzen alle Gaben und Talente hoch, mit denen die menschliche Natur ausgestattet ist. Aber wir betrachten alle dem Menschen angeborenen Fähigkeiten als ein Mittel zur Erreichung des einen Zieles, dem wir alle gleicherweise unser ganzes Leben weihen, der Erfüllung des göttlichen Willens. In den Künsten und Wissenschaften erkennen wir nicht eine gewöhnliche Zerstreung, die den Zweck hat, müßigen Menschen Vergnügen zu gewähren; wir fordern von den Wissenschaften und Künsten dasselbe, was wir von allen menschlichen Betätigungen fordern: daß in ihrer Ausübung die gleiche Liebe zu Gott und den Nebenmenschen betätigt werde, von der jede Handlung eines Christen durchdrungen sein soll. Wir erkennen als wahre Wissenschaft nur ein solches Wissen an, das zum Endzweck ein edleres

Leben hat; und die Kunst schätzen wir nur dann, wenn sie unsere Gedanken läutert, die Seele erhebt und unsere Kräfte stärkt, die wir zu einem Leben der Arbeit und der Liebe brauchen. Solches Wissen veräumen wir nicht, nach Möglichkeit in uns und unseren Kindern zu entwickeln; und einer solchen Kunst geben wir uns in unseren Mußestunden gerne hin. Wir lesen und studieren die Schriften, die weise Leute, die vor uns gelebt, uns hinterlassen haben; wir singen Lieder, wir malen Bilder, und unsere Lieder und Bilder heben unsern Geist und gewähren uns Trost in trüben Stunden. Darum können wir auch die Art und Weise nicht billigen, in der ihr Heiden die Künste und Wissenschaften anwendet. Eure Gelehrten benutzen ihre geistigen Gaben zur Erfindung von Mitteln, die dazu dienen, den Menschen Böses zuzufügen; mit anderen Worten, sie vervollkommen die Methoden der Kriegführung, das heißt des Menschenmordens; sie erfinden fortwährend neue Mittel, um Geld zu erwerben, das heißt um die einen zu bereichern auf Kosten der anderen. Eure Kunst benutzt ihr, um Tempel zu bauen und aususchmücken, in denen ihr Götter anbetet, an die die Aufgeklärteren unter euch längst nicht mehr glauben; aber ihr sucht den Glauben an sie in Anderen aufrecht zu erhalten, in der Hoffnung, daß ihr sie durch diesen Betrug besser unter eurer Herrschaft halten könnt. Standbilder

errichtet ihr den grausamsten von euren Tyrannen, die keiner achtet, aber alle fürchten. In euren Theatern werden Schauspiele vorgeführt, die die verbrecherische Liebe verherrlichen. Eure Musik ist herabgesunken zu einem Genuß eurer Reichen, wenn sie sich bei ihren Festgelagen bis zum Erbrechen vollgepfropft haben mit Speis' und Trank. Die Malerei verwendet ihr, um in übelberüchtigten Häusern Bilder zu malen, die kein Mann ansehen kann, ohne zu erröten, dessen Sinne nicht beerauscht sind durch tierische Leidenschaft oder benommen vom Dunste des Weins. Nein, nicht zu solchen Zwecken sind dem Menschen die höheren Fähigkeiten gegeben, die allein ihn von dem wilden Tiere unterscheiden. Wir dürfen sie nicht zu einer Lust für unsere Sinne machen. Indem wir unser ganzes Leben der Erfüllung von Gottes Willen widmen, verwerten wir um so mehr unsere höheren Fähigkeiten im Dienste Gottes.

Ja, antwortete Julius, das wäre alles gut und schön, wenn ein Leben unter solchen Bedingungen möglich wäre. Aber so kann man nicht leben. Ihr täuscht euch selber. Ihr weigert euch, unseren Schutz anzuerkennen. Aber könntet ihr in Frieden leben, wenn die römischen Legionen nicht wären? Ihr genießt den Schutz, obwohl ihr ihn nicht anerkennt. Gewisse Mitglieder eurer Gemeinde haben sich sogar selber verteidigt, wie du mir selber gesagt hast. Ihr erkennt das Eigen-

tum nicht an, und genießt es dennoch; wir aber haben Eigentum und geben euch davon. Du selbst gibst deine Trauben nicht umsonst her; du verkaufst sie, und kaufst dafür wieder ein. All das ist Täuschung! Wenn ihr handeln wolltet, wie ihr sprecht, so würde es gehen, so aber täuscht ihr euch selbst und die anderen.

Julius war im Laufe der Unterhaltung erregt geworden und sprach alles aus, was er auf dem Herzen hatte. Pamphilius hatte schweigend zugehört, bis er fertig war. Dann sagte er:

Du irrst dich, wenn du sagst, daß wir euern Schutz, den wir nicht anerkennen, genießen. Unser Glück besteht darin, daß wir keines Schutzes bedürfen, und das kann uns kein Mensch nehmen. Wenn aber auch materielle Dinge, die ihr als Eigentum betrachtet, durch unsere Hände gehen, so sehen wir sie nicht als die unsrigen an und geben sie immer denen, die ihrer zu ihrem Unterhalt bedürfen. Gewiß, wir verkaufen Trauben an jeden, der welche kaufen will, aber nicht, um selbst daran zu verdienen, sondern nur, um dafür die unentbehrlichen Mittel des Lebens zu erwerben für die, die ihrer gerade bedürfen. Würde uns jemand diese Trauben wegnehmen wollen, so würden wir sie ohne Widerstand hergeben. Aus dem gleichen Grunde brauchen wir uns auch nicht zu fürchten vor einem Überfall der Barbaren. Wenn sie uns der Früchte unseres Fleißes berauben



wollten, würden wir sie ihnen hingeben; wenn sie uns zwingen, für sie zu arbeiten, so täten wir es mit Freuden; und sie würden nicht allein nicht den mindesten Grund haben, uns zu töten oder zu peinigen, es wäre gegen ihren eigenen Vorteil. Die Barbaren würden uns bald verstehen, uns lieben lernen, und wir hätten also weniger von ihnen zu leiden, als wir jetzt durch die aufgeklärten Menschen zu leiden haben, in deren Mitte wir leben und von denen wir verfolgt werden.

Die Anschuldigungen, die du gegen uns erhebst, bestehen darin, daß wir noch nicht vollständig das Ziel erreichen, das wir vor Augen haben, vor allem, daß wir Gewalt und Eigentumsrecht nicht anerkennen und doch beide genießen. Sind wir nun also Betrüger, so wäre es unnütz, Worte an uns zu verschwenden; wir wären dann nicht mehr des Zorns oder der Anklage wert, sondern nur der Verachtung. Und Verachtung lassen wir uns gern gefallen, denn eine von unseren Grundsätzen ist das Anerkenntnis der eigenen Nichtigkeit. Wenn wir aber aufrichtig das zu erreichen streben, was wir bekennen, dann wären deine Beschuldigungen gegen uns ob unseres Betrugs ungerecht. Wenn wir, meine Brüder und ich, dahin streben, das Gesetz unseres Meisters zu erfüllen, so tun wir das doch nicht um weltlicher Dinge willen, um Reichtümer und Ehren — all das erkennen wir ja nicht an — sondern um etwas ganz anderes. Wir suchen

nach dem Glücke, ganz wie ihr; der Unterschied besteht nur darin, daß wir das Glück in etwas anderem sehen, als ihr. Ihr seht es in Reichtum und Ehren; wir in etwas ganz anderem. Unser Glaube lehrt uns, daß unser Glück nicht in der Gewalt liegt, sondern in der Demut; nicht im Reichtum, sondern in der völligen Entsagung. Und so wie die Blumen dem Licht entgegenstreben, so streben wir dem zu, was wir als unser Glück erkennen. Gewiß! Wir tun nicht alles, was wir tun möchten, um unsere Glückseligkeit zu erlangen. Aber kann es denn auch anders sein? Du strebst danach, das schönste Weib zu gewinnen, oder das größte Vermögen; aber gelingt es dir, gelingt es irgend einem Menschen? Wenn ein Schütze einmal nicht ins Schwarze trifft, wird er darum, weil er ein paarmal fehlgeschossen hat, aufhören, danach zu zielen? In dieser Lage befinden auch wir uns. Unser Glück besteht, nach der Lehre Christi, in der Liebe. Wir suchen das Glück; aber keiner erlangt es ganz, und jeder auf seine eigene Weise.

Ja, aber warum verschließt ihr eure Ohren der Weisheit der Welt, warum wendet ihr euch von ihr ab, und horcht nur auf die Stimme eures gekreuzigten Meisters? Eure sklavische Unterwerfung, eure Demütigung vor ihm — das gerade stößt mich ab.

Du irrst auch hierin, wie alle, die da glauben, daß wir bei dem Bekenntnis unsrer Lehre, an

unserm Glauben festhalten, weil der Mensch, dem wir glauben, es uns befohlen hat. Im Gegenteil, alle, die mit ganzer Seele die Kenntniss der Wahrheit suchen, den Umgang mit dem Vater, die wahre Glückseligkeit, die gelangen unwillkürlich auf den Weg, den Christus gewandelt ist, und so schreiten sie unwillkürlich hinter Ihm her und sehen Ihn vor sich! Alle, die Gott lieben, werden sich schließlich auf diesem Wege treffen, und so auch du. Er ist Gottes Sohn und der Mittler zwischen Gott und den Menschen; nicht weil uns jemand das gesagt hat und wir blind daran glauben, sondern weil alle, die Gott suchen, Seinen Sohn vor sich finden und unwillkürlich nur durch Ihn Gott begreifen, sehen und kennen.

Julius antwortete nicht, er saß lange schweigend da.

Bist du glücklich? fragte er endlich.

Ich wünsche nichts Besseres. Und mehr als das. Ich habe meist ein Gefühl der Verwunderung, ein Bewußtsein von irgend einer Ungerechtigkeit, daß gerade ich so außerordentlich glücklich bin, sagte Pamphilius lächelnd.

Ja, seufzte Julius, vielleicht könnte auch ich glücklich sein, wäre ich damals nicht jenem Fremden begegnet und wäre zu euch gelangt.

Wenn du das meinst, was hält dich davon zurück?

Und meine Frau?

Du sagst, daß sie sich dem Christentum zuneigt; so wird sie mit dir gehen.

Gut, aber wir haben eben erst eine andere Lebensweise begonnen; wie sollen wir die aufgeben? Wir haben sie begonnen und müssen sie weiterführen, sagte Julius, indem er sich lebhaft die Enttäuschung seines Vaters, seiner Mutter, seiner Freunde ausmalte, vor allem aber alle die Anstrengungen, die diese Umwälzung kosten würde.

In diesem Augenblick kam das junge Mädchen, Pamphilius' Freundin, an die Ladentür, begleitet von einem Jüngling. Pamphilius trat zu ihnen hinaus, und der Jüngling erzählte ihm in Julius' Anwesenheit, daß Cyrill ihn ausgeschiedt hätte, um Leder zu kaufen. Die Trauben waren bereits verkauft und Weizen gekauft worden. Pamphilius machte dem Jüngling den Vorschlag, er solle Magdalene nach Hause begleiten und den Weizen mitnehmen, während er selber das Leder einkaufen und mitbringen würde.

Das wird für dich besser sein, sagte er.

Nein, für Magdalene ist es besser, wenn sie mit dir geht, sagte der Jüngling und entfernte sich. Julius begleitete Pamphilius nach dem Laden eines Kaufmannes, mit dem er bekannt war; hier füllte Pamphilius die Säcke mit Weizen, reichte einen kleinen Teil davon Magdalenen, schlang sich seine eigne schwere Last über die Schulter, sagte seinem Freunde Lebewohl und verließ zusammen

mit dem jungen Mädchen die Stadt. An einer Biegung der Straße wandte Pamphilius sich zurück und nickte lächelnd Julius zu, und dann noch fröhlicher lächelnd, sagte er etwas zu Magdalene, und beide entschwanden den Augen des nachblickenden Julius.

Ja, dachte Julius, es wäre für mich wahrlich besser gewesen, wäre ich damals zu ihnen gelangt. Und vor seiner Seele stiegen zwei Bilder auf, die einander ablösten: einmal sah er den kräftigen Pamphilius mit dem großen, starken Mädchen, wie sie die Körbe auf ihren Köpfen trugen und ihre guten, strahlenden Gesichter; und dann wieder sah er sein Heim, das er am Morgen verlassen hatte, und zu dem er nun heimkehren sollte, und seine hübsche, verzogene Frau, deren Reize ihn seit lange schon kalt ließen, gepuzt und geschmückt mit Armringen, auf Teppichen und Kissen ruhend.

Aber es blieb Julius nicht viel Zeit zum Denken, denn es kamen seine Kameraden, die Kaufleute, und nun begann das gewohnte Treiben, das mit einem Zechgelage und mit der Nacht bei ihren Frauen endete . . .



## VI

Zehn Jahre waren vergangen. Während dieser ganzen Zeit war Julius Pamphilius nicht be-



gegnet. Er dachte mit der Zeit weniger und weniger an ihre früheren Zusammenkünfte, und die Eindrücke, die seine Person und die christliche Lebensweise in seiner Seele gemacht hatten, schwächten sich allmählich ab.

Julius' Leben verrann auf die gewöhnliche Weise. Sein Vater war gestorben, und er hatte das ganze Geschäft übernehmen müssen. Ein sehr verwickeltes Geschäft, mit den alten Kunden, den Verkäufern in Afrika, den Angestellten, den einzutreibenden und den zu tilgenden Schulden. Julius wurde wider seinen Willen gänzlich von den Geschäften in Anspruch genommen und widmete ihnen seine ganze Zeit. Außerdem lasteten auf ihm neue Sorgen. Es wurde ihm ein öffentliches Ehrenamt übertragen, und diese neue Stellung, die seiner Eitelkeit schmeichelte, hatte für ihn viel Verlockendes. Nun richtete er seine Aufmerksamkeit, außer auf seine Geschäfte, auch auf die öffentlichen Angelegenheiten; und da er Verstand und Rednergabe besaß, so ragte er bald über andere hervor und hätte mit der Zeit zu den höchsten Ehrenstellungen emporsteigen können.

Diese zehn Jahre hatten auch bedeutende, und zwar unangenehme Veränderungen im Kreise seiner Familie hervorgebracht.

Er war jetzt Vater dreier Kinder, und eine Folge ihrer Geburt war eine Entfremdung zwischen ihm und seiner Frau. Sie hatte erstens viel von

ihrer früheren Frische und Schönheit verloren; und zweitens war sie jetzt weniger aufmerksam zu ihrem Gatten als früher. Alle ihre Liebkosungen und Zärtlichkeiten widmete sie jetzt ihren Kindern. Obwohl die Kinder, wie das heidnischer Gebrauch war, Ammen und Wärterinnen im Überfluß hatten, fand Julius sie doch oft in ihrer Mutter Gemächer, oder, wenn er seine Frau vergeblich in ihrem Zimmer gesucht hatte, entdeckte er sie endlich bei den Kindern. Und die Kinder betrachtete Julius mehr als eine mühevollere Last, sie machten mehr Beschwerden als Freuden.

Vertieft in seine eigenen oder in die städtischen Angelegenheiten, hatte Julius sein früheres tolles Leben ganz aufgegeben; aber er fand, daß er der Ruhe bedurfte nach den Anstrengungen des Tages, und fand sie nicht in der Gesellschaft seiner Frau, namentlich da ihr Verkehr mit ihrer weiblichen Sklavin, einer Christin, immer vertrauter wurde, und sie sich von dem Zauber der neuen Lehre so sehr hinreißen ließ, daß sie bald all den äußeren Glanz heidnischen Lebens verwarf, auf den Julius so viel Wert legte. Da Julius in der Gesellschaft seines Weibes nicht mehr das fand, was er suchte, pflegte er die Freundschaft einer leichtsinnigen Frau, in deren Gesellschaft er bald alle Stunden der Muße zubrachte, die ihm nach des Tages Arbeit noch blieben.

Hätte man Julius gefragt, ob er in diesen

Jahren seines Lebens glücklich oder unglücklich war, es wäre ihm schwer geworden, darauf zu antworten.

Er war so in Anspruch genommen! Von einem Geschäft oder Vergnügen flog er zum andern; aber keines von ihnen war imstande, ihn vollkommen zu befriedigen, nicht von einem einzigen hätte er gewünscht, es länger fortzusetzen. Jede ernste Angelegenheit war für ihn derart, daß ihm desto wohler war, je schneller er sie abgetan hatte; und unter all seinen Vergnügungen war nicht eine, der nicht ein Tropfen Gift beigemischt war oder das widerwärtige Gefühl der Übersättigung.

So war Julius' Leben ruhig dahingegangen, bis eines Tages ein ungewöhnliches Ereignis eintrat, das seine ganze Richtung veränderte. Er beteiligte sich bei den olympischen Spielen an den Wettrennen und lenkte seinen Wagen glücklich bis an das Ziel; da er aber einen anderen Wagen überholen wollte, fuhr er mit ihm zusammen. Das eine Rad seines Wagens brach entzwei, er wurde herausgeschleudert und brach zwei Rippen und einen Arm. Seine Verletzungen waren sehr ernsthafter, wenn auch nicht tödlicher Natur; er wurde nach seinem Hause gebracht und war drei Monate an sein Bett gefesselt.

Während dieser drei Monate, in denen er die heftigsten Schmerzen litt, begann sein Geist zu arbeiten; er hatte Muße, über sein Leben nach-

zudenken, und er betrachtete es wie das eines andern, fremden Menschen. Und sein Leben erschien ihm plötzlich in einem trüben Licht, das noch verstärkt wurde durch das plötzliche Eintreten dreier unangenehmer Ereignisse, die ihm schwere Kränkungen bereiteten. Das erste war die Entdeckung, daß ein Sklave, ein vertrauter Diener seines Vaters, mit einer Menge wertvoller Steine, die man ihm in Afrika übergeben hatte, davonging, wodurch für Julius große Verluste entstanden, die sein Geschäft in eine schwere Lage versetzten. Das zweite war, daß seine Geliebte ihn verließ und sich einen andern Freund suchte. Das dritte und härteste für Julius war die Ernennung seines Rivalen zu dem hohen Posten des Stadtoberhauptes, den er selbst zu erlangen gehofft hatte; die Wahlen hatten während seiner Krankheit stattgefunden. Alle diese Unglücksfälle, davon war Julius überzeugt, rührten davon her, daß sein Wagen um einen Finger breit zu weit nach links gefahren war.

Während er so allein auf seinem Krankenbette lag, dachte er unwillkürlich darüber nach, von welchen kleinen Zufälligkeiten sein Glück abhängt, und dann gingen seine Gedanken auf anderes über, auf Erinnerungen an sein vergangenes Mißgeschick: auf seinen Versuch, zu den Christen zu gehen, auf Pamphilius, den er zehn lange Jahre nicht gesehen hatte. Diese Erinnerungen wurden noch leb-

hafter durch die Unterredungen mit seiner Frau, die jetzt, während seiner Krankheit, oft bei ihm war und ihm alles erzählte, was sie von ihrer Sklavin über das Christentum gehört hatte. Diese Sklavin hatte einige Zeit in derselben Gemeinde gelebt, zu der auch Pamphilius gehörte, und kannte ihn. Julius äußerte den Wunsch, die Sklavin zu sehen, und als sie an sein Lager kam, fragte er sie über alles, und ganz besonders über Pamphilius.

Pamphilius, so erzählte die Sklavin, war einer der besten Brüder und erfreute sich der Achtung und Liebe aller; er hatte jene Magdalene geheiratet, die Julius vor zehn Jahren gesehen hatte. Sie hatten schon mehrere Kinder. Ja, schloß die Sklavin ihre Erzählung, wer da zweifelt, daß Gott die Menschen zu ihrem Glücke erschaffen hat, der sollte hingehen und ihr Leben kennen lernen.

Julius entließ die Sklavin und blieb allein; er dachte nun nach über das, was er gehört hatte. Ein Gefühl des Neides beschlich ihn, wenn er Pamphilius' Leben mit dem seinen verglich, und er gab sich Mühe, diesen Gedanken zu verscheuchen.

Um sich zu zerstreuen, nahm er das griechische Manuskript, das seine Frau ihm hingelegt hatte, und begann zu lesen. In diesem Manuskript hieß es: „Es gibt zwei Wege, der eine ist der Weg des Lebens, der andere der des Todes. Der Weg des Lebens besteht in folgendem: Erstens, du sollst



Gott lieben, der dich erschaffen, und zweitens, deinen Nächsten, wie dich selbst, und sollst keinem anderen tun, was du nicht wünschst, daß man dir tue. Die Lehre aber, die in diesen Worten enthalten ist, ist folgende: Segnet, die euch fluchen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; denn so ihr liebet, die auch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht die Heiden auch also? Liebet, die euch hassen, und ihr werdet keine Feinde haben. Flihet die Versuchungen des Fleisches und der Welt. So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, dann wirst du vollkommen sein. So dich einer nötiget eine Meile, so gehe mit ihm zwei. So jemand dir das Deine genommen, fordere es nicht wieder, denn das kannst du nicht; so jemand dir deinen Rock nimmt, dem laß auch den Mantel. Gib dem, der dich bittet, und fordere nicht wieder, denn unser Vater will, daß seine gütigen Gaben allen zufallen sollen. Selig ist, der da gibt nach dem Gebote Gottes.

Mein Kind, fliehe jegliches Böses und alles, was ihm ähnlich ist. Sei nicht zornig, denn der Zorn führt zum Morde; sei nicht neidisch, nicht zänfisch, nicht jähzornig, denn alles dieses führt zum Morde.

Mein Kind, sei nicht wollüstig, denn die Wollust führt zur Unzucht, sei nicht unkeusch in der Rede, denn so kommt man zum Ehebruch.

Mein Sohn, lüge nicht, dieweil die Lüge führet zum Diebstahl; sei nicht gierig nach Gold oder Ehren, denn davon kommet der Diebstahl.

Sei nicht unzufrieden, mein Kind, denn das führt zur Gottlosigkeit; sei nicht vermessen oder bössartig, denn davon kommt die Gottlosigkeit. Aber demütig sei, denn die Demütigen werden die Welt erben. Sei geduldig und barmherzig und langmütig und sanftmütig und gut und zittere vor den Worten, die du hörest. Überhebe dich nicht, halte deine Seele fern von Vermessenheit. Laß deine Seele nicht nachhängen den Hoffärtigen, sondern suche Umgang mit den Gerechten und den Demütigen. Was dir auch widerfahren mag, nimm es hin wie ein Glück, denn du weißt, daß nichts geschieht ohne Gottes Willen.

Mein Kind! stifte keine Zwietracht, sondern mache Frieden zwischen den Streitenden. Öffne deine Hand nicht, um zu nehmen, und schließe sie nicht beim Geben. Zaudre nicht vor dem Geben, und wenn du gegeben hast, murre nicht darüber, denn du wirst erfahren, wer ein guter Vergelter ist. Wende dein Antlitz nicht von dem Bedürftigen, sondern habe alles gemein mit deinem Bruder, und nenne nichts dein Eigentum, denn, wenn ihr alle Teilhaber seid an dem Unvergänglichen, um wieviel mehr seid ihr es am Vergänglichen. Lehre deine Kinder von klein auf die Gottesfurcht. Deinem Sklaven oder deiner Sklavin gib keine

Befehle im Zorn, damit sie nicht aufhören, Gott zu fürchten, der über euch beiden ist; denn er beruft nicht vor sein Antlitz nach dem Ansehen der Person, er beruft die, die der Geist bereitet hat . . .

Und der Weg des Todes ist dieser: vor allem ist er böse und voller Flüche; auf ihm ist Mord, Ehebruch, Wollust, Unzucht, Diebstahl, Götzendienst, Zauberei, Giftmischnerei, Eier, falsches Zeugnis, Heuchelei, Doppelzüngigkeit, Arglist, Stolz, Bosheit, Hochmut, Habgier, schamlose Rede, Neid, Vermessenheit, Überhebung, Ehrsucht; hier sind die Verfolger der Guten, die Hasser der Wahrheit, die Freunde der Lüge, die da leugnen, daß es für die Gerechten eine Belohnung gebe, die sich ferne halten vom Rechten und vom Gerechten; die da lauern nicht auf das Gute, sondern auf das Böse; denen Demut und Geduld fremd sind. Hier sind die, die Eitelkeit lieben und nach Belohnung jagen, die kein Mitleid für die Nebenmenschen haben, die den Mühseligen keine Mühsal abnehmen, die ihren Schöpfer nicht kennen; die Kindesmörder, die Gottes Ebenbild zerstören, die sich abwenden von den Bedürftigen, die die Unterdrückten treten, die die Reichen verteidigen, die die Armen ungerecht richten, die in allen Dingen Sünder sind. Hütet euch, meine Kinder, vor allen solchen Menschen.“

Lange bevor Julius bis zum Ende des Manu-

skripts gelesen hatte, geschah ihm, was vielen geschieht, wenn sie ein Buch lesen, das heißt anderer Leute Gedanken mit dem ernstlichen Streben nach Wahrheit lesen: seine Seele kam in Gemeinschaft mit denen, die sie ihm eingegeben hatten. Er las weiter, immer weiter, und riet im voraus, was kommen sollte; er stimmte nicht nur den Gedanken des Buches zu, er sprach diese Gedanken gewissermaßen selbst aus.

Dabei geschah ihm etwas, das so gewöhnlich, ja so alltäglich ist, daß es meist unserer Beachtung entgeht, und das doch eines der geheimnisvollsten, bedeutungsvollsten Erscheinungen unseres Lebens ist, daß nämlich ein sogenannter Lebender erst wahrhaft zum Leben erwacht, wenn er in Beziehungen tritt, sich vereinigt mit den sogenannten Toten, und mit ihnen ein Leben lebt.

Julius' Seele vereinigte sich mit der Seele dessen, der diese Gedanken niedergeschrieben und ihm eingegeben hatte, und nach dieser Vereinigung betrachtete er sich selbst und sein eigenes Leben.

Und er selbst und sein ganzes Leben erschien ihm als ein fürchterlicher Irrtum. Er hatte nicht gelebt, er hatte durch alle seine Sorgen um das Leben und durch alle Versuchungen die Möglichkeit wahren Lebens in sich nur zerstört.

Ich will mein Leben nicht zerstören, sagte er sich, ich will leben, ich will den Weg des Lebens einschlagen.

Alles was ihm Pamphilius einst in ihren früheren Unterhaltungen gesagt hatte, stieg jetzt vor seinem Geiste empor, und alles das erschien ihm jetzt so klar und unumstößlich, daß er erstaunt war, wie er damals den Worten des Fremden hatte Glauben schenken und seine Absicht, zu den Christen zu gehen, hatte aufgeben können.

Ein Wort, das ihm der Fremde damals gesagt hatte, kam ihm wieder ins Gedächtnis:

Gehe hin, wenn du das Leben kennen gelernt hast.

Ich habe das Leben kennen gelernt, und habe es leer gefunden. — Er dachte auch an die Worte des Pamphilius, daß er bei den Christen immer eines herzlichen Empfanges sicher sein dürfe, wann er auch zu ihnen komme.

Nein! rief er aus, ich habe genug geirrt und gelitten. Ich will jetzt alles hinter mich werfen, ich will zu ihnen gehen und so leben, wie hier gesagt ist.

Er unterrichtete sein Weib von seiner Absicht, und seine Frau war hoch erfreut über seinen Plan.

Sein Weib war zu allem bereit. Es handelte sich nur noch darum, wie der Plan ins Werk gesetzt werden sollte. Was sollte mit den Kindern geschehen? Sie mitnehmen oder bei ihrer Großmutter lassen? Mitnehmen? Nach einer Erziehung voller Verzärtelung sie allen Entbehrungen eines harten Lebens aussetzen? Die Sklavin schlug vor,



sie mitzunehmen. Aber die Mutter sorgte sich um die Kinder und meinte, es wäre besser, sie der Großmutter zu überlassen und ohne sie zu gehen. Und so beschloßen sie auch. Alles war klar. Nur Julius' Krankheit verzögerte die Ausführung.



In dieser Seelenstimmung schlief Julius ein. Am andern Morgen wurde ihm gesagt, daß ein geschickter Arzt, der gerade durch die Stadt gekommen sei, ihn gerne sehen und es auf sich nehmen wolle, ihm schnell Heilung zu bringen. Julius empfing den Arzt voller Freude. Der Arzt war kein anderer, als der Fremde, dem er vor Jahren auf seinem Wege zu den Christen begegnet war. Der Arzt untersuchte die Wunden und verschrieb eine Abkochung von Kräutern zur Hebung der Kräfte.

Werde ich jemals wieder mit der Hand arbeiten können? fragte Julius.

O, gewiß! Du wirst einen Wagen lenken können und schreiben.

Aber schwerere Arbeit, graben zum Beispiel?

Daran habe ich allerdings nicht gedacht, sagte der Arzt, da ja ein Mann in deiner Stellung so etwas nicht braucht.

Im Gegenteil! Gerade das brauche ich, sagte Julius. Und nun erzählte er dem Arzte, wie er



seit damals, da er ihm begegnet war, seinen Rat befolgt, wie er das Leben kennen gelernt habe; das Leben aber habe ihm nicht gegeben, was es versprochen, es habe ihn vielmehr enttäuscht, und nun sei er entschlossen, die Absicht auszuführen, von der er damals gesprochen habe.

O, die müssen dir ja ein schönes Netz herrlicher Lügen gewebt und dich da hineingelockt haben, wenn du, in deiner hohen Stellung und mit den Verpflichtungen, die dir obliegen — besonders deinen Kindern gegenüber — ihre Irrtümer nicht siehst.

Dies das, gab ihm Julius nur zur Antwort und reichte ihm das Manuskript, das er jetzt las. Der Arzt nahm das Manuskript und warf einen Blick hinein.

Ich kenne das, ich kenne diesen Betrug, sagte er, das einzige, was mich dabei überrascht, ist, daß ein Mann von deiner Geistesbildung in eine solche Falle gehen kann.

Ich begreife dich nicht. Was für eine Falle?

Die Quintessenz des Ganzen liegt im Leben, und hier kommen diese Sophisten und Empörer wider Menschen und Götter und erklären, daß es einen Lebensweg gebe, der alle Menschen zum Glücke führt; da gibt es keinen Krieg, keine Todesstrafe, keine Armut, keine Ausschweifungen, keinen Streit, keinen Haß. Und sie behaupten, dieser Zustand werde eintreten, so-

balb die Menschen die Gebote Christi befolgen wollten: nicht streiten, nicht Unzucht treiben, nicht schwören, keine Gewalt brauchen, nicht einander hassen Volk gegen Volk. Sie betrügen aber, indem sie den Endzweck für das Mittel nehmen.

Sich des Zankens, des Schwörens, der Ausschweifung usw. zu enthalten, das ist das Ziel, und das Ziel können wir nur erreichen durch die Mittel des Gemeinschaftslebens.

Sie sprechen etwa so, wie wenn ein Lehrer des Bogenschießens zu seinem Schüler sagte: Du wirst leicht in das Zentrum treffen, wenn dein Pfeil in vollkommen gerader Linie vom Bogen nach dem Treffpunkt fliegen wird! Die Frage ist aber, wie macht man, daß der Pfeil in gerader Linie fliegt? Beim Bogenschießen wird die Frage so gelöst, daß der Bogenstrang gespannt, der Bogen elastisch und der Pfeil gerade sei. Ebenso ist es mit dem Leben der Menschen. Zur besten Lebensführung, einer Lebensführung ohne Streit, Ausschweifung, Mord, gelangt man, wenn der Bogenstrang die Staatslenker, die Elastizität des Bogens die Kraft der Regierung, und der geradeausfliegende Pfeil die Gerechtigkeit der Gesetze sind.

Das ist aber noch nicht alles, fuhr der Arzt fort. Nehmen wir einmal das Unvernünftige, das Unmögliche an, nehmen wir an, alle Menschen könnten auf irgend eine Weise, sagen wir meinetwegen durch Einnehmen von Tropfen, die grundlegen-

den Glaubenslehren des Christentums kennen lernen, und alle Menschen erfüllten plötzlich Christi Lehren: Gott und ihren Nächsten zu lieben und seine Gebote zu befolgen. Nehmen wir das an; gerade dann würde die Lebensführung nach ihren Lehren der Kritik nicht standhalten. Es würde kein Leben geben, das Leben würde aufhören. Die jetzt Lebenden würden ja weiter leben, nicht aber ihre Kinder, oder doch nur eines von zehnen. Nach ihrer Lehre müßten alle Kinder jedem Vater und jeder Mutter gleich sein, die eigenen wie die fremden. Wie sollen diese Kinder behütet werden, wenn wir sehen müssen, wie hier die leidenschaftliche Liebe, die die Natur in die Brust der Mutter für ihren Sprößling gepflanzt hat, die Kinder kaum vor Tod und Verderben schützen kann? Was soll werden, wenn diese leidenschaftliche Liebe übergeht in ein für alle Kinder gleiches Gefühl des Mitleids? Wessen Kind wird da ein Weib hegen und pflegen? Wer wird Tag und Nacht bei dem kranken, dem übelriechenden Kinde wachen, außer der eigenen Mutter? Die Natur hat das Kind mit einem mächtigen Schilde ausgerüstet: der Mutterliebe. Diesen nehmen die Christen fort und setzen nichts an seine Stelle! Wer wird den Sohn lehren, wer in seine Seele eindringen und von da aus den Charakter gestalten und bilden, wenn nicht der eigene Vater? Wer wird Gefahren von ihm abwenden? Alles das wird vernichtet,

das ganze Leben, das heißt die Fortdauer des Menschengeschlechts wird vernichtet.

Auch darin hast du recht! sagte Julius, von der Beredsamkeit des Arztes hingerissen.

Nein, mein Freund, laß diesen Wahn und lebe vernünftig, besonders jetzt, wo hohe, schwerwiegende und dringende Pflichten auf dir ruhen. Sie zu erfüllen ist Ehrensache für dich! Du bist jetzt in die zweite Periode der Zweifel eingetreten, schreite weiter und die Zweifel werden schwinden. Deine erste und dringlichste Pflicht ist die Erziehung deiner Kinder, die du bisher vernachlässigt hast. Deine Pflicht ihnen gegenüber besteht darin, sie zu würdigen Dienern des Vaterlands zu machen. Die bestehende Staatsordnung hat dir alles gegeben, was du hast, du hast die Pflicht, ihr sowohl mit deiner Person zu dienen, als auch ihr würdige Diener in deinen Kindern zu geben. Eine andere Verpflichtung, der du zu genügen hast, ist, der Gesellschaft zu dienen. Dein Mißgeschick hat dich erbittert und enttäuscht; das ist ein vorübergehender Zufall. Ohne Anstrengung und Kampf wird nichts errungen, und nur der schwer gewonnene Sieg läßt uns die Freude des Triumphes ganz kosten. Beginne dies Leben mit dem Bewußtsein einer Schuld, und alle deine Zweifel werden in nichts zerrieben. Sie sind nur die Folgen deines krankhaften Zustands. Erfülle deine Verpflichtung gegen den Staat, indem du ihm





dienst und deine Kinder so erziehst, daß sie ihm einst dienen. Stelle sie auf die eigenen Füße, damit sie einst an deine Stelle treten können; dann überlasse dich ruhig dem Leben, das dich so anzieht; bis dahin aber hast du kein Recht dazu; tätest du es aber doch, so würdest du nichts als Leiden finden.



## VIII

War es die Wirkung der Heilkräuter oder der Ratschläge des weisen Arztes, genug, Julius hatte bald wieder seine Gesundheit erlangt, und seine Ansichten über das Christentum erschienen ihm jetzt wie Wahngelbde.

Der Arzt verließ nach wenigen Tagen die Stadt. Bald darauf erhob sich Julius von seinem Krankenslager und begann das neue Leben nach den Ratschlägen seines Arztes. Er nahm Lehrer für seine Kinder und verfolgte selbst aufmerksam ihren Unterricht. Seine ganze Zeit widmete er den öffentlichen Angelegenheiten und erlangte in ganz kurzer Zeit eine große Bedeutung in der Stadt.

So ging ein Jahr dahin, in dessen Verlauf er auch nicht ein einziges Mal an die Christen dachte. Im nächsten Jahre aber sollte in ihrer Stadt ein Gericht über Christen abgehalten werden.

Ein Abgesandter des römischen Kaisers war

nach Cilicien gekommen, mit dem Auftrage, das Christentum auszurotten. Julius hatte wohl von den Maßregeln gehört, die gegen die Christen ergriffen worden waren, und nahm an, daß sie die christliche Gemeinde betrafen, in der Pamphilius lebte; er dachte aber nicht an ihn. Eines Tages nun, als er auf dem Wege zu seinem Amt über den Platz ging, trat zu ihm ein ärmlich gekleideter, alter Mann heran, den er nicht sogleich erkannte; es war Pamphilius. Er schritt auf Julius zu, ein Kind an der Hand führend.

Sei gegrüßt, mein Freund, redete ihn Pamphilius an, ich habe eine große Bitte an dich, aber ich weiß nicht, ob du in dieser Zeit der Christenverfolgungen mich als deinen Freund anerkennen willst, oder ob du Furcht hast, deine Stellung zu verlieren, wenn du mit mir Beziehungen unterhältst.

Ich fürchte keinen Menschen, erwiderte Julius, und zum Beweise bitte ich dich, zu mir in mein Haus zu kommen. Ich will sogar meine Arbeit lassen, um mit dir zu sprechen und dir behilflich zu sein. Komm mit in mein Haus. Wessen Kind ist das?

Es ist mein Sohn.

Ich hätte übrigens gar nicht fragen brauchen. Ich erkenne deine Züge in seinem Gesichte wieder. Ich kenne auch diese blauen Augen wieder und brauche nicht erst zu fragen, wer dein Weib ist.

Es kann nur das hübsche Mädchen sein, das ich vor einigen Jahren mit dir gesehen habe.

Du hast's erraten, antwortete Pamphilius. Bald nachdem wir uns getroffen hatten, wurde sie mein Weib.

Die beiden Freunde traten in Julius' Haus. Julius rief sein Weib, übergab ihr den Knaben und führte Pamphilius in sein glänzend ausgestattetes, abseits gelegenes Zimmer.

Hier kannst du reden, wie dir's ums Herz ist, hier hört uns niemand, sagte Julius.

O, ich fürchte nicht, gehört zu werden. Denn die Bitte, die ich dir vorzutragen habe, geht nicht dahin, daß die Christen, die eingesperrt sind, nicht verurteilt und nicht hingerichtet werden mögen, sondern daß sie die Erlaubnis erhalten, vor allem Volk ein Bekenntnis ihres Glaubens abzulegen.

Und Pamphilius erzählte, die Christen, die durch die Behörden ihrer Freiheit beraubt waren, hätten ihrer Gemeinde aus dem Gefängnisse Nachricht gesandt über ihre Lage. Cyrill, der Älteste, der die freundlichen Beziehungen kannte, in denen Pamphilius zu Julius stand, hatte ihn nun beauftragt, zu seinem Freunde zu gehen und bei diesem für die Christen zu bitten. Die Christen bäten nicht um Begnadigung. Sie hielten es für ihre Lebensaufgabe, Zeugnis abzulegen für die Wahrheit der Lehre Christi. Dieses Zeugnis könnten sie erbringen entweder durch ein langes,

achtzigjähriges Leben, oder durch ihr Martyrium. Das eine wäre ihnen so recht, wie das andere, und der physische Tod, der schließlich doch unvermeidlich wäre, hätte für sie keine Schrecken, und er wäre jetzt ebenso willkommen, wie fünfzig Jahre später. Aber sie wünschten, daß ihr Leben den Menschen zum Nutzen werde, und sie hätten Pamphilius abgesandt, um zu erbitten, daß ihr Verhör und ihre Hinrichtung öffentlich, vor allem Volke, erfolge.

Julius war über die Bitte des Pamphilius erstaunt, versprach aber, alles zu tun, was in seinen Kräften stände.

Ich habe dir meine Fürsprache zugesagt, sagte Julius, ich habe sie dir zugesagt aus einem besonderen Freundschaftsgefühl für dich und aus einer eigentümlichen Neigung zur Güte, die du immer in mir erweckst. Ich muß dir aber bekennen, daß ich eure Lehre für höchst unvernünftig und unheilvoll halte. Ich habe ein Recht, darüber zu urteilen, da ich vor noch gar nicht langer Zeit, in einer Stunde tiefster Niedergeschlagenheit, zu der mich Mißgeschick und Krankheit herabgedrückt hatten, eure Ansichten teilte, und im Begriffe war, alles im Stiche zu lassen und zu euch überzutreten. Ich weiß, worauf eure Irrtümer beruhen, denn ich habe sie an mir selbst erfahren, — auf der Eigenliebe, dem Kleinmut und auf krankhafter Schwäche; es ist ein Glaube für Weiber, aber nicht für Männer.

Und warum das?

Warum? Weil ihr aus Stolz verschmäht, euch durch Arbeit an den Angelegenheiten des Staats zu beteiligen und nach Maßgabe eurer Verdienste durch eure Mitarbeit in der Achtung der Mitmenschen höher und höher zu steigen, weil ihr, aus Stolz, lieber gleich alle Menschen als gleich anerkennt, damit ihr niemanden für höher zu halten braucht, und euch selbst Cäsaren gleich achtet. So denkt ihr selber und lehret auch die andern so denken. Und für die Schwachen und Faulen ist die Versuchung groß! Statt zu arbeiten dünkt sich leicht jeder Sklave dem Cäsar gleich. Wenn die Menschen euch folgten, würde die Gesellschaft zerfallen, würden wir zu den Zeiten der Wildheit zurückkehren. Ihr lebt in einem Staate und predigt die Zerstörung des Staates. Und doch ist eure ganze Existenz von diesem Staate bedingt. Wäre der Staat nicht, so wäret auch ihr nicht. Ihr wäret alle Sklaven der Snythen oder der erstbesten wilden Horden, die von eurer Existenz Kenntnis hätten. Ihr seid wie ein Geschwür, das den Körper zerstört und doch nur durch den Körper entstehen und wachsen kann. Und der gesunde Körper kämpft gegen das Geschwür an und scheidet es endlich aus. So müssen auch wir mit euch tun und sind genötigt dazu. Und obwohl ich dir versprochen habe, deinen Wunsch zu unterstützen, so muß ich dir doch sagen, daß ich eure Lehren



für verderblich, ja, für niedrig halte: für niedrig, weil ich meine, die Brust, die einen nährt, zu zerfleischen, ist ehrlos und schlecht! Die Segnungen der staatlichen Ordnung genießen und ohne Mitarbeit an dieser Ordnung, durch die sie besteht, sie zerstören!

In deinen Worten läge viel Wahres, sagte Pamphilius, wenn wir wirklich so lebten, wie du es schilderst. Aber du kennst unser Leben nicht und hast dir eine falsche Vorstellung davon gebildet. Ihr mit euren luxuriösen Gewohnheiten könnt euch schwer vorstellen, wie wenig der Mensch braucht, um ohne Entbehrungen zu leben. Der Mensch ist so veranlagt, daß er, solange er gesund ist, durch seiner Hände Arbeit mehr schaffen kann, als er zum Unterhalt seines Lebens bedarf. So können wir denn auch bei unserem Zusammenleben durch eigene Arbeit gemeinschaftlich unsere Kinder und Greise, unsere Kranken und Schwachen ohne sonderliche Mühe unterhalten. Du behauptest, wir Christen erweckten in den Sklaven den Wunsch, dem Cäsar gleich zu sein. In Wirklichkeit tun wir aber gerade das Gegenteil. Mit Wort und Tat predigen wir Geduld, Demut und Arbeit, Arbeit der niedrigsten Art — die Arbeit des gewöhnlichen Handarbeiters. Von Staatsgeschäften wissen wir nichts, verstehen wir nichts. Nur eines wissen wir, das aber wissen wir über allen Zweifel, daß unser Glück nur da ist, wo das Glück der andern

ist, und dieses Glück suchen wir; das Glück aller Menschen aber besteht in ihrer Vereinigung.

Über erkläre mir doch, Pamphilius, wie kommt es, daß die Menschen euch so feindselig gesinnt sind, warum sie euch verfolgen, unterdrücken und töten? Wie kommt es, daß aus eurer Lehre der Liebe soviel Zwietracht erwächst?

Die Ursache davon liegt nicht in uns, sondern außer uns. Über alles in der Welt stellen wir das Gesetz Gottes, das unser Gewissen und unsere Vernunft leitet. Wir können nur solchen Gesetzen des Staates gehorchen, die den Gesetzen Gottes nicht widersprechen. Wir geben dem Cäsar, was des Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist. Und aus diesem Grunde verfolgen uns die Menschen. Dieser Feindseligkeit gegen uns, die nicht von uns ausgeht, ein Ende zu machen, sind wir nicht imstande, denn wir können die Wahrheit nicht mehr verleugnen, die wir einmal begriffen haben, wir können nicht leben im Widerspruch mit unserem Gewissen und unserer Vernunft. Über die Feindschaft, die man uns um unseres Glaubens willen bereitet, hat unser Meister gesagt:

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Christus hat diesen Haß an seinem eigenen Leibe gefühlt, und hat ihn uns, seinen Jüngern, viele Male verkündet:

Mich, sagte Er, hasset die Welt, weil ihr Wert vom Übel ist. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern Ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt. Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst dran.

Wir fürchten uns aber, wie Christus, nicht vor denen, die den Leib töteten, und darnach nichts mehr tun können.

Ihr Gericht bestehet darin, daß das Licht in die Welt gekommen ist; die Menschen aber das Dunkel lieber haben als das Licht, denn ihre Werke sind böse.

Al das kann uns nicht beunruhigen, denn die Wahrheit bleibt bestehen. Die Schafe hören die Stimme ihres Hirten und folgen ihm, denn sie kennen seine Stimme.

Und Christi Herde wird nicht untergehen, sie wird wachsen und gedeihen und immer neue Schafe aus allen Teilen der Welt herbeiziehen. Denn:

„Der Wind bläst, wo es ihm gefällt, und du hörst den Ton und weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht.“

Ja, unterbrach ihn Julius, aber wie viele unter euch sind aufrichtig? Man macht euch oft den Vorwurf, ihr spielet nur die Rolle von Märtyrern, die freudig für die Wahrheit ihr Leben lassen, aber die Wahrheit ist nicht auf eurer Seite. Ihr

seid hoffärtige Toren, die alle Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens zerstören.

Pamphilius antwortete nicht, er sah Julius nur mit schmerzlichem Blicke an.



Während Julius das sagte, stürzte Pamphilius' kleiner Sohn ins Zimmer und schmiegte sich schmeichelnd an den Vater.

Trotz aller Liebkosungen, mit denen Julius' Frau ihn überhäuft hatte, war er ihr davon-  
gelaufen in die Arme seines Vaters. Pamphilius  
seufzte und drückte seinen Knaben zärtlich an sich.  
Dann stand er auf und wollte gehen. Aber  
Julius hielt ihn zurück. Er bat ihn, zum Essen  
zu bleiben, und die Unterhaltung fortzusetzen.

Ich bin erstaunt, sagte Julius, daß du ver-  
heiratet bist und Kinder hast. Es ist mir ein  
Rätsel, wie ihr Christen bei eurer Eigentums-  
losigkeit eure Kinder aufzieht? Wie eure Mütter  
ruhig leben können, da sie wissen, daß ihre Kinder  
unversorgt sind?

Wieso sind denn unsere Kinder schlechter ver-  
sorgt als eure?

Ihr habt keine Sklaven, und ihr habt keinen  
Besitz. Mein Weib ist dem Christentum sehr ge-  
neigt, und einmal war sie tatsächlich entschlossen,  
die alte Lebensführung aufzugeben. Ich wollte

mit ihr gehen. Aber mehr als alles andere schreckte sie die unsichere Lage, der Mangel, der ihren Kindern drohte, und ich mußte ihr recht geben. Das war damals zur Zeit meiner Krankheit. Mein ganzes Leben war mir zum Ekel geworden und ich wollte alles hinter mich werfen. Aber die Befürchtungen meines Weibes einerseits und die Beweisgründe des Arztes, der mich behandelte, andererseits, erweckten in mir die Überzeugung, daß das Leben eines Christen — wenigstens so wie ihr es führt — nur dem Unverheirateten möglich und heilsam ist, daß aber Familienväter und Mütter mit Kindern nie daran denken sollten. Und daß, wie ihr das Leben auffaßt, das Leben, das heißt das Menschengeschlecht, erlöschen muß. Und das ganz mit Recht. Wie überrascht war ich, als ich dich mit einem Knaben zur Seite sah!

Das ist nicht der einzige. Ich habe noch einen Säugling und ein Mädchen von drei Jahren zu Hause.

Erkläre mir doch, wie das zugeht? Ich kann es nicht begreifen. Ich war nahe daran, alles aufzugeben und zu euch überzutreten. Aber ich hatte Kinder und meinte, so sehr ich mich wohl fühlen könnte, hätte ich doch kein Recht, die Kinder zu opfern; und deshalb führte ich um ihretwillen mein altes Leben weiter fort, um sie unter denselben Bedingungen aufwachsen zu lassen, unter denen ich selbst aufgewachsen bin und gelebt habe.

Sonderbar, sagte Pamphilius, wir ziehen die



entgegengesetzten Schlüsse. Wir sagen: wenn erwachsene Menschen in weltlicher Weise leben, so ist das bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, weil sie bereits verdorben sind. Aber Kinder? Das ist schrecklich! Wie kann man mit ihnen in der Welt leben und sie Versuchungen aussetzen! Weh der Welt, der Argernis halben muß ja Argernis kommen; doch weh dem Menschen, durch welchen Argernis kommt! Das sind die Worte unseres Meisters. Und ich sage sie dir, nicht um dir einen Einwand zu machen, sondern weil es wirklich so ist. Woraus sich vor allem andern die Notwendigkeit ergibt, so zu leben, wie wir alle leben, ist der Umstand, daß wir Kinder in unserer Mitte haben, die Wesen, von denen gesagt ist: Werdet wie die Kinder oder ihr werdet nicht in das Himmelreich kommen.

Aber wie kann eine Christenfamilie ohne bestimmte Mittel zum Leben bestehen?

Nach unserem Glauben gibt es nur ein Mittel zum Leben: die von der Liebe eingegebene Arbeit zum Heile der Mitmenschen. Euer Mittel aber ist die Gewalt. Gewalt aber kann vergehen, wie Reichtum vergeht, und dann bleibt nichts übrig, als die Arbeit und die Menschenliebe. Wir sind der Ansicht, man müsse an dem, was die Grundlage aller Dinge ist, festhalten und müsse es noch vergrößern. Und wenn das geschieht, so lebt die Familie, und lebt sogar im Wohlstand.

Glaube mir, fuhr Pamphilius fort, wenn mir irgend welche Zweifel über die Wahrheit der Lehre Christi aufstiegen, und wenn ich schwankte in der Erfüllung ihrer Vorschriften, so würden meine Zweifel und mein Schwanken sofort schwinden, wenn ich mir das Schicksal eines Kindes vorstellte, das bei Heiden erzogen wird unter den Bedingungen, unter denen du aufgewachsen bist und deine Kinder aufwachsen. Wie wir auch unser Leben uns einzurichten trachteten durch Paläste, Sklaven und Erzeugnisse fremder Länder, die wir bei uns einführen, das Leben der großen Menge bleibt doch, wie es sein muß. Die einzige sichere Gewähr dieses Lebens bleibt die Menschenliebe und die Arbeit. Wir wollen uns selbst und unsere Kinder von diesen Bedingungen befreien, und zwingen die Menschen mit Gewalt, nicht mit Liebe uns zu dienen, und siehe da! je mehr wir uns auf diese Weise zu sichern glauben, um so mehr berauben wir uns der wahren, natürlichen und zuverlässigen Sicherung, die die Liebe gibt. Das gleiche gilt von der anderen Sicherung, der Arbeit. Je mehr der Mensch sich von der Arbeit freimacht und sich an den Luxus gewöhnt, desto mehr wird er zur Arbeit unfähig, desto mehr beraubt er sich der wahren und ewigen Sicherung. Und diese Bedingungen, in die die Menschen ihre Kinder bringen, nennen sie Sicherung! Nimm deinen Sohn und meinen, und schicke sie jetzt

aus, einen Weg zu suchen, einen Auftrag zu überbringen, ein wichtiges Geschäft zu erledigen, und sieh zu, welcher von beiden seine Sache besser machen wird, oder versuche, sie einem Lehrer zur Erziehung zu übergeben, welchen von beiden man lieber aufnehmen wird! Nein, sprich nie wieder diese schrecklichen Worte, daß ein christliches Leben nur kinderlosen Leuten möglich sei. Im Gegenteil kann man sagen: Wenn ein Kinderloser ein heidnisches Leben führt, so läßt sich das entschuldigen. Aber wehe dem, der eines dieser Kleinen in Versuchung führt.

Julius schwieg.

Nun, du magst recht haben, sagte er endlich; doch die Erziehung meiner Kinder hat begonnen. Die besten Lehrer unterweisen sie. Mögen sie erst alles lernen, was wir wissen. Schaden kann ihnen das nicht. Wir haben ja noch eine lange Zeit vor uns, sie und ich. Sie können zu euch gehen, wenn sie erwachsen sind und es dann für richtig halten. Und auch ich kann diesen Schritt erst dann tun, wenn ich meine Kinder auf die eigenen Füße gestellt habe und selber frei geworden bin.

Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen, sagte Pamphilius. Christus verleiht sofort die volle Freiheit; die Lehren der Welt werden sie dir niemals verschaffen. Lebe wohl.

Und Pamphilius ging und nahm seinen Sohn mit sich.

Das Gericht wurde öffentlich vorgenommen, und Julius sah dabei auch Pamphilius, der mit den andern Christen die Leiber der gefallenen Märtyrer davon trug.

Er sah ihn, aber aus Furcht vor seiner vorgesetzten Behörde ging er nicht an ihn heran und rief ihn auch nicht zu sich.



Wieder waren zwölf Jahre vergangen. Julius' Weib war gestorben. Sein Leben war ganz von den Sorgen des öffentlichen Lebens ausgefüllt, von den Bemühungen um die höchsten Ehrenstellen, die ihm bald übertragen, bald entzogen wurden. Sein Vermögen war groß und wurde noch immer größer.

Seine Söhne waren herangewachsen, und der zweite besonders führte ein Leben voll Luxus. Er durchlöcherte den Boden des Eimers, in dem das Vermögen zusammenströmte, und je größer das Vermögen wurde, desto reißender strömte es durch die Löcher hinaus. Es entwickelte sich ein Kampf zwischen Julius und seinen Söhnen, ganz, wie er ihn mit seinem Vater geführt hatte. Erbitterung, Haß, Eifersucht.

Um diese Zeit kam ein neuer Statthalter ins

Land, und Julius fiel in Ungnade. Die früheren Schmeichler verließen ihn nun, und es drohte ihm die Verbannung. Er ging nach Rom, um sich zu rechtfertigen. Er wurde nicht empfangen und man bedeutete ihm, daß er die Stadt verlassen solle.

Als er zu Hause angekommen war, fand er seinen Sohn in Gesellschaft ausschweifender junger Männer. In Cilicien war das Gerücht verbreitet, Julius sei gestorben, und der Sohn feierte den Tod des Vaters. Julius geriet außer sich und schlug seinen Sohn mit solcher Gewalt, daß er wie tot zu Boden fiel. Dann ging er in die Zimmer seiner Frau. Im Zimmer seiner Frau fand er das Evangelium und las: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquiden. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Ja, dachte er, er ruft mich schon lange. Ich habe Ihm nicht geglaubt und war ungehorsam und böse; und das Joch, das ich trug, war schwer, und die Last, die ich schleppte, war böse.

Lange blieb Julius so sitzen, das Evangelium vor sich auf den Knien ausgebreitet. Er dachte nach über sein vergangenes Leben und rief sich ins Gedächtnis zurück, was ihm Pamphilius bei den verschiedenen Gelegenheiten gesagt hatte.



Dann erhob er sich und ging zu seinem Sohn. Er fand ihn aufrechtstehend und war unaussprechlich froh, daß er ihm durch den Schlag keinen Schaden zugefügt hatte.

Er sagte seinem Sohne kein Wort, verließ das Haus und schlug den Weg ein, der zu der christlichen Gemeinde führte.

Er ging den ganzen Tag und kehrte abends bei einem Landmann ein, um hier zu übernachten. In dem Zimmer, in das er trat, lag ein Mann. Beim Geräusch der Schritte richtete sich der Mann auf. Julius erkannte den Arzt.

Nein! rief Julius aus. Niemals wieder sollst du mich von meinem Entschlusse abbringen. Zum dritten Male bin ich auf dem Wege dorthin, und ich weiß, nur dort finde ich meinen Seelenfrieden.

Wo denn? fragte der Arzt.

Bei den Christen!

Ja, daß du dort deinen Seelenfrieden findest, das ist möglich, deine Pflicht aber hast du nicht erfüllt. Dir fehlt Männlichkeit; Mißgeschick wirft dich zu Boden. Wahre Philosophen handeln niemals so. Mißgeschick ist nur das Feuer, in dem das Gold geläutert wird. Du bist durch den Schmelzofen hindurchgegangen. Jetzt gerade bist du unentbehrlich, und jetzt gerade gehst du davon. Jetzt gerade solltest du die Menschen und dich selbst erproben. Du hast die wahre Weisheit erworben, und du hast die Pflicht, sie zum



Besten deiner Heimat zu nützen. Was soll denn aus den Bürgern werden, wenn diejenigen, die die Menschen, ihre Leidenschaften, ihre Lebensbedingungen kennen gelernt haben, anstatt ihre Kenntnisse, ihre Erfahrung dem Staate zuzuwenden, sie vergeuden in dem ewigen Suchen nach dem Seelenfrieden? Du hast deine Lebensweisheit in der Gesellschaft erworben, und es ist deine Pflicht, sie dieser Gesellschaft zurückzugeben.

Ich habe ja aber gar keine Weisheit. Ich stehe über und über in Irrtümern. Meine Irrtümer sind alt, aber dadurch sind sie nicht zu Weisheit geworden. Wie Wasser, so alt und faul es sein mag, niemals zu Wein wird.

So antwortete Julius. Dann warf er den Mantel um und verließ das Haus. Ohne zu rasten setzte er seine Reise fort. Als der nächste Tag zur Küste ging, kam er zu den Christen.

Man hieß ihn herzlich willkommen, obwohl man gar nicht wußte, daß er ein Freund des Pamphilius war, den sie alle liebten und verehrten.

Beim Mahle bemerkte Pamphilius seinen Freund. Er eilte freudig auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

Hier bin ich endlich, rief Julius. Sage mir, was ich tun soll, ich will dir gehorchen.

Mache dir darum keine Sorgen, antwortete Pamphilius; komm' mit mir! Und Pamphilius führte Julius in das Haus, das für die Fremden

hergerichtet war. Er wies auf eine Lagerstätte und sagte: Womit du den Menschen dienen kannst, wirst du selbst am besten erkennen, wenn du erst ein wenig unser Leben mitangesehen hast. Damit du aber wissest, wie du deine Muße gleich verwenden kannst, will ich dir für morgen eine Tätigkeit anweisen. In unsern Weingärten ist gerade Ernte, geh' hin und hilf dort mit. Du wirst selbst sehen, wo du Hand anlegen kannst.

Am nächsten Morgen ging Julius in die Weingärten. Der erste war eine junge Pflanzung, voll herrlicher Trauben. Das junge Volk sammelte die Trauben ein und schaffte sie fort. Alle Plätze waren besetzt, und Julius suchte lange überall umher und fand kein Plätzchen, wo er mitarbeiten konnte.

Er ging weiter und kam in eine ältere Pflanzung, die einen viel geringeren Ertrag lieferte. Aber auch hier gab es keine Beschäftigung für Julius. Die Brüder arbeiteten paarweise und für ihn war kein Platz.

Er ging noch weiter und kam in einen ganz alten Garten. Er war ganz leer. Die Weinstöcke standen krumm und schief durcheinander da, und es schien Julius, als ob sie gar keine Früchte trügen.

So ist mein Leben! sagte er sich. Wäre ich gekommen, als der erste Ruf an mich erging, so hätte mein Leben den Früchten des ersten Gartens geglichen. Wäre ich dem zweiten Rufe gefolgt,

so würde es sein wie die Früchte der älteren Pflanzung. Jetzt gleicht mein Leben diesen alten, nutzlosen Stöcken, die nur dazu taugen, den Ofen zu heizen.

Und Julius erschrak über das, was er getan, er erschrak vor der Strafe, die ihm dafür drohte, daß er sein ganzes Leben zwecklos verschleudert hatte. Und er wurde sehr betrübt und sagte:

Ich bin jetzt zu nichts mehr nütze; keine Arbeit kann ich mehr tun. Und er rührte sich nicht von der Stelle und weinte, weil er vergeudet hatte, was unwiederbringlich war. Da hörte er plötzlich eines Greises Stimme, die ihn rief:

Arbeite, mein Bruder! rief die Stimme.

Julius sah auf und erblickte einen vom Alter gebeugten Mann mit schneeweißem Haar, der mit Mühe die Füße bewegen konnte. Er stand neben einem Weinstock und pflückte die spärlichen süßen Trauben, die hie und da wuchsen. Julius trat zu ihm.

Arbeite, lieber Bruder, Arbeit ist süß. Und er lehrte Julius die wenigen Trauben suchen, die noch auf den Stöcken zu finden waren.

Julius ging ans Werk, und als er einige Traubenbündel gefunden hatte, brachte er sie dem Alten und legte sie in dessen Korb. Und der Alte sagte zu ihm: Sieh, warum sind diese Trauben geringer als die andern, die in den Gärten dort gesammelt werden? Wandelt, dieweil ihr das Licht habt! hat unser Meister gesagt.

Der Wille des, der mich in die Welt gesandt, ist, daß jeglicher, der seinen Sohn sieht und an ihn glaubt, das ewige Leben habe, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt erlöset werde durch ihn. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den eingeborenen Sohn Gottes. Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr, denn das Licht. Denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht offenbar werden, denn sie sind böse. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott getan. Gräme dich nicht, mein Sohn, wir alle sind Gottes Kinder und seine Diener. Wir alle sind eine Heerschar Gottes. Oder glaubst du, daß er außer dir keine Diener mehr hat? Und wenn du dich in der Blüte deiner Kraft in seinen Dienst gestellt hättest, glaubst du, du würdest dann alles vollführt haben, was er braucht, all das, was die Menschen tun müssen, um sein Reich auf Erden aufzurichten? Du sagst, du hättest zweimal so viel tun können, als jetzt, ja zehn-, hundertmal so viel. Und wenn du millionenmal mehr voll-



bracht hättest, als das ganze Menschengeschlecht zusammen, was würde es sein im Vergleich zu Gottes Werk? Nichts! Das Werk Gottes hat, wie Gott selbst, keine Grenzen und kein Ende. Gottes Werk ist in dir. Gehe zu ihm und werde nicht sein Arbeiter, sondern sein Sohn, und du wirst teilhaftig werden des unendlichen Gottes und seines Werkes. Vor Gott gibt es nicht Groß und nicht Klein, es gibt nur Gerade und Krumm. Betritt den geraden Weg des Lebens und du wirst mit Gott gehen, und dein Werk wird nicht groß oder klein sein, es wird Gottes Werk sein. Denke daran, daß im Himmel mehr Freude ist über einen reuigen Sünder, denn über neunundneunzig Gerechte. Die Pfade der Welt, auf denen du gewandelt bist, haben dir deine Sünde gezeigt. Und als du diese Sünde sahst, hast du bereut; und als du bereutest, hast du den richtigen Weg gefunden. Wandle auf ihm mit Gott und denke nicht mehr an die Vergangenheit, an Klein und Groß. Vor Gott sind alle, die da leben, gleich. Es ist nur ein Gott und ein Leben.

Und Julius wurde ruhig und nahm sich vor, zu leben und zum Wohle seiner Mitmenschen zu arbeiten, soviel in seinen Kräften stände. Und so lebte er in Freuden noch zwanzig Jahre lang, und merkte es nicht, wie der leibliche Tod ihn hinwegnahm.



Der Herr  
und sein Knecht



„Der Herr und sein Knecht“, entstanden 1895, reiht sich der Zahl Tolstoj'scher Werke an, die mit dem Problem des Todes ringen (siehe oben Einführung zu „Iwan Iljitsch“).

Ein Herr und sein Knecht fahren in die Nachbarschaft, weil der Herr dort einen Wald kaufen will. Sie kommen in einen furchtbaren Schneesturm hinein und sind beide dem Erfrieren nahe. Da wirft sich der Herr, sonst ein hartherziger, habgieriger Wucherer, dem der Knecht kaum als Mensch gilt, über den erstarrten Knecht, um ihn zu erwärmen. In dieser Stellung werden beide nach vielen Stunden, Schneeüberschüttet, von den Bauern aufgefunden. Der Herr ist tot, der Knecht nur erstarrt. Er wird gerettet und hat noch lange Jahre zu leben.

Die Darstellung der Begebenheiten ist breit ausgesponnen und die Schilderung des Schneesturms nimmt einen unverhältnismäßig großen Raum in der Erzählung ein.

Die Absicht der Erzählung ist offenbar eine zweifache. Der Dichter will einerseits sagen, wie nichtig dies Jagen nach Geld und Gut ist, und will andererseits zeigen, daß selbst in dem Herzen des niedrigsten Menschen in einem Augenblicke erhöhter Empfindung das Gebot der Nächstenliebe gebieterisch erwacht.

Auch aus den Gefühlen, die beide Menschen, der Herr und der Knecht, in der Angst des Todes erfüllen, leitet Tolstoj einen schönen, dichterischen Gegensatz ab,



der zugleich seine unerschöpfliche Liebe zu den Kindern des Volkes bekundet. Auch hier, wie in vielen anderen Werken, ist dem Besizenden der Tod ein Entsetzen; dem Stiefkinde des Glücks ist er nichts als ein Übergang in einen anderen Zustand.

Diese Motive, die erwachende Menschenliebe und die Eindrücke des Todes kehren beide in Tolstoj's Dichtungen vielfach wieder. Und auch die Beschreibung eines Schneesturms auf den weiten Flächen Rußlands hat Tolstoj Jahrzehnte vorher schon einmal gegeben in einer Erzählung, die den Titel „Der Schneesturm“ führt (in Band IV der Dichterischen Schriften). Sie ist dort wie hier von erstaunlicher Anschaulichkeit und offenbar Erlebtem nachgebildet.

„Der Herr und sein Knecht“ zeigt eine große Verwandtschaft mit den Volkserzählungen Tolstoj's und mit ihren Tendenzen. So klar und einleuchtend aber auch die moralische Absicht des Dichters aus dieser Erzählung hervorspringt, ist es ihm hier doch gelungen, die Tendenz in der künstlerischen Gestaltung völlig aufgehen zu lassen.

R. L.





# I

**E**s war in den siebziger Jahren, einen Tag nach Sankt Nikol, im Winter. Im Kirchspiel war Feiertag, und der Wirt des Dorfkretschams, der Kaufmann zweiter Gilde Wassilij Andrejitsch Brjehunow konnte sich nicht von seinem Haus entfernen, er mußte in die Kirche gehen, denn er war Kirchenvorstand, und dann mußte er zu Hause Verwandte und Bekannte empfangen und bewirten. Aber kaum waren die letzten Gäste fortgegangen, so machte sich Wassilij Andrejitsch auf, um zu dem benachbarten Gutsbesitzer zu fahren, mit dem er schon lange um einen kleinen Wald in Verhandlungen stand. Wassilij Andrejitsch hatte solche Eile, weil die Händler aus der Stadt ihm leicht den vorteilhaften Kauf fortschnappen konnten. Der junge Gutsbesitzer forderte für das Wäldchen nur darum 10000 Rubel, weil Wassilij Andrejitsch 7000 dafür geboten hatte. Die 7000 Rubel aber waren nur ein Drittel von dem wirklichen Werte des Waldes. Wassilij Andrejitsch hätte vielleicht noch etwas abhandeln können, denn der Wald befand sich in seinem Bezirk, und unter den Holz-



kaufleuten der Gegend bestand schon lange der Gebrauch, daß keiner in dem Bezirke des andern die Preise in die Höhe trieb; Wassilij Andrejitsch aber hatte erfahren, daß Holzhändler aus der Hauptstadt herkommen wollten, um den Wald von Garjatschkino anzukaufen. So entschloß er sich denn, sich sofort auf den Weg zu machen und den Handel mit dem Gutsbesitzer ins reine zu bringen. Er nahm also, sobald der Feiertag zu Ende ging, 700 Rubel aus dem Kasten, legte dazu 2300 Rubel von den Kirchengeldern, die sich in seiner Aufbewahrung befanden, und als er so 3000 Rubel zusammen und sie sorgfältig durchgezählt hatte, legte er sie in seine Brieftasche und machte sich auf den Weg.

Sein Knecht Nikita, der einzige von Wassilij Andrejitschs Leuten, der an diesem Tage nicht betrunken war, spannte schnell die Pferde an. Nikita, der ein Trunkenbold war, war an dem Tage deshalb nicht betrunken, weil er jetzt, seit Fastnacht, wo er den letzten Rod vom Leibe und seine Lederstiefel vertrunken hatte, das Trinken verschworen und schon zwei Monate wirklich nicht getrunken hatte. Auch diesmal hatte er nicht getrunken, trotz der Verlockung des Branntweins, der während der ersten beiden Tage des Festes überall verschenkt wurde.

Nikita war ein Bauer aus dem Nachbardorfe. Kein Wirt, wie die Leute von ihm sagten. Er

war jetzt fünfzig Jahre alt und hatte den größeren Teil seines Lebens außerhalb seiner Heimat unter fremden Leuten zugebracht. Überall schätzte man seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit und seine Kraft, vor allem aber sein gutes, freundliches Wesen. Trotzdem hielt er nirgends lange aus, denn ein-, zweimal im Jahre oder auch öfter ergab er sich dem Trunk, und dann vertrank er nicht nur die Kleider vom Leibe, sondern wurde auch noch herausfordernd und rauflustig. Auch Wassilij Andrejitsch hatte ihn schon einige Male fortgejagt, ihn aber immer wieder zurückgenommen, denn er legte Wert auf seine Ehrlichkeit, auf seine Liebe zu den Tieren und vor allem auf seine Anspruchslosigkeit im Lohn. Wassilij Andrejitsch zahlte Nikita nicht 80 Rubel, wie ein solcher Knecht verdiente, sondern nur etwa 40, und die gab er ihm ohne genauere Abrechnung in kleinen Summen und dazu meist nicht in barem Gelde, sondern in Waren aus seinem Laden, die er ihm teuer berechnete.

Nikitas Frau, Martha, die vor Jahren schön und anständig gewesen war, wirtschaftete im Hause mit einem halbwüchsigen Jungen und zwei Mädchen und verlangte gar nicht, daß Nikita zu Hause wohnte. Denn erstens lebte sie schon seit zwanzig Jahren mit einem Böttcher zusammen, einem Bauern aus einem fremden Dorfe, der bei ihnen im Hause wohnte, und zweitens fürchtete sie sich vor ihrem Manne, — obwohl sie mit ihm machte,



was sie wollte, wenn er nüchtern war, — wie vor dem Feuer, wenn er seinen Rausch hatte. Einmal, als Nikita sich tüchtig betrunken hatte, erbrach er den Schrank seiner Frau, wahrscheinlich um sich an ihr zu rächen für seine Fügsamkeit in der Nüchternheit, holte ihre kostbarsten Kleider heraus, nahm eine Axt und zerhackte auf einem Kloß alle ihre Röcke und Mäntel in kleine Stüdchen. Den Lohn, den Nikita verdiente, nahm ihm die Frau ganz ab, und Nikita sagte nie ein Wort dawider. So war Martha auch jetzt zwei Tage vor dem Fest zu Wassilij Andrejitsch gekommen, hatte weißes Mehl, Tee, Zucker, ein Achtel Branntwein für zusammen etwa drei Rubel mitgenommen, außerdem hatte sie fünf Rubel in bar bekommen, und dafür hatte sie sich, wie für eine besondere Gnade, bedankt, während Wassilij Andrejitsch seinem Knecht, wenn er seine Arbeit nicht so billig berechnete, zwanzig Rubel schuldig war.

Saben wir denn irgend eine Abmachung getroffen? sagte Wassilij Andrejitsch zu Nikita, brauchst du was, so nimm's nur, du wirst's schon abarbeiten. Ich mache es nicht wie die andern, wo es heißt: Warte nur, wir rechnen schon ab, und dann werden Straf gelder abgezogen. Alles in Ehren. Du dienst mir, und ich sorge für dich.

Wenn Wassilij Andrejitsch so sprach, war er aufrichtig überzeugt, daß er Nikita Wohlthaten erweise.

So überzeugend wußte er zu sprechen, und so sehr bestärkten die Leute, die von seinem Gelde abhängig waren, allen voran Nikita, ihn in der Überzeugung, daß er ihnen nicht unrecht tue, sondern Wohltaten erweise.

Ich versteh' schon, Wassilij Andrejitsch; ich denk', ich leiste mein Teil. Ich arbeite für dich, wie für meinen eigenen Vater. Ich verstehe schon sehr gut, antwortete Nikita, und er verstand wohl, daß Wassilij Andrejitsch ihn betrügt. Er empfand aber auch, daß er sich vergeblich bemühen würde, eine klare Abrechnung durchzusetzen, und daß er aushalten müßte, solange er keine andere Stelle hatte, und nahm, was er bekam.

Nun ging Nikita auf Befehl seines Herrn, wie immer heiter und willig, in seinem munteren, leichten Gänsechritt in den Schuppen, nahm die schwere Knebeltrense mit den Quasten von dem Nagel, dann ging er, mit den Schellen des Geschirres klirrend, in den geschlossenen Stall, wo, abgesehen von den andern, das Pferd stand, das Wassilij Andrejitsch anzuspannen befohlen hatte.

Ei, langweilst dich wohl, langweilst dich, Närrchen? antwortete Nikita auf das leise Wiehern, mit dem ihn das Pferd begrüßte. Es war ein Tier von mittlerer Größe, schön gebaut, mit herabfallendem Hinterteil, dunkelbraun, mit gelbem Maule und stand allein im Stall.

No, no! Kommst zurecht. Will dir erst zu



trinken geben. Er sprach mit dem Pferde, wie man mit Wesen spricht, die jedes Wort verstehen. Nun wischte er mit seinem Rodschöß den Staub von dem wohlgenährten Rücken des Pferdes, legte ihm über seinen jungen, schönen Kopf die Trense, stellte ihm die Ohren und den Haarschopf auf, schob ihm die Halfter weg und führte es zum Trinken.

Als Gelbmaul behutsam aus dem hochaufgeschütteten Stall herausgetreten war, fing er an zu spielen und auszuschlagen und tat, als wollte er Nikita, der im Trabe neben ihm zum Brunnen lief, mit dem Hinterfuß einen Schlag versetzen.

Spiel nur, Spiel nur, Rader! sprach Nikita ihm zu. Er wußte schon, daß Gelbmaul mit aller Vorsicht mit dem Hinterfuß auslug, um nur seinen schmutzigen Pelz zu berühren, nicht aber ihm weh zu tun. Er hatte diese Schelmenstückchen des Pferdes besonders gern.

Als das Pferd genug von dem kühlen Wasser getrunken hatte, atmete es tief und bewegte die feuchten, starken Lippen, von deren Bartborsten die durchsichtigen Tropfen in die Krippe fielen. Dann wurde es plötzlich still, als denke es nach, und auf einmal wieherte es kräftig los.

Willst nicht mehr. Gut! Will mir's merken. Darfst aber auch nicht mehr verlangen, sagte Nikita, indem er Gelbmaul in vollem Ernste sein Verhalten erklärte. Dann lief er, das lustige junge Pferd, das laut wieherte und den ganzen Hof



mit seinem Hufschlag erfüllte, am Zügel führend, in den Schuppen zurück.

Von den andern Knechten war keiner da. Nur ein fremder Arbeiter war da, der Mann der Köchin, der zum Feiertag gekommen war.

Geh, gut Freund, frag' doch mal, welchen Schlitten ich anspannen soll, den großen oder den kleinen, sagte Nikita zu dem fremden Arbeiter.

Der Mann der Köchin ging in das Haus hinein, das mit Eisen gedeckt war und sich auf einem hohen Fundament erhob, und kam bald zurück mit dem Bescheid, der kleine Schlitten solle angespannt werden. Nikita hatte inzwischen schon dem Pferde das Kummet umgelegt, den Sattel mit dem Nagelbeschlag umgebunden, nun kam er, in der einen Hand das leichte, bunte Krummholz, an der andern das Pferd, auf die beiden Schlitten zu, die unter dem Schuppen standen.

Will er den kleinen, gut! nehm' ich den kleinen, sagte er und führte das kluge Pferd, das die ganze Zeit über tat, als ob es ihn beißen wollte, in die Gabel hinein und spannte es an den Schlitten. Der Mann der Köchin half ihm bei dieser Arbeit.

Als beinahe alles fertig war und nur noch die Leine anzubringen war, schickte Nikita den Mann der Köchin nach dem Schuppen, um Stroh herbeizubringen, und nach dem Speicher, um einen Sack zu holen.

Nun sind wir soweit. No, no! Hab' dich nicht so!



sagte Nifita, indem er das frisch gedroschene Haferstroh, das der Mann der Köchin gebracht hatte, im Schlitten feststopfte. — Und nun gib mir die grobe Leinwand her zum Polstern und obendrauf kommt der Sad. So, so ist's gut. Nun wird sich's schön drauf sitzen, sagte er und machte das, was er sagte. Er legte den Sad um das Stroh herum und schob die Enden unter den Sitz.

So, dank' dir schön, gut Freund, sagte Nifita zu dem Mann der Köchin, zu zweien geht alles schneller. Nifita wickelte nun die Lederzügel, die an dem verbundenen Ende mit einem Ring versehen waren, auseinander, setzte sich auf den Bod und lenkte das gute Tier, das förmlich nach Bewegung zu verlangen schien, über den gefrorenen Dünger des Hofes zum Tore hinaus.

Onkel Nifita, Onkelchen, Onkelchen! schrie hinter ihm her mit dünnem Stimmchen ein siebenjähriges Bürschchen in schwarzem Pelzjäckchen und einem warmen Wintermützchen, das in seinen neuen, weißen Filzschuhen eilig aus dem Hausflur herausgetrippelt kam. Nimm mich mit im Schlitten! bat der Kleine und knöpfte während des Laufens sein Pelzjäckchen zu.

Komm, komm schnell, Liebchen! sagte Nifita, hielt an und setzte das kleine, blassere, hagere Söhnchen seines Herrn, das nun vor Freude strahlte, hinein und fuhr auf die Straße hinaus.

Es war in der dritten Stunde. Draußen war

es kalt, zehn Grad, trübe und windig. Die Hälfte des Himmels war von herabhängenden dunklen Wetterwolken bedeckt. Drin im Hofe war es windstill gewesen, auf der Straße draußen spürte man den Wind schärfer. Von dem Dache des Nachbarhauses sprühte der Schnee herunter und an der Ecke beim Haus wirbelte er empor. Kaum war Nikita zum Tor hinausgefahren und hatte das Pferd zur Freitreppe herumgelenkt, als auch Wassilij Andrejitsch aus dem Flur heraustrat. Er hatte eine Zigarette im Munde, trug einen Schafpelz, den er tief unten fest mit einem Ledergurt gegürtet hatte. Der hartgefrorene Schnee knirschte unter seinen Pelztiefeln. Er blieb stehen, tat einen letzten Zug an der Zigarette, warf sie zur Erde und trat mit dem Fuße darauf. Dann blies er unter dem Bart den Rauch hervor, warf einen Blick auf das vorgefahrene Pferd und rückte zu beiden Seiten seines roten, bis auf den Schnurrbart glattrasierten Gesichts die Ecken seines Pelztragens zurecht, so daß das Weiche nach innen kam, damit es vom Ausatmen nicht feucht werde.

Ei, schau den Wildfang! Bist auch schon da? sagte er, als er sein Söhnchen im Schlitten erblickte. Wassilij Andrejitsch war angeregt von dem Branntwein, den er mit seinen Gästen getrunken hatte, und hatte darum jetzt mehr als sonst seine Freude an alledem, was ihm gehörte, und an allem, was er tat. Der Anblick seines Sohnes,

den er in Gedanken immer seinen Thronfolger nannte, bereitete ihm jetzt ein großes Vergnügen. Er betrachtete ihn wohlgefällig, indem er die Stirn runzelte und seine langen Zähne sehen ließ.

Über Kopf und Schultern tief in ein wollenes Tuch gehüllt, so daß man nur ihre Augen sehen konnte, stand hinter Wassilij Andrejitsch seine schwangere, blassere, hagere Frau, die ihm das Geleit gegeben hatte.

Wahrhaftig, du solltest Nikita mitnehmen! sagte sie und trat schüchtern zur Tür heraus.

Wassilij Andrejitsch antwortete nicht. Er runzelte bei ihren Worten, die ihm offenbar unangenehm waren, nur verdrießlich die Stirn und spuckte aus.

Du nimmst Geld mit auf den Weg, fuhr die Frau in dem gleichen klagenden Tone fort, wenn nur kein Sturm kommt. Wahrhaftig, bei Gott!

Denkst du, ich kenne den Weg nicht, daß du mir durchaus einen Begleiter mitgeben willst? sagte Wassilij Andrejitsch mit derselben gemachten Verzerrung der Lippen, mit der er gewöhnlich mit den Händlern und den Kunden zu sprechen pflegte, indem er jede Silbe mit besonderer Deutlichkeit hervorbrachte.

Ja, wahrhaftig, du solltest einen mitnehmen, ich bitte dich um Gottes willen! wiederholte die Frau und legte dabei ihr Tuch auf die andere Seite.

Die reine Alette!.... wo soll ich ihn denn hinnehmen?

Ei doch, Wassilij Andrejitsch, ich fahr' schon mit, sagte heiter Nikita. Nur muß jemand den Pferden Futter geben, wenn ich nicht da bin, setzte er hinzu, zu der Frau seines Herrn gewandt.

Dafür will ich sorgen, lieber Nikita, ich werde es Semion auftragen, sagte die Frau.

Soll ich nun fahren, Wassilij Andrejitsch? fragte Nikita und wartete auf die Antwort.

Wir müssen schon tun, was die Alte will. Wenn du aber mitfahren willst, so geh' und zieh' dich wärmer an, sagte Wassilij Andrejitsch lächelnd und ließ dabei seine Augen über Nikitas Pelzrock schweifen, der unter den Armen und am Rücken aufgeplatzt und an den Schößen zerrissen, fettig und zerdrückt war. Man sah ihm an, daß er viel mitgemacht hatte.

He, Freundchen, komm heraus, halt' mir das Pferd! rief Nikita in den Hof hinein dem Mann der Köchin zu.

Das mach' ich, das mach' ich! quietschte der Junge, zog seine rotgefrorenen Händchen aus der Tasche und ergriff die kalten Lederzügel.

Bring' nur deinen Grad nicht gar zu schön in Ordnung, eil' dich! rief Wassilij Andrejitsch mit seinem breiten Lächeln Nikita zu.

Ich bin im Nu wieder da, Väterchen Wassilij Andrejitsch! sagte Nikita und rannte, eilig mit seinen zerrissenen Filzschuhen über den Boden schlüpfend, in den Hof und in die Leutestube.



Holla, Arina, gib mir den Mantel vom Ofen, ich muß mit dem Herrn fort! sagte Nikita, als er in die Leutestube gerannt kam und nahm seinen Gürtel vom Nagel.

Die Arbeiterin, die sich nach dem Mittagessen ausgeschlafen hatte und jetzt für ihren Mann den Samowar herrichtete, begrüßte Nikita fröhlich, tummelte sich, von seiner Eile angesteckt, ebenso schnell, holte vom Ofen den schlechten, abgetragenen Tuchkasten herunter, der dort zum Trocknen hing, und schüttelte ihn hastig ab und glättete ihn.

Nun wirst du Platz haben für dich und deinen Mann, sagte Nikita zur Köchin, der in seiner gutmütigen Leutseligkeit einem Menschen, mit dem er unter vier Augen war, gern ein Wörtchen zu sagen pflegte.

Dann legte er sich den schmalen, abgenutzten Gürtel um und zog dabei seinen ohnehin mageren Leib ein und schnallte ihn über dem Pelz mit aller Kraft zusammen.

So wird's gehen, sagte er dann. Das sprach er nicht zu der Köchin, sondern zu seinem Gürtel, während er seine Enden unter den Riemen schob. Das wirst du schon nicht herunterkriegen. Dann hob und senkte er die Schultern, damit die Arme bequem saßen, zog den Mantel über, hob den Rücken, damit sich noch die Hände freier bewegen könnten, schob unter den Armen den Mantel zurecht und nahm die Handschuh aus dem Schrank. So, so ist's recht.



Du wirst dir noch die Beine erkälten, Stjepanntsich, sagte die Köchin, deine Stiefel sind zerissen.

Nikita blieb stehen, um nachzusehen.

Ich sollte.... na, es wird auch so gehen. 's ist ja nicht weit.

Damit ging er eilig in den Hof.

Wirst du auch nicht frieren, Nikita? fragte die Herrin, als er zu dem Schlitten herankam.

Warum sollte ich frieren, ich bin ganz warm, antwortete Nikita, während er das Stroh in dem vorderen Teil des Schlittens zurechtrückte, um seine Füße damit einzuhüllen, und indem er die Peitsche unter das Stroh steckte, weil sie für das gutartige Pferd nicht nötig war.

Wassilij Andrejitsch saß schon im Schlitten; sein breiter Rücken, der in zwei Pelze gehüllt war, füllte beinahe den ganzen gerundeten Rücksitz des Schlittens aus. Er nahm sofort die Zügel und trieb das Pferdchen an. Während der Schlitten sich in Gang setzte, rückte sich Nikita auf dem Sitze vorn zur linken Seite zurecht und ließ ein Bein heraushängen.



Der gute Hengst zog mit einem leisen Knarren der Rufen den Schlitten an und trabte munter über die gutgepflegte, gefrorene Dorfstraße hin.



Ei, wo kommst du denn her? Gib mir doch die Peitsche, Nikita! rief Wassilij Andrejitsch, der offenbar seine Freude hatte an seinem kleinen Thronfolger, der sich hinten auf die Kufen aufgepflanzt hatte. Daß dich...! Mach', daß du zur Mama kommst, du Galgenstrich!

Der Knabe sprang ab. Gelbmaul beschleunigte seinen Schritt und ging in Galopp über.

Das Dorf Aresty, in dem Wassilij Andrejitschs Häuschen stand, zählte sechs Häuser. Als sie an dem letzten Häuschen, der Schmiede, vorüber waren, fühlten sie sofort, daß der Wind bedeutend schärfer war, als sie gedacht hatten. Der Weg war kaum noch zu sehen. Die Spuren der Schlittenkufen wurden sofort wieder verweht, und man konnte die Straße nur erkennen, weil sie höher lag, als die übrige Gegend. Der Schneesturm wehte über das ganze Feld, und man konnte den Strich nicht erkennen, wo die Erde und der Himmel zusammenstoßen. Der Tseljatin-Wald, der sonst sehr gut zu sehen war, schimmerte nur undeutlich und selten durch die Schneeflocken hindurch. Der Wind blies von links her und trieb die Mähne auf Gelbmauls gebogenem, wohlgepflegtem Hals hartnädig nach einer Seite und jagte seinen vollen, mit einem einfachen Knoten unterbundenen Schwanz auf die Seite. Der lange Kragen Nikitas, der gegen die Windseite saß, legte sich an sein Gesicht und seine Nase.

Er kann nicht recht laufen, der Schnee treibt zu heftig, sagte Wassilij Andrejitsch, der auf sein gutes Pferd stolz war. Ich bin einmal mit ihm nach Paschutino gefahren, in einer halben Stunde hat er mich hingebracht.

Was? fragte Nikita. Er hatte nicht deutlich gehört, weil der Kragen um seine Ohren lag.

Er hat mich in einer halben Stunde nach Paschutino gebracht, sag' ich, wiederholte Wassilij Andrejitsch lauter.

Nichts zu sagen, ein gutes Pferd! sagte Nikita.

Sie schwiegen. Wassilij Andrejitsch aber wollte gern plaudern.

Sag', du hast doch deiner Hausfrau, mein' ich, angesagt, daß sie dem Böttcher nichts zu trinken gibt? begann Wassilij Andrejitsch wieder mit lauter Stimme; er war so überzeugt davon, es müsse für Nikita schmeichelhaft sein, mit einem so bedeutenden und gescheiten Menschen, wie er war, zu sprechen, und so befriedigt von dem eigenen Scherz, daß ihm gar nicht in den Sinn kam, das Gespräch könne Nikita unangenehm sein.

Nikita hörte aber nicht. Der Wind hatte die Worte des Herrn fortgetragen.

Wassilij Andrejitsch wiederholte mit seiner lauten deutlichen Stimme seinen Scherz von dem Böttcher.

Gott hab' sie beide selig, Wassilij Andrejitsch. Ich stecke meine Nase nicht so tief in diese Dinge.

Wenn sie mir nur den Jungen nicht kränkt, sonst mag sie ihrer Wege gehen.

Nu ja, ja, sagte Wassilij Andrejitsch; sag', wirst du im Frühjahr ein Pferd kaufen? Damit nahm er einen neuen Gesprächsgegenstand auf.

Das wird wohl sein müssen, antwortete Nikita. Dabei legte er den Kragen seines Raftans zurück und neigte sich zu seinem Herrn hinüber.

Jetzt begann das Gespräch Nikita zu interessieren, und er wollte jedes Wort hören.

Der Junge ist nun erwachsen, muß nun allein den Ucker bestellen, und wir haben alles gepachtet, sagte er.

Nun also, nimm den Kreuzbeinlahmen, ich geb' ihn billig! rief Wassilij Andrejitsch laut. Er fühlte sich angeregt und verfiel darum auf seine Lieblingsbeschäftigung, die all seine geistigen Kräfte in Anspruch nahm — das Schachern.

Oder Sie geben mir fünfzehn Rubel, und ich kauf' eins auf dem Pferdemarkt, sagte Nikita, er wußte, daß der volle Preis für den Kreuzbeinlahmen, den Wassilij Andrejitsch ihm anschliefen wollte, sieben Rubel war, und daß Wassilij Andrejitsch ihm auch für das Pferd fünf und zwanzig Rubel anrechnen würde, und daß er, auch das wußte er, ein halbes Jahr lang keinen Groschen von ihm sehen würde.

Das Pferd ist gut. Ich wünsche es dir wie mir selber, auf Ehre und Gewissen. Brechunow tut



niemandem unrecht, lieber mach' ich selber Schaden, ich bin nicht wie andere, auf Ehre! rief er mit der Stimme, mit der er seinen Käufern und Verkäufern das Blaue vom Himmel einzureden pflegte. Ein prächtiges Pferd!

Nun ja, sagte Nikita mit einem Seufzer, und da er überzeugt war, daß es sich nicht mehr verlohnte, zuzuhören, nahm er die Hand wieder vom Kragen, so daß er sich ihm wieder um Gesicht und Ohren legte.

Eine halbe Stunde fuhren sie, ohne ein Wort zu sprechen. Der Wind blies Nikita gegen die Seite und den Arm, wo der Pelz zerrissen war. Er krümmte sich und atmete in den Kragen hinein, der ihm den Mund bedeckte, und hielt so seinen ganzen Körper warm.

Sag', wie denkst du, fahren wir über Karamyschewo oder geradeaus? fragte Wassilij Andrejitsch.

In der Richtung von Karamyschewo führte der Weg über eine bessere Straße, die von beiden Seiten mit guten Signalstangen besetzt war, aber er war länger. Der gerade Weg war kürzer, aber die Straße war weniger befahren, und die Signalstangen fehlten oder sie waren schlecht und vom Schnee verweht.

Nikita dachte einen Augenblick nach.

Über Karamyschewo ist es etwas weiter, aber fahrbarer, sagte er.

Aber geradeaus brauchen wir doch nur am Hohlweg vorüber, da werden wir schon den Weg nicht verlieren, und dann geht es bequem durch den Wald, sagte Wassilij Andrejitsch, der gern den geraden Weg gefahren wäre.

Nach Belieben, sagte Nikita und ließ wieder den Kragen los.

Wassilij Andrejitsch fuhr nun so; nach einer halben Werst, bei einer großen, vom Sturm hin und her gepeitschten Eiche mit welktem, dünnen Laub, bog er nach links ein.

Nun kam der Wind ihnen fast gerade ins Gesicht, der Schnee wurde dicht und dichter. Wassilij Andrejitsch lenkte. Er blähte die Backen auf und blies den Atem von unten herauf in seinen Schnurrbart. Nikita war eingeschlummert.

So fuhren sie schweigend etwa zehn Minuten. Plötzlich sagte Wassilij Andrejitsch etwas.

Was ist denn? fragte Nikita und öffnete die Augen.

Wassilij Andrejitsch antwortete nicht. Er beugte sich nach allen Seiten, sah hinter sich und vor sich über das Pferd hinweg. Das Pferd war an den Seiten und am Halse ganz in Schweiß gebadet und ging im Schritt.

Was ist denn, sag' ich? wiederholte Nikita.

Was ist denn, was ist denn! äffte ihm Wassilij Andrejitsch wütend nach, man sieht die Stangen nicht, wir sind gewiß vom Wege abgekommen!

So halten Sie doch, ich will nach dem Wege sehen, sagte Nikita, er sprang flink vom Schlitten herunter, zog die Peitsche aus dem Stroh hervor und ging nach links, nach der Seite, auf der er saß.

Der Schnee war in diesem Jahre nicht tief, so daß der Weg überall fahrbar war. Aber hie und da ging er doch bis über die Anie und drang Nikita in die Stiefel. Nikita ging hin und her, tastete mit den Füßen und mit der Peitsche, der Weg war nirgends zu finden.

Nun? sagte Wassilij Andrejitsch, als Nikita sich wieder dem Schlitten näherte.

Auf dieser Seite ist kein Weg. Ich muß nach der andern Seite suchen gehen.

Da vor uns schimmert etwas Dunkles, geh' doch dorthin nachsehen, sagte Wassilij Andrejitsch.

Nikita ging auch dorthin, kam zu der Stelle, die so dunkel schimmerte. Es war schwarze Erde, die von der entblößten Wintersaat oberhalb des Schnees herabgefallen war und den Schnee schwarz gefärbt hatte. Nikita ging nach rechts herum, dann kam er zu dem Schlitten zurück, klopfte sich den Schnee ab, schüttelte ihn aus dem Stiefel und setzte sich in den Schlitten.

Rechts müssen wir fahren, sagte er mit Entschiedenheit. Vorhin bekam ich den Wind in die linke Seite, jetzt bekomm' ich ihn gerade ins Maul. Also vorwärts nach rechts, sagte er mit Entschiedenheit.



Wassilij Andrejitsch folgte ihm und fuhr nach rechts, aber der Weg war nicht zu finden. So fuhren sie eine Zeitlang, der Wind legte sich nicht, und der Schnee hörte nicht auf.

Wir müssen ganz vom Wege abgekommen sein, Wassilij Andrejitsch, sagte plötzlich Nikita, wie es schien im Tone einer gewissen Genugtuung — und was ist das dort? sagte er und zeigte auf einen schwarzen Kartoffelstengel, der aus dem Schnee emporragte.

Wassilij Andrejitsch hielt das Pferd an, das schon ganz in Schweiß gebadet war und dessen Körper vom schweren Atmen hin und her ging.

Was gibt's denn? fragte er.

Was es gibt? Wir sind auf dem Sacharowka-Feld. Wir sind schön gefahren!

Das lügst du! antwortete Wassilij Andrejitsch.

Ich lüge nicht, Wassilij Andrejitsch, ich rede die Wahrheit, sagte Nikita. Man hört's auch an dem Schlitten, wir fahren über ein Kartoffelfeld; da sind auch Haufen, sie haben die Stengel zusammengeworfen. Es ist das Fabrikfeld von Sacharowka.

Ei Schau, wo haben wir uns hinverirrt, sagte Wassilij Andrejitsch, was fangen wir nun an?

Wir müssen geradeaus fahren, das ist die Hauptsache. Irgendwohin müssen wir kommen, sagte Nikita. Kommen wir nicht nach Sacharowka, so kommen wir zum herrschaftlichen Meierhof.

Wassilij Andrejitsch folgte und ließ sein Pferdchen gehen, wie Nikita geraten hatte. So fuhren sie eine Zeitlang. Bald kamen sie auf schneefreies Grün, und der Schlitten polterte über die Schollen der gefrorenen Erde. Bald kamen sie über Stoppelfelder, über Winterfaat und über Herbstfrucht. Überall ragten Halme aus dem Schnee hervor, die der Wind hin und her bewegte. Bald kamen sie in tiefen, weithin gleichmäßig weißschimmernden Schnee, der ringsumher schon alles bedeckt hatte.

Schnee kam von oben, Schnee sprühte manchmal auch von unten her. Das Pferd war offenbar müde geworden, es war ganz von Reif und Schnee bedeckt und ging im Schritt. Plötzlich riß es sich los und versank in eine Wassergrube oder in einen Graben. Wassilij Andrejitsch wollte halten, aber Nikita rief ihm zu:

Warum halten? Sind wir hineingefahren, so müssen wir auch wieder herausfahren. Hü, mein Freundchen, ho, ho, Liebchen! rief er mit heiterer Stimme dem Pferde zu, sprang aus dem Schlitten und blieb selbst im Graben hängen.

Das Pferd zog an und kam auch gleich wieder heraus auf einen gefrorenen Damm. Offenbar wurde hier ein Graben gezogen.

Wo sind wir denn? fragte Wassilij Andrejitsch.

Wir werden's schon erfahren! antwortete Nikita. Nu hü! Irgendwohin müssen wir doch kommen.





Das, denk' ich, ist der Wald von Gorjatschfino, sagte Wassilij Andrejitsch und zeigte mit dem Finger auf einen schwarzen Punkt, der in weiter Ferne aus dem Schnee hervorschwimmerte.

Wenn wir näher hinkommen, werden wir sehen, was das für ein Wald ist, sagte Nikita.

Nikita hatte bemerkt, daß von dort her, wo es schwarz schimmerte, trockene, längliche Weidenblätter hergetrieben wurden. Daraus schloß er, daß dort kein Wald, sondern menschliche Wohnungen waren, aber er wollte nichts sagen. Und wirklich, sie waren noch nicht zehn Klafter vom Graben weggefahren, als vor ihnen Bäume dunkel schimmerten, und ein neuer, schwermütiger Ton zu ihnen herüberklang. Nikita hatte richtig geraten: es war kein Wald, sondern eine Reihe hoher Weidenbäume, an denen hie und da noch Blätter raschelten. Die Bäume hatte man offenbar an den Graben der Tenne gesetzt.

Als sie sich den Weidenbäumen näherten, die im Winde schwermütig ächzten, erhob das Pferd plötzlich seine Vorderbeine über die Höhe des Schlittens hinaus, erklimmte auch mit den Hinterbeinen eine erhöhte Stelle, wandte sich nach links und watete nun nicht mehr bis zu den Knien im Schnee. Das war die Straße.

Nun haben wir's, sagte Nikita. Aber wo sind wir jetzt?

Das Pferd ging nun unbeirrt die Schneever-

wehte Straße entlang, und sie waren noch nicht vierzig Klafter weit gefahren, als ihnen der wagerechte Rand einer Getreidedarre entgegenschimmerte, deren Dach dicht mit Schnee bedeckt war, der unaufhörlich in Floden herabfiel. Sie kamen an der Darre vorüber, der Weg führte wieder in der Richtung des Windes, und sie gerieten in einen Schneehaufen hinein. Vor ihnen aber tauchte ein Gäßchen zwischen zwei Häusern auf, der Schneehaufen hatte sich also offenbar auf der Straße aufgetürmt. Man mußte über ihn weg. Und wirklich, als sie über den Schneehaufen hinweg waren, gelangten sie in die Dorfstraße. An den letzten Häusern flatterte auf Leinen hängende, gefrorene Wäsche, vom Winde getrieben, wild hin und her: Häusern flatterte auf Leinen hängende, gefrorene und ein Unterrod. Das weiße Hemd wurde ganz besonders wild hin und her gejagt und warf seine Ärmel hoch durch die Luft.

Das Weib muß faul sein, oder sie liegt im Sterben. Hat die Wäsche nicht einmal zum Feiertage abgenommen, sagte Nikita beim Anblick des hin und her flatternden Hemdes.



Im ersten Teil der Straße war es noch windig, und der Weg war vom Schnee verweht. Mitten

im Dorfe aber wurde es still, warm und angenehm. Bei einem der Bauernhäuschen bellte ein Hund, bei dem andern kam eine Bauersfrau, den Rod über den Kopf gezogen, herbeigerannt und trat in die Tür des Hauses ein. An der Schwelle blieb sie stehen und schaute sich nach den Vorbeifahrenden um. Aus dem andern Teil des Dorfes klang Gesang von Mädchenstimmen herüber.

In diesem Dorfe schien der Wind, der Schnee und der Frost milder zu sein.

Das ist ja Grischkino, sagte Wassilij Andrejitsch.

Gewiß, das ist es, antwortete Nikita.

Und in der Tat, das war Grischkino. Nun sahen sie, daß sie links vom Wege abgekommen waren, daß sie dann an die acht Werst in falscher Richtung gefahren waren und trotzdem ihr Ziel erreicht hatten. Nach Gorjatschkino war es von Grischkino noch etwa fünf Werst.

In der Mitte des Dorfes stießen sie auf einen großen Mann, der quer über die Straße ging.

Wer kommt da gefahren? rief der Mann und hielt das Pferd an. Er hatte sofort Wassilij Andrejitsch erkannt, faßte die Deichsel, kletterte mit den Händen vorwärts, kam an den Schlitten und schwang sich auf den Bod.

Es war der Bauer Isai, ein Bekannter von Wassilij Andrejitsch, der im ganzen Bezirk als der größte Pferdedieb berüchtigt war. Ah, Wassilij Andrejitsch, wohin führt Euch der liebe Herr-



gott? sagte Isai und hüllte Nikita in den Duft von Branntwein ein.

Je nun, wir fahren nach Gorjatschfino.

Da seid Ihr schön gefahren, Ihr hättet über Malachowo fahren müssen.

Jawohl, müssen. Haben's halt verfehlt, sagte Wassilij Andrejitsch und brachte sein Pferd zum Stehen.

Ein gutes Pferdchen, sagte Isai. Er betrachtete das Tier und zog mit einer Bewegung, die ihm zur Gewohnheit geworden war, den geloderten Knoten des unterbundenen dichten Schwanzes bis zur Rübe hinauf.

Wie, wollt Ihr hier übernachten?

Nein, guter Freund, wir müssen unbedingt weiter.

Nun ja, wenn es sein muß! Und wem gehört der da? Ei, Nikita Stjepanowitsch.

Wer soll's denn sein, antwortete Nikita. Wie machen wir's nun, guter Freund? daß wir nicht wieder vom Wege abkommen.

Wie sollt ihr hier vom Wege abkommen! Fahr' nur zurück, geradeaus die Dorfstraße, und dann, wenn du herauskommst, immer geradeaus. Biegst nach links ein. Kommst du auf die Landstraße, dann rechts.

Und die Biegung von der Landstraße, führt die über den Sommer- oder den Winterweg? fragte Nikita.

Über den Winterweg. Gleich wenn du herauskommst, siehst du Sträucher. Den Sträuchern gegenüber steht noch eine große, buschige Eichenstange, da fährst du richtig.

Wassilij Andrejitsch wandte das Pferd zurück und fuhr durch das Dorf.

Ihr könntet auch übernachten, rief ihnen Isai nach.

Wassilij Andrejitsch aber antwortete ihm nicht und trieb sein Pferdchen an; fünf Werst glatten Wegs, von denen zwei durch den Wald führten. Sie schienen keine Schwierigkeit zu machen, um so mehr, als der Wind sich gelegt und der Schnee aufgehört zu haben schien.

Als sie wieder die Straße entlang über den befahrenen und hier und da von frischem Dünger geschwänzten Weg gekommen waren, an dem Hause vorüber, wo die Wäsche hing — das weiße Hemd hatte sich schon losgerissen und hing nur noch an einem dürftigen Ärmel — kamen sie wieder zu den Weidenbäumen, die so schrecklich ächzten, und fühlten wieder, daß sie auf dem offenen Felde waren. Der Schneesturm hatte sich noch nicht gelegt, ja, er schien sogar heftiger zu sein. Der ganze Weg war verweht, und man konnte die Richtung nur an den Stangen erkennen. Aber auch die Stangen vor sich zu sehen, war nicht leicht, denn sie fuhren gegen den Wind.

Wassilij Andrejitsch kniff die Augen zu, neigte



den Kopf vor und suchte nach den Stangen, ließ aber das Pferd freier laufen, weil er sich auf das Tier verließ. Und das Pferd fand wirklich den richtigen Weg und ging, bald rechts, bald links ausbiegend, über alle Krümmungen der Straße, die es unter den Füßen fühlte, so daß sie die Stangen zur rechten und zur linken Hand nicht aus den Augen verloren, obwohl der Schnee stärker herabfiel und der Wind heftiger geworden war.

So waren sie etwa zehn Minuten gefahren, als plötzlich, gerade vor dem Pferde, etwas Dunkles auftauchte, das sich in dem schrägen Neze des vom Winde getriebenen Schnees bewegte. Es waren Reisende, die desselben Weges fuhren. Gelbmaul eilte ihnen nach und schlug mit den Beinen an die Sitze des vor ihnen herfahrenden Schlittens.

Fahr' vorbei — he, he — fahr' herum! riefen die Leute im Schlitten.

Wassilij Andrejitsch begann herumzufahren. Im Schlitten saßen drei Bauern und eine Frau. Man sah's, es waren Gäste, die von einem Feste zurückkamen. Der eine Bauer schlug den schneebedeckten Rücken des Pferdes mit einer Gerte. Die zwei anderen, die vorn saßen, fuchtelten mit den Armen durch die Luft und riefen etwas, die eingehüllte Frau, die ganz mit Schnee bedeckt war, saß zusammengehockt mit auf dem Rücksitz des Schlittens.

Wer seid ihr? rief Wassilij Andrejitsch.

A—a—a—aus — mehr konnte man nicht hören.

Woher? Sagt doch!

A—a—a—a—aus...! Schrie einer der Bauern aus Leibeskräften, aber man konnte nicht verstehen, woher.

Vorwärts, zieh' an! Schrie der andere und klopfte sein Pferd unaufhörlich mit der Gerte. Ihr kommt von einem Fest, nicht wahr?

Vorwärts, vorwärts! Komm' nicht nach, Sjemka, fahr' herum, vorwärts!

Die Schlitten stießen mit den Rufen zusammen und wären beinahe aneinander hängen geblieben, aber es glückte ihnen noch, auseinander zu kommen, und der Schlitten der Bauern blieb hinter ihnen.

Das zottige, ganz mit Schnee bedeckte didbäuhige Tierchen atmete schwer unter dem niedrigen Krummholz, es schien seine letzten Kräfte aufzubieten, um den Schlägen der Gerte zu entfliehen, und watete mit seinen kurzen Beinen durch den tiefen Schnee. Das Maul eines offenbar jungen Pferdchens mit einer fischartigen, kurzen Unterlippe mit weit aufgeblähten Nüstern und vor Furcht eingezogenen Ohren berührte einige Sekunden lang Nikitas Schulter, dann blieb es zurück.

Was die machen, sagte Nikita, quälen das Pferdchen zu Tode. Wahre Asiaten!

Eine Weile hörte man das Schnauben der Nüstern des gequälten Pferdchens und die trunkenen Rufe der Bauern. Dann hörte das Schnauben



auf, dann verstummten auch die Rufe. Und rings umher herrschte tiefes Schweigen, nichts hörte man als das Pfeifen des Windes und von Zeit zu Zeit ein schwaches Anarren der Rufen auf den schneefreien Stellen des Weges.

Diese Begegnung hatte Wassilij Andrejitsch Mut gemacht, und er trieb sein Pferdchen feder an, ohne auf die Stangen zu achten, und verließ sich auf das Tier.

Nikita hatte nichts zu tun, und wie immer, wenn er in diesem Zustande war, schlummerte er ein und holte viel versäumten Schlaf nach. Plötzlich stand das Pferd still. Nikita wäre beinahe heruntergefallen und stieß mit der Nase nach vorne.

Wir fahren ja wieder falsch, sagte Wassilij Andrejitsch.

Ei was?

Man sieht die Stangen nicht. Wir müssen wieder vom Wege abgekommen sein.

Sind wir vom Wege abgekommen, müssen wir ihn wieder suchen, sagte Nikita kurz. Er erhob sich und ging mit seinen einwärtschreitenden Beinen über den Schnee.

Er ging lange. Bald entschwand er den Blicken Wassilij Andrejitschs, bald erschien er wieder, und endlich kam er zurück.

Hier gibt's keinen Weg. Vielleicht weiter vorwärts irgendwo, sagte er und setzte sich in den

Schlitten. Es fing schon an, merklich zu düstern. Der Schneesturm wurde nicht stärker, aber auch nicht schwächer.

Könnten wir wenigstens die Bauern von vorhin hören, sagte Wassilij Andrejitsch.

Sie haben uns doch nicht eingeholt, wir müssen weit vom Wege abgekommen sein. Oder vielleicht haben sie den Weg verloren, sagte Nikita.

Wohin sollen wir also fahren? sagte Wassilij Andrejitsch.

Wir müssen das Pferd gehen lassen, sagte Nikita. Es wird uns schon hinbringen. Geben Sie mir die Zügel.

Wassilij Andrejitsch gab die Zügel um so lieber ab, als seine Hände trotz der warmen Handschuhe zu frieren anfangen.

Nikita nahm die Zügel und hielt sie in den Händen ganz, ganz still, mit stiller Freude über die Klugheit seines Lieblings. In der That, das kluge Pferd wandte die Ohren bald nach der einen, bald nach der andern Seite und bog ein.

Nur kein Wort, sagte Nikita vor sich hin. Sieh nur, es geht schon ganz richtig. Geh, geh, so, so!

Der Wind begann in den Rücken zu wehen, es wurde wärmer.

Und flug ist das Tier, fuhr Nikita in seiner Freude über das Pferd fort. Ein Kirgisienpferd, das ist stark, aber dumm. Das aber, schau, wie

es mit den Ohren arbeitet. Es braucht gar keine Telegraphen, auf eine Werst weit wittert es.

Und es war keine halbe Stunde vorüber, als vor ihnen wirklich etwas Dunkles aufschimmerte, ein Wald oder ein Dorf, und zur rechten Seite sah man wieder die Signalstangen. Es war klar, sie waren wieder auf die Landstraße hinausgelangt.

Aber das ist ja wieder Grischnino, sagte plötzlich Nikita.

Und wirklich, wieder lag links von ihnen dieselbe Getreidedarre, von der der Schnee herunterstob, und dann kam dieselbe Leine mit der gefrorenen Wäsche, mit den Hemden und Hosen, die ganz so verzweifelt wie vorhin vom Winde hin und her getrieben wurden.

Wieder gelangten sie auf die Dorfstraße, wieder wurde es still, warm, angenehm. Wieder tauchte vor ihnen der Weg auf, auf dem der Dünger lag, wieder hörten sie Stimmen und Gesang, wieder bellte der Hund. Es war schon so dunkel geworden, daß in einigen Fenstern Lichter aufblitzten.

Inmitten der Straße lenkte Wassilij Andrejitsch das Pferd einem großen, massiven Hause zu und machte vor dem Eingange Halt.

Nikita trat an das verschneite, erleuchtete Fenster, in dessen Scheine die vorüberflatternden Schneeflocken glitzerten, und klopfte mit dem Peitschenstiel an.





Wer da? antwortete eine Stimme auf Nikitas Pochen.

Aus Krestn, Brjehunow, lieber Freund, antwortete Nikita. Komm' doch einen Augenblick heraus.

Die Leute drinnen gingen vom Fenster fort, und ein paar Minuten später konnte man die Tür im Flur knarren hören. Dann klirrte die Klinke der äußeren Tür, und eine hohe Greisengestalt kam heraus, die Tür fest in der Hand haltend, damit sie der Wind nicht hin und her treibe. Es war ein Bauer mit weißem Bart. Er trug eine Pelzjacke über dem weißen Feiertagshemd. Und mit ihm kam ein junger Bursche in rotem Hemde und Lederstiefeln.

Du bist's, Wassilij Andrejitsch, sagte der Alte.

Wir haben uns verirrt, Gevatter, sagte Wassilij Andrejitsch. Wir wollten nach Gorjatschkino und sind zu euch gekommen. Dann sind wir weiter gefahren und haben uns wieder verirrt.

Ei, wie war das möglich, sagte der Alte. Petruscha, geh, mach' das Tor auf, wandte er sich an den Jungen im roten Hemd.

Soll geschehen, antwortete der Kleine in frischem Tone und rannte in den Flur.

Wir wollen nicht bei euch übernachten, lieber Freund, sagte Wassilij Andrejitsch.

Wo wollt ihr denn zu nächtllicher Stunde hin? Bleibt doch die Nacht hier!

Möcht' schon gern hier übernachten, aber ich muß vorwärts. Geschäfte, lieber Freund. Ich muß hin.

Nun so wärme dich wenigstens an. Der Samowar ist bereit, sagte der Alte.

Anwärmen, das kann geschehen, sagte Wassilij Andrejitsch. Dunkler wird's nicht werden, und dann geht der Mond auf und gibt uns Licht. Wir wollen hinein, Nikita, uns anwärmen.

Wgrum denn nicht, anwärmen können wir uns schon, sagte Nikita, der tüchtig durchgefroren war und den lebhaften Wunsch hatte, seine erstarrten Glieder wieder warm zu kriegen.

Wassilij Andrejitsch ging mit dem Alten ins Haus. Nikita aber fuhr in das Tor hinein, das Petruscha geöffnet hatte, und führte das Pferd, wie er ihm anwies, unter das Dach des Schuppens. Der Schuppen war voll Dünger, und das hohe Krummholz verstrickte sich in der Hühnerstiege. Die Hühner und der Hahn, die sich schon auf die Leiter gesetzt hatten, gaderten mißvergnügt und scharrten mit den Füßen an der Leiter. Die aufgeschreckten Schafe trampelten mit den Hufen auf dem gefrorenen Dünger umher und drängten sich zur Seite. Der Hund winselte verzweifelt in seinem Schreden und kläffte, wie junge Hunde tun, auf den Fremden wütend los.

Nikita sprach zu allen: er entschuldigte sich bei den Hühnern und beruhigte sie, er wollte sie

nicht wieder erschrecken, machte den Schafen einen Vorwurf, weil sie so scheu waren, wozu sie doch gar keine Ursache hätten, und redete unaufhörlich das junge Hundchen zur Ruhe, während er sein Pferd anband.

So wird's gut sein, sagte er und schüttelte den Schnee von sich ab. — Na, bell' doch nicht schon wieder, sprach er weiter zu dem Hunde gewandt. Schon genug, genug, hör' doch schon auf, dummes Tier. Regst dich nur unnütz auf, sagte er. Sind ja keine Diebe. Gut Freund ist da...

Und das, so steht geschrieben, sind die drei Hausräte, sagte der Junge, der jetzt mit starker Hand den draußen gebliebenen Schlitten unter den Schuppen schob.

Wieso Hausräte? sagte Nikita.

So steht's im Kinderfreund: Wenn sich der Dieb ins Haus schleicht, dann bellt der Hund, das heißt, schlaf' nicht, paß auf. Der Hahn kräht, das heißt, steh' auf. Die Kacke wäscht sich, das heißt, es kommt ein lieber Gast, mach' dich bereit, ihn zu empfangen, sagte der Junge lächelnd.

Petruschka konnte lesen und schreiben und wußte das einzige Buch, das er besaß, den Kinderfreund, fast auswendig. Darum führte er gern, besonders wenn er ein wenig getrunken hatte, wie heute, Gespräche aus dem Buche an, die ihm auf die Gelegenheit zu passen schienen.

Ja, das ist schön richtig, sagte Nikita.

Bist wohl tüchtig erfroren, Onkelchen? sagte Petruscha.

O ja, tüchtig, sagte Nikita, und dann gingen sie beide über den Hof durch den Flur in die Stube hinein.



Der Bauernhof, in den Wassilij Andrejitsch eingekehrt war, gehörte zu den reichsten im Dorfe. Die Familie hatte fünf Anteile und außerdem noch Grund und Boden in Pacht. Im Hofe standen sechs Pferde, drei Kühe, zwei junge Kälber und an die zwanzig Stück Schafe. Zur Familie gehörten zweiundzwanzig Seelen: vier verheiratete Söhne, sechs Enkel, von denen einer, Petruscha, verheiratet war, zwei Urenkel, drei Waisen und vier Schwiegertöchter mit ihren Kindern. Es war einer von den seltenen Bauernhöfen, die noch ungeteilt geblieben waren. Aber auch hier hatte schon die dumpfe, innere Arbeit der Uneinigkeit begonnen, die überall von den Weibern ausgeht, und die unausbleiblich in kurzer Zeit zur Teilung führen mußte. Zwei Söhne arbeiteten in Moskau bei den Wasseranlagen, einer war Soldat. Zu Hause waren jetzt der Alte, seine Frau, der zweite Sohn, der in der Wirtschaft tätig war, und der ältere Sohn, der zu den Feiertagen aus Moskau herübergekommen war, und alle Frauen und Kin-

der; außer den Angehörigen der Familie war noch ein Gast da, der Nachbar und Pate.

Über den Tisch in der Stube hing eine Schirm-  
lampe. Sie beleuchtete hell von oben herab das  
Leegeschirr, die Flasche mit Branntwein, das  
Essen und die Ziegelwände, die in der Hauptede  
mit Heiligenbildern und rechts und links von diesen  
mit andern Bildern geschmückt waren. Am oberen  
Ende des Tisches saß in seiner schwarzen Pelzjade  
Wassilij Andrejitsch. Er befeuchtete mit der Zunge  
seinen gefrorenen Schnurrbart, ließ seine hervor-  
stechenden Habichtsaugen rings umherschweifen, um  
das Zimmer und seine Bewohner zu beobachten.  
Außer Wassilij Andrejitsch saßen am Tische der  
fahlköpfige, weißbärtige, greise Wirt in seinem  
weißen Hemd von häuslicher Arbeit, neben ihm  
in seinem feinen Zikhemd der breitschultrige, kräf-  
tige Sohn, der zu den Feiertagen aus Moskau ge-  
kommen war, und noch ein anderer Sohn, auch  
breit und kräftig, der ältere Bruder, der die Wirt-  
schaft im Hause führte, und ein hagerer, rothhaariger  
Bauer, der Nachbar.

Die Männer hatten gegessen und getrunken und  
gingen eben daran, den Tee zu trinken. Der Sza-  
mowar, der auf dem Fußboden neben dem Ofen  
stand, surrte schon, auf den Schlafbänken und auf  
dem Ofen lagen Kinder. Auf der Britsche saß  
ein Weib, über eine Wiege gebeugt, die greise  
Hauswirtin, deren Gesicht reichlich von feinen Run-



zeln durchzogen war, die sogar ihre Lippen bedeckten; sie verfolgte Wassilij Andrejitsch unablässig mit ihren Augen.

In dem Augenblick, als Nikita in die Stube eintrat, hatte sie ein schweres Glas mit Branntwein gefüllt und reichte es ihrem Gaste.

Sag' nicht nein, Wassilij Andrejitsch, das mußt du nicht. Man muß sich zum Feste beglückwünschen, sagte sie, trink aus, guter Mann.

Der Anblick und der Duft des Branntweins, gerade jetzt, wo er so durchgefroren und erschöpft war, brachte Nikita in große Verwirrung. Er runzelte die Stirn, schüttelte den Schnee von Mütze und Raftan, trat vor die Heiligenbilder und bekreuzigte sich dreimal vor ihnen, als wäre kein Mensch im Zimmer. Dann wandte er sich um zu dem greisen Hauswirt, verneigte sich erst vor ihm, dann vor allen, die am Tische saßen, dann vor den Frauen, die in der Nähe des Ofens standen, und legte dann mit den Worten: Meine Glückwünsche zum Feiertage! seinen Mantel ab, ohne auf den Tisch hinzusehen.

Ei, bist du aber bereift, Onkelchen, sagte der ältere Sohn und betrachtete Nikitas schneebedecktes Gesicht, Augen und Bart.

Nikita hatte den Raftan abgelegt, er schüttelte ihn noch ab, hängte ihn in die Nähe des Ofens und trat an den Tisch. Auch ihm bot man Branntwein an. Es war ein Augenblick qualvollen

Kampfes für ihn: er war schon nahe daran das Glas zu nehmen und die duftige, helle Flüssigkeit in den Mund zu gießen; da warf er einen Blick auf Wassilij Andrejitsch, erinnerte sich seines Gelübdes, seiner vertrunkenen Stiefel, erinnerte sich des Böttchers, des Jungen, dem er versprochen hatte, zum Frühling ein Pferd zu kaufen, seufzte und lehnte den Branntwein ab.

Ich trinke nicht, ich danke bestens, sagte er, runzelte die Stirn und setzte sich auf die Bank am zweiten Fenster.

Ei, warum denn nicht? sagte der ältere Bruder.

Wenn ich sage, ich trinke nicht, so trinke ich nicht, sagte Nikita, die Augen nach unten gerichtet und auf seinen Schnurr- und Kinnbart schielend, in denen die Eisstückchen auftauten.

Es bekommt ihm nicht, sagte Wassilij Andrejitsch, während er zu seinem Branntwein eine Brezel verzehrte.

Nun, so nimm Tee, sagte die freundliche Alte. Ich denke, du mußt tüchtig durchgefroren sein, mein Herzchen. Na, was macht ihr Weiber so lange mit dem Ssamowar?

Er ist fertig, antwortete ein junges Weib, wischte mit einem Vorhang über den überkochenden Ssamowar, brachte ihn mit Mühe heran, hob ihn hoch und setzte ihn mit einem kräftigen Ruck auf den Tisch.

Unterdessen hatte Wassilij Andrejitsch erzählt,

wie sie vom Wege abgekommen waren, wie sie zweimal auf dasselbe Dorf zurückgekommen waren, wie sie herumgeirrt, und wie sie die betrunkenen Bauern getroffen hatten. Die Wirtsleute wunderten sich, erklärten ihnen, wo sie vom Wege abgekommen waren, und wieso das geschehen war, wer die betrunkenen Leute gewesen seien, denen sie begegnet waren, und belehrten sie, wie sie zu fahren hätten.

Von hier nach Moltchanowka findet jedes Kind den Weg, man braucht ihn nur bei dem Kreuzweg vor der Landstraße richtig zu treffen. Ein Strauch steht an der Stelle. Und ihr seid richtig hingekommen! sagte der Nachbar.

So bleibe doch über Nacht da. Die Weiber werden für euch die Betten richten, redete die Alte zu.

Am frühen Morgen reist ihr dann weiter. Das könnt ihr gern und gut machen, bestätigte der Alte.

Das geht nicht, lieber Freund, die Geschäfte! sagte Wassilij Andrejitsch. Was man in einer Stunde versäumt, kann man in Jahren nicht gut machen, setzte er hinzu und dachte dabei an sein Wäldchen und an die Kaufleute, die ihm das Geschäft verderben könnten. Wir werden doch hinkommen? wandte er sich an Nikita.

Nikita antwortete lange nicht, als wäre er immer noch mit dem Auftauen seines Bartes beschäftigt.

Daß wir uns nicht wieder verirren, sagte er mürrisch.

Nikita war mürrisch, weil er große Lust hatte, den Brantwein zu trinken, und das einzige, was sein Verlangen hätte stillen können, war Tee. Den aber hatte man ihm noch nicht angeboten.

Wenn wir nur bis zum Kreuzweg richtig kommen, von da verirren wir uns nicht mehr, dann geht's durch den Wald bis an Ort und Stelle, sagte Wassilij Andrejitsch.

Das ist Ihre Sache, Wassilij Andrejitsch, wollen wir fahren, so fahren wir, sagte Nikita und nahm das Glas Tee, das man ihm reichte.

Trinken wir unsern Tee, und dann vorwärts.

Nikita sagte kein Wort, er schüttelte nur den Kopf, goß seinen Tee vorsichtig in die Untertasse und wärmte an dem aufsteigenden Dampf seine Hände mit den von der Arbeit immer geschwollenen Fingern. Dann biß er ein ganz kleines Stückchen Zucker ab, verneigte sich vor dem Wirt und der Wirtin, sagte: Auf Wohl! und schlürfte die erwärmende Flüssigkeit ein.

Wenn uns jemand bis zum Kreuzweg bringen wollte, sagte Wassilij Andrejitsch.

Warum nicht? gern, sagte der ältere Sohn. Petruscha wird anspannen und euch zum Kreuzweg bringen.

So spann' an, Bruder. Ich will dir's schon vergelten.



Warum nicht, mein Lieber, sagte die freundliche Alte. Wir tun es von ganzem Herzen gern.

Petruscha, geh, spann' die Stute an, sagte der ältere Bruder.

Ich tu's gleich, sagte Petruscha lächelnd, riß seine Mütze vom Nagel und eilte hinaus, um anzuspinnen.

Während das Pferd angespannt wurde, ging das Gespräch wieder zu dem Gegenstand zurück, den man in dem Augenblick verlassen hatte, als Wassilij Andrejitsch bei dem Fenster vorgefahren war. Der Alte klagte bei dem Nachbar, dem Starosten, über seinen dritten Sohn, der ihm zum Feste nichts geschickt hatte, während er seiner Frau ein französisches Tuch geschickt hatte.

Das junge Volk gleitet einem ganz aus den Händen, sagte der Alte.

Ja, es gleitet einem aus den Händen, sagte der Starost, es ist kein Durchkommen mehr! Sie sind gar zu gescheit geworden. Der Demot'schkin, denk', hat dem Vater den Arm gebrochen. Das kommt alles von der großen Klugheit.

Nikita horchte zu, forschte in den Gesichtern und hatte offenbar den Wunsch, an dem Gespräche teilzunehmen, aber er war so ganz in seinen Tee versunken, daß er nur zustimmend mit dem Kopfe nicken konnte. Er trank ein Glas nach dem andern, und es wurde ihm immer wärmer, immer behaglicher und behaglicher. Das Gespräch blieb lange



bei demselben Gegenstande stehen. Sie sprachen über den Schaden, der von den Teilungen kommt, und zwar nicht im allgemeinen, sondern von der Teilung in diesem Hause, die der zweite Sohn forderte, der auch dabei saß und schweigsam vor sich hinbrütete. Das war offenbar eine schmerzhafteste Stelle, und diese Frage beschäftigte alle Leute vom Hause, nur pflegten sie aus Anstand in Gegenwart von Fremden diese häusliche Angelegenheit nicht zu besprechen. Schließlich aber hatte es der Alte nicht ausgehalten, und mit Tränen in der Stimme sagte er, solange er lebe, würde er die Teilung nicht zugeben. Sein Haus stehe, Gott sei Dank, gut da, wenn's aber zur Teilung käme, könnten sie alle betteln gehen.

Gerade wie die Matwiejews, sagte der Nachbar. Das war ein rechtes Haus, dann haben sie es geteilt, und nun hat keiner etwas.

So willst du's auch haben, wandte sich der Alte an seinen Sohn.

Der Sohn antwortete kein Wort, und es entstand ein unbehagliches Schweigen. Dieses Schweigen unterbrach Petruscha. Er hatte die Pferde angeschirrt, war wenige Augenblicke vorher in die Stube getreten und hatte die ganze Zeit lächelnd zugehört.

Im Kinderfreund steht auch so eine Fabel, sagte er: Ein Vater gab seinen Söhnen ein Rutenbündel zum Zerbrechen. Solange es zusammen-



gebunden war, konnte es keiner zerbrechen; jede Rute einzeln, das ging leicht. Hier ist's ebenso, sagte er und lachte über das ganze Gesicht. —

's ist alles fertig, fügte er hinzu.

Fertig? So laß uns fahren, sagte Wassilij Andrejitsch, und was die Teilung betrifft, Großväterchen, gib nicht nach. Du hast's erworben, du bist also der Herr. Geh' zum Friedensrichter, er soll sagen, was recht ist.

Er macht dir einen Lärm, er macht dir einen Lärm, fuhr der Alte immer unbeirrt mit seiner weinerlichen Stimme fort, daß es mit ihm nicht auszukommen ist. Wie vom Teufel besessen!

Nikita hatte inzwischen das fünfte Glas Tee getrunken, aber er kippte es immer noch nicht um, sondern legte es auf die Seite und hoffte, man würde ihm noch das sechste eingießen. Aber es war kein Wasser mehr im Samowar, und die Hausfrau goß ihm nicht mehr ein, und Wassilij Andrejitsch fing schon an, sich anzukleiden. Es half nichts, Nikita erhob sich auch, legte das Stückchen Zucker, das er von allen Seiten abgebissen hatte, zurück in die Zuckerdose, wuschte sein schweißbedecktes Gesicht mit dem Ärmel ab und legte seinen Chalat an.

Als er fertig war, seufzte er schwer, bedankte sich bei dem Hausherrn und der Hausherrin und verabschiedete sich von ihnen; dann ging er aus der warmen, hellen Stube durch den dunklen,

kalten Flur, durch den der Wind heulte, und der voll lag vom Schnee, der durch die Türspalten eingedrungen war, in den dunklen Hof. Petruscha stand im Pelz mit seinem Pferdchen in der Mitte des Hofes und sprach lächelnd ein Gedicht aus dem Kinderfreund:

Der Sturm hüllt den Himmel in Nebel ein,  
Der Schnee fegt über Feld und Rain,  
Wie von Tieren tönt ein Heulen und Schrein  
Und Winseln wie von Kindelein.

Nikita nickte beifällig mit dem Kopfe und nahm die Zügel auseinander.

Der Alte geleitete Wassilij Andrejitsch mit einer Laterne in den Flur, um ihm zu leuchten, aber der Wind verlöschte sofort das Licht. Und draußen konnte man sogar beobachten, daß der Schneesturm noch heftiger geworden war.

Ei, was für ein Wetterchen, sagte Wassilij Andrejitsch. Da kommt man vielleicht gar nicht ans Ziel, aber was tun. Die Geschäfte! Haben wir uns mal entschlossen, und das Pferd des Hausherrn ist auch angespannt, so wollen wir reisen. Wir werden mit Gottes Hilfe ankommen.

Auch der alte Herr vom Hause dachte, es sei besser, nicht zu fahren, aber er hatte zum Bleiben schon zugeredet, und sie hatten nicht auf ihn gehört. Aufdringlich wollte er nicht sein.

Vielleicht bin ich vom Alter so ängstlich; sie

werden schon hinkommen, dachte er. So können wir wenigstens rechtzeitig zu Bette gehen. Ohne Scherereien.

Petruschka dachte gar nicht einmal an die Gefahr; er kannte den Weg und die ganze Gegend so genau, und überdies hatte ihm das Gedicht von den wirbelnden Schneestürmen dadurch den Mut gehoben, das es so vollkommen das ausdrückte, was jetzt draußen vorging. Nikita aber hatte wenig Lust zu fahren, er war aber längst gewohnt, keinen eigenen Willen zu haben und zu tun, was die andern befahlen, und so hielt niemand die Reisenden zurück.



Wassilij Andrejitsch trat auf den Schlitten zu. Er konnte ihn in der Dunkelheit kaum finden, kletterte hinauf und ergriff die Zügel.

He, vorwärts! rief er.

Petruschka, der kniend in seinem Schlitten hockte, ließ sein Pferdchen laufen. Gelbmaul, der schon lange gewiehert hatte, als er die Stute vor sich spürte, rannte ihr nach, und sie kamen hinaus auf die Straße. Wieder ging der Weg durchs Dorf in der gleichen Richtung, vorüber an dem Haus, vor dem die gefrorene Wäsche hing, die man jetzt nicht mehr sehen konnte, vorüber an dem gleichen Schuppen, der jetzt schon bis an den Giebel hinauf



beschneit war, und von dem unaufhörlich der Schnee herabstob, vorüber an denselben düster rauschenden, pfeifenden und knarrenden Weidenbäumen, und wieder gelangten sie hinaus in den tosenden Ozean von Schnee. Der Wind war so scharf, wenn er von der Seite blies, daß er den Schlitten quer legte und das Pferd abdrückte, und sich in die Kleider der Reisenden wie in ein Segel setzte. Petruscha fuhr mit seiner trefflichen Stute in einem kurzen Trab voraus und trieb das Tier mit munterem Schreien an. Gelbmaul rannte ihr nach.

So waren sie etwa zehn Minuten gefahren, da drehte sich Petruscha um und rief ihnen etwas zu. Weder Wassilij Andrejitsch noch Nitita konnten ihn in dem Winde verstehen, aber sie errieten, daß sie am Kreuzweg angelangt waren. In der That wandte Petruscha nach rechts, und der Wind, der bisher seitwärts geblasen hatte, kam ihnen wieder ins Gesicht, und zur Rechten schimmerte durch den Schnee hindurch etwas Dunkles. Das war der Strauch am Kreuzwege.

Nun mit Gott.

Danke, Petruscha.

Der Sturm hüllt den Himmel in Nebel ein, rief Petruscha und verschwand.

Schau einer den Dichter, sagte Wassilij Andrejitsch und zog die Zügel an.

Ein prächtiger Mensch, ein richtiger Bauer, sagte Nitita.



Sie fuhren weiter.

Nikita hüllte sich in den Pelz und zog den Kopf zwischen die Schultern, so daß sein nicht allzu großer Bart sich um seinen Hals schlang, und saß schweigend da und bemühte sich, die Wärme, die er mit dem Tee in der Stube eingesogen hatte, festzuhalten. Vor sich sah er die geraden Linien der Deichsel, die ihn fortwährend täuschten, weil er sie für den ausgefahrenen Weg hielt, das fortwährend schaukelnde Hinterteil des Pferdes mit dem seitwärts geschlungenen, aufgebundenen Knoten des Schweifes, das hohe Krummholz und den schaukelnden Kopf und Hals des Pferdes mit der flatternden Mähne. Von Zeit zu Zeit fiel sein Blick auf die Wagenstangen, er wußte also, daß sie noch immer auf der Straße waren und nichts weiter zu tun brauchten.

Wassilij Andrejitsch lenkte, überließ es aber dem Pferde selber, den Weg zu verfolgen. Gelbmaul aber trabte, obwohl er sich im Dorf ausgeruht hatte, mißmutig weiter und schien vom Wege abbiegen zu wollen, so daß Wassilij Andrejitsch ihn öfters zurechtlenken mußte.

Da zur Rechten eine Stange, da ist die zweite, dort die dritte, zählte Wassilij Andrejitsch, und da vor uns liegt ein Wald, dachte er, als vor seinen Augen etwas Dunkles schimmerte. Aber was er für einen Wald gehalten hatte, war nur ein Strauch. Sie fuhren an dem Strauch vorüber



und fuhren noch zwanzig Klafter weit. Da war keine vierte Stange, und da war auch kein Wald.

Es muß doch gleich ein Wald kommen, dachte Wassilij Andrejitsch und zog unaufhörlich am Zügel, denn er war vom Branntwein und vom Tee erregt; das gute Tier ging folgsam bald im Schritt, bald im leichten Trabe, wohin er es lenkte, obwohl es fühlte, daß man es nicht den richtigen Weg lenkte. Zehn Minuten gingen vorüber, der Wald kam nicht.

Wir müssen wieder vom Wege abgekommen sein, sagte Wassilij Andrejitsch und hielt das Pferd an.

Nikita kletterte schweigend vom Schlitten herunter, hielt seinen Chalat, daß der Wind ihn bald fest an den Körper trieb, bald fortjagte, und watete durch den Schnee. Er ging nach der einen Seite, er ging nach der andern. Dreimal verschwand er gänzlich Wassilij Andrejitschs Blicken, endlich kehrte er zurück und nahm seinem Herrn die Zügel aus der Hand.

Rechts müssen wir fahren, sagte er fest und entschlossen und wandte das Pferd um.

Meinst du rechts, so fahren wir rechts, sagte Wassilij Andrejitsch, überließ ihm die Zügel und schob seine erfrorenen Hände in die Ärmel.

Nikita antwortete kein Wort.

Nun, Freundchen, leg' los, rief er dem Pferde

zu; aber das Pferd ging weiter im Schritt und achtete der angezogenen Zügel nicht.

Der Schnee lag an manchen Stellen kniehoch, und der Schlitten bekam bei jeder Bewegung des Pferdes einen förmlichen Ruck. Nikita griff nach der Peitsche, die an dem Vordertheil befestigt war, und hieb auf das Tier ein. Das gutmütige Pferd, das die Peitsche nicht gewohnt war, setzte sich in Trab, ging aber bald wieder über in Paß und Schritt.

So fuhren sie etwa fünf Minuten. Es war so finster und der Schnee stob von oben und unten so heftig, daß man oft das Krummholz nicht sehen konnte. Manchmal sah es aus, als ob der Schlitten still stände und das Feld zurückliefe .... Plötzlich blieb das Pferd kurz stehen, es spürte offenbar etwas Unrechtes vor sich. Wieder sprang Nikita geschickt aus dem Schlitten, warf die Zügel hin und ging vor das Pferd, um nachzusehen, warum es stehen geblieben war; als er aber eben einen Schritt über das Pferd hinausmachen wollte, da glitten seine Füße aus, und er rollte einen Abhang hinunter.

Br — br — br! sagte er zu sich selber im Fallen und gab sich Mühe, stehen zu bleiben, aber er konnte sich nicht halten und kam erst zu stehen, als seine Beine in einer dichten Schneeschicht unten am Abhang stecken blieben.

Die Schneeklumpen, die vom Rande des Ab-



hangs herabgesunken, und die er durch seinen Fall erschüttert hatte, stürzten über ihn und trieben ihm den Schnee in den Nacken....

Ei, du bist gemein, sagte Nikita vorwurfsvoll zu den Schneemassen und dem Abhang und schüttelte den Schnee hinter seinen Kragen heraus.

Nikita! he. Nikita! rief Wassilij Andrejitsch von oben.

Aber Nikita rief nicht zurück.

Er hatte keine Zeit dazu; er schüttelte sich ab und suchte die Peitsche, die ihm entfallen war, als er den Graben heruntergerollt war.

Als er die Peitsche gefunden hatte, wollte er da, wo er heruntergerollt war, den Weg gerade hinaufklettern, aber es war unmöglich; er rollte immer wieder zurück, so daß er unten umhergehen mußte, um einen Ausgang nach oben zu suchen. Drei Klafter weit von der Stelle, wo er heruntergerollt war, konnte er mit Mühe auf allen Vieren in die Höhe klettern und ging nun an dem Rande des Abhangs nach der Stelle, wo das Pferd sein mußte. Aber Pferd und Schlitten war nicht zu sehen. Da er aber gegen den Wind ging, hörte er, noch ehe er beide sehen konnte, Wassilij Andrejitschs Rufe und das Wiehern Gelbmauls, die ihn herbeilodten.

Ich komme ja, ich komme ja, mach' doch nicht so ein Geschrei, sagte er.

Erst als er ganz nahe an den Schlitten herangekommen war, sah er das Pferd und Wassilij Andrejitsch, der neben diesem stand und der ihm ungeheuer groß vorkam.

Wo zum Teufel bist du denn verschwunden? Wir müssen umkehren. Fahren wir meinetwegen nach Grischkino zurück, sagte ärgerlich der Herr zu Nikita.

Ich möchte schon gern umkehren, Wassilij Andrejitsch, aber wo geht der Weg? Hier ist ein so scheußlicher Graben, fallen wir hier rein, so kommen wir nicht wieder heraus. Ich bin da so eilig reingeschlittert, daß ich Mühe hatte, wieder herauszukommen.

Je nun, wir können doch nicht hier stehen? Irgendwohin müssen wir doch fahren, sagte Wassilij Andrejitsch.

Nikita erwiderte kein Wort. Er setzte sich in den Schlitten mit dem Rücken gegen den Wind, zog seine Stiefel aus und schüttelte den Schnee aus, der ihm in die Stiefel gedrungen war; dann nahm er ein Häufchen Stroh und verstopfte damit sorgfältig von innen ein Loch im linken Stiefel.

Wassilij Andrejitsch schwieg, als wollte er von jetzt an alles Nikita überlassen. Nikita zog die Stiefel wieder an, legte die Beine in den Schlitten, zog die Handschuhe wieder an, nahm die Zügel und lenkte das Pferd den Graben entlang. Sie waren aber kaum hundert Schritt gefahren, als





das Pferd wieder störrisch stehen blieb. Es hatte wieder einen Abhang vor sich.

Nikita stieg wieder herunter und watete wieder durch den Schnee. Er ging ziemlich lange. Endlich tauchte er in der entgegengesetzten Richtung auf.

Wassilij Andrejitsch, sind Sie da? rief er.

Hier! gab Wassilij Andrejitsch zur Antwort. Na, was gibt's?

Ich kann nichts erkennen. Alles ist dunkel. Abhang von allen Seiten. Wir müssen wieder gegen den Wind fahren.

Wieder fuhren sie weiter, wieder ging Nikita durch den dichten Schnee. Wieder nahm er Platz im Schlitten, wieder watete er durch den Schnee; endlich blieb er erschöpft am Schlitten stehen.

Na, was gibt's? fragte Wassilij Andrejitsch.

Was soll's geben. Ich bin hin! Auch das Pferd kommt nicht weiter.

Was sollen wir also tun?

Warten Sie einen Augenblick.

Nikita ging wieder und kam schnell zurück.

Kommen Sie mir nach, sagte er und ging vor dem Pferde her.

Wassilij Andrejitsch gab nun gar keine Befehle mehr, er tat gehorsam alles, was Nikita sagte.

Hierher, mir nach! rief Nikita, wandte sich scharf nach rechts, hielt Gelbmaul am Zügel und lenkte ihn abwärts zu den Schneemassen.

Das Pferd war anfangs störrisch, dann aber gab

es sich einen Ruck und hoffte den Graben zu überspringen. Die Kraft aber versagte ihm und es blieb bis zum Kummel im Schnee stehen.

Kriech' heraus! schrie Nikita Wassilij Andrejitsch zu, der noch immer im Schlitten saß, dann ergriff er die eine Deichselstange und schob den Schlitten an das Pferd heran. — Ja, es ist nicht leicht, Brüderchen, wandte er sich an Gelbmaul, aber was soll man tun? Mußt dich anstrengen, hü, hü, noch ein bißchen! rief er.

Das Pferd zog an, einmal, zweimal, konnte aber nicht heraus und hodte sich wieder nieder, als ob es etwas überlegte.

Ei was, Brüderchen, so geht es nicht, redete Nikita Gelbmaul zu, hü, noch einmal!

Wieder zog Nikita auf seiner Seite an der Deichsel, Wassilij Andrejitsch tat das gleiche an der andern Seite. Das Pferd bewegte den Kopf hin und her, plötzlich gab es sich einen Ruck nach vorn. Nun hü, wirst schon nicht ertrinken, rief Nikita.

Ein Sprung, ein zweiter, ein dritter, endlich hatte sich das Pferd aus dem Abhang herausgearbeitet und stand keuchend, den Schnee von sich schüttelnd, still. Nikita wollte weiter führen, Wassilij Andrejitsch aber war in seinen zwei Pelzen so außer Atem, daß er nicht vorwärts gehen konnte; er warf sich in den Schlitten.

Laß mich zu Atem kommen, sagte er, und loderte

das Tuch, mit dem er im Dorfe den Kragen des Pelzes hochgebunden hatte.

Hier geht's recht gut, bleiben Sie nur liegen, sagte Nikita. Ich will führen! Und er führte das Pferd, während Wassilij Andrejitsch im Schlitten lag, am Zaum, zehn Schritte abwärts, dann ein wenig aufwärts, dann machte er Halt.

Die Stelle, an der Nikita Halt gemacht hatte, lag nicht in der Vertiefung, in die der Schnee von den Haufen heruntergefegt werden, und wo die Reisenden verschüttet werden konnten, er war sogar teilweise durch den Rand des Abhangs gegen den Wind geschützt. Es gab Minuten, wo man glauben konnte, der Wind habe sich ein wenig beruhigt, aber es währte nicht lange, so stürmte es, als sollte der Augenblick der Ruhe wieder wettgemacht werden, mit zehnfacher Kraft daher, tobte und wirbelte es noch ärger, als zuvor. Ein solcher Sturmausbruch brauste in dem Augenblick heran, als Wassilij Andrejitsch, der sich ein wenig erholt hatte, aus dem Schlitten herauskam und sich Nikita näherte, um mit ihm zu besprechen, was geschehen sollte. Unwillkürlich duckten sich beide und warteten ab, bis die Heftigkeit des Sturmes sich legen würde. Auch Gelbmaul ließ mißmutig die Ohren hängen und schüttelte den Kopf. Sobald der Windstoß sich ein wenig gelegt hatte, zog Nikita seine Handschuhe aus, steckte sie in den Gürtel, hauchte in seine Hände

und machte sich daran, die Leine vom Krummholz loszuwinden.

Was machst du denn da? fragte Wassilij Andrejitsch.

Ich spanne aus, was sollen wir denn jetzt anders beginnen? Ich habe keine Kräfte mehr, antwortete Nikita im Tone der Entschuldigung.

Können wir denn nicht irgendwohin fahren?

Wir kommen nirgends hin, wir quälen nur das Tier zu Tode. Sieh doch, das gute Vieh sinkt ja schon ganz zusammen, sagte Nikita und zeigte auf das geduldige, folgsame Pferd, das schwer keuchend atmete und in Schweiß gebadet da stand. Das heißt, hier übernachten, fuhr er fort, als machte er sich bereit, die Nacht in einer Ausspannung zu verbringen, und fing an, die Kummtriemen zu lodern.

Die Klammern zersprangen.

Werden wir nicht erfrieren? sagte Wassilij Andrejitsch.

Was tun? Wenn wir auch erfrieren — wir können's nicht ändern, sagte Nikita.



## VI

Wassilij Andrejitsch war in seinen beiden Pelzen vollkommen warm, besonders nach der Kletterei im Graben; aber ein Frost lief ihm über den Rücken, als ihm klar geworden war, daß er

wirklich hier übernachten müßte. Um sich zu beruhigen, setzte er sich in den Schlitten und zog Zigaretten und Streichhölzer hervor.

Nikita spannte unterdessen das Pferd aus. Er löste den Bauchriemen, den Sattelriemen, machte die Zügel los, nahm den Kummtriemen herunter, drehte das Krummholz heraus und sprach unaufhörlich seinem Pferdchen aufmunternd zu.

Komm' nur heraus, komm' nur, Herz, sagte er und führte es aus der Gabel heraus. Hier will ich dich anbinden. Und Stroh leg' ich dir unter und zäume dich ab, sagte er und tat dabei, was er sagte. Bekommst du erst zu fressen, wird dir schon besser zumute sein.

Gelbmaul aber schien nicht ruhiger zu werden durch Nikitas Zureden. Er war ängstlich, er trat von einem Bein auf das andere, drängte sich an den Schlitten, stellte sich mit dem Hinterteil gegen den Wind und rieb seinen Kopf an Nikitas Ärmel.

Einmal nahm Gelbmaul hastig ein Bündel Stroh aus dem Schlitten, aber er schien das nur zu tun, um Nikitas Freundlichkeit nicht zurückzuweisen, der ihm das Stroh unters Maul hielt. Aber er kam gleich zu dem Entschluß, daß es sich jetzt um mehr handelte, als um Strohfressen, ließ das Bündel liegen, und sofort ergriff der Wind das Stroh, trug es fort und überschüttete es mit Schnee.

Jetzt wollen wir uns ein Zeichen machen, sagte Nikita, wandte den Schlitten mit der Vorderseite



dem Winde zu, band die Deichselstangen mit dem Sattelriemen zusammen, hob sie in die Höhe und zog sie an den Borderteil des Schlittens heran. Siehst du, wenn uns der Schnee überschüttet, sehen's die guten Menschen an der Deichsel und scharren uns heraus, sagte Nikita, schüttelte seine Handschuhe ab und zog sie an. Das haben unsere Alten uns gelehrt.

Wassilij Andrejitsch hatte unterdessen seinen Pelz aufgeknöpft. Er hielt die Schöke hoch und rieb ein Schwefelhölzchen nach dem andern an dem stählernen Kästchen. Aber seine Hände zitterten, und die Hölzchen wurden alle vom Winde verlöscht, eines nach dem andern. Die einen fingen gar kein Feuer, die anderen erloschen in dem Augenblick, wo er sie an die Zigarette hielt. Ein Hölzchen endlich fing gut Feuer und erleuchtete auf einen Augenblick das Futter seines Pelzes, seine Hand mit dem goldenen Ring auf dem nach innen gebogenen Zeigefinger und das Haferstroh, das schneebedeckt unter dem Saß hervorsah, und die Zigarette brannte. Zweimal, dreimal zog er gierig den Rauch ein, schluckte ihn herunter und blies ihn wieder durch die Lippen. Er wollte noch ein paar Züge machen, aber der Wind trieb ihm den brennenden Tabak fort, in derselben Richtung, in der das Stroh fortgeflogen war.

Aber auch diese wenigen Schlucke Tabakrauch hatten Wassilij Andrejitsch ermuntert.



Muß es übernachtet sein, übernachten wir, sagte er entschlossen.

Warte mal, ich will noch eine Fahne machen, sagte er und nahm das Tuch auf, das er vorhin vom Kragen losgebunden hatte. Dann zog er seine Handschuhe aus, erhob sich im Borderteil des Schlittens, streckte sich, um den Sattelriemen zu bekommen, und band mit einem festen Knoten das Tuch neben den Deichselstangen an ihm fest.

Das Tuch flatterte sofort verzweifelt im Winde umher. Bald legte es sich eng an die Deichsel an, bald blähte es sich auf und knatterte.

Schau, wie gut das ist! sagte Wassilij Andrejitsch erfreut über sein Werk und glitt in den Schlitten zurück. Beieinander würden wir's wärmer haben, aber wir haben zu Zweien nicht Platz, sagte er.

Ich find' schon Platz, sagte Nikita, aber wir müssen erst das Pferd zudecken, das gute Vieh steht ganz im Schweiß. Laß los, fügte er hinzu, trat an den Schlitten heran und zog unter Wassilij Andrejitschs Füßen einen Leinensack hervor.

Er legte den Sack doppelt, schob die Geschirriemen fort, nahm den Sattel ab und deckte Gelbmaul zu.

Wird dir jedenfalls wärmer sein, Dummerchen, sagte er und legte über den Leinensack dem Pferde wieder den Sattel und die Geschirriemen auf. Und werden Sie den Reisesack nicht brauchen? Auch

Stroh muß ich noch haben, sagte Nikita, nachdem er diese Arbeit beendet hatte und wieder zu dem Schlitten kam.

Nikita zog eines und das andere unter Wassilij Andrejitschs Füßen hervor, ging dann hinter den Rücken des Schlittens, grub sich dort im Schnee eine Grube aus und legte Stroh hinein. Dann zog er seine Mütze tief über die Ohren, hüllte sich in seinen Raftan, deckte sich von oben mit dem Sack zu, setzte sich auf das ausgebreitete Stroh und lehnte sich an den hölzernen Rücken des Schlittens, der ihn gegen Sturm und Schnee schützte.

Wassilij Andrejitsch schüttelte mißbilligend den Kopf zu all dem, was Nikita tat, wie er überhaupt seine Unbildung und bäuerliche Dummheit mißbilligte, und begann sich fürs Übernachten einzurichten. Er legte das übriggebliebene Stroh glatt über den ganzen Schlitten, schüttete sich rechts und links etwas dichter auf, schob die Hände in die Ärmel und richtete sich eine Kopfunterlage in dem Winkel des Schlittens am Borderteile her, das ihn gegen den Wind schützte.

Zum Schlafen hatte er keine Neigung. Er lag da und dachte nach: er dachte immer und immer an das eine, was das einzige Ziel, den Sinn, die Freude und den Stolz seines Lebens ausmachte, er dachte daran, wieviel Geld er erworben hatte und noch erwerben könnte; wieviel Geld andere

Menschen, die er kannte, erworben haben und besitzen, und wie diese anderen Geld erworben haben und erwerben, und wie er ganz wie die anderen sehr viel Geld erwerben kann. Der Ankauf des Waldes von Gorjatschkino war für ihn eine Sache von ungeheurer Bedeutung. Er hoffte an diesem Walde mit einem Schläge womöglich seine zehn Tausend zu verdienen, und er fing an, das Wäldchen, das er im Herbst gesehen hatte, in Gedanken abzuschätzen, dessen Baumbestand er auf zwei Morgen einzeln ausgezählt hatte.

Das Eichenholz wird zu Schlittentufen benutzt, das Bauholz hat seinen Wert für sich, an Brennholz mögen dreißig Klafter vom Morgen kommen, sagte er zu sich selber. Vom Morgen bleibt dann im schlimmsten Falle noch zweihundert übrig. 56 Morgen, 56 Klafter und 56 Klafter, 56 Fuß und noch 56 Fuß und noch 56. Das ergab zwölf Tausend, aber ohne die Rechenmaschine konnte er doch die Summe nicht richtig herausrechnen. Aber 10000 gebe ich doch nicht, höchstens 8000, und auch das nur nach Abzug der Wiesenteile. Den Landmesser muß ich schmieren. Ein Hunderter oder Aunderthalbhunderter, er wird mir schon fünf Morgen Wiesen herausmessen. Und für 8000 werd' ich's kriegen, 3000 gleich in die Hand. Er wird schon weich werden, dachte er, und befühlte mit dem Vorderarm sein Notizbuch in der Tasche.

Und wie wir am Kreuzweg falsch gefahren sind,

das weiß Gott! Hier hätte doch ein Wald und ein Wächterhaus sein müssen. Man hört keinen Hund. Die verfluchten Bestien, wenn man sie braucht, bellen sie nicht. Er machte sein Ohr aus dem Kragen frei und horchte auf; man hörte nur das Pfeifen des Windes, wie vorher, nur das Flattern und Knattern des Tuches an der Deichsel und das Klatschen des Schnees gegen den Schlitten. Er deckte sich wieder zu. Hätt' ich das gewußt, wär' ich lieber dort geblieben zur Nacht. Na, alles eins, morgen kommen wir auch noch hin. Kostet nur einen Tag mehr. Bei dem Wetter werden auch die anderen nicht fahren. Da fiel ihm ein, am 9. sollte der Fleischer für die Hammel Geld bringen. Er hat selbst kommen wollen; nun wird er mich nicht treffen. Meine Frau wird nicht verstehen, das Geld in Empfang zu nehmen. Sie ist gar zu ungebildet und weiß gar nicht, wie man mit Menschen umzugehen hat, dachte er weiter, und erinnerte sich dabei, wie sie nicht verstanden hatte, mit dem Kreisrichter umzugehen, der gestern zum Fest ihr Gast gewesen war. Versteht sich — ein Weib! Wo hat sie denn was gesehen? Wie hat ihr Haus ausgesehen, als die Eltern noch lebten? Nichts Besonderes, ein reiches Bauernhaus: eine Schenke und eine Ausspannung — das war der ganze Besitz. Und was hab' ich in fünfzehn Jahren geschafft? Einen Laden, zwei Schenken, eine Mühle, einen Getreideschuppen, zwei Güter in Pacht, ein



Haus und einen Speicher mit eisernem Dach, dachte er stolz. Anders als zur Zeit meines Vaters. Wessen Name klingt jetzt im ganzen Kreis? Brjuchunows.

Und warum ist das so? Weil ich an das Geschäft denke, weil ich mich abradere; nicht wie die anderen, die faulenzten oder sich mit Dummheiten abgeben. Ich schlafe die Nächte nicht. Ob Schneesturm oder Sonnenschein, ich fahre. So macht man seine Geschäfte. Die Menschen meinen, das Geld erwirbt sich spielend. O nein, da heißt's arbeiten, sich den Kopf zerbrechen; wie heut z. B. auf freiem Feld übernachten muß man, nicht schlafen. Und die Gedanken gehen einem wie ein Bienenschwarm im Kopf herum, dachte er mit Stolz.

Die Menschen meinen, das Geld bringt einen hoch. Da sind die Mironows, die haben jetzt Millionen, und woher? Arbeit, Arbeit, dann kommt Gottes Segen. Wenn Gott nur Gesundheit gäbe. Und der Gedanke, er könnte auch so ein Millionär werden, wie Mironow, der mit nichts angefangen hatte, regte Wassilij Andrejitsch so auf, daß er das Bedürfnis empfand, mit jemandem zu sprechen. Aber mit wem sollte er sprechen? . . . könnte er nach Gorjatschkino gelangen, würde er schon mit dem Gutsbesitzer sprechen und ihm den Standpunkt klarmachen.

Ei schau, wie es stürmt, der Schnee wird uns



so zudecken, daß wir morgen früh nicht herauskommen, dachte er und horchte auf das Toben des Sturmes, der gegen das Borderteil des Schlittens blies, so daß es sich bog und die Flocken heftig gegen den Bast peitschten. Er richtete sich ein wenig auf und sah sich um. In der weißen, wogenden Dunkelheit war nur der schimmernde Kopf Gelbmauls und sein Rücken zu sehen, auf dem der hin und her flatternde Sack lag, und der dicht aufgeknotete Schwanz. Rings umher aber, von allen Seiten, von vorn und von hinten, war nur endloser, einförmiger, wogender, weißer Nebel, der bald lichter zu werden schien, bald noch dunkler und dichter.

Ich hätte nicht auf Nikita hören sollen, dachte er. Wir hätten weiterfahren sollen. Irgendwohin wären wir schon gekommen. Und wären wir auch zurückgekommen nach Grischno, hätten wir doch bei Tarras übernachten können. Nun heißt's die ganze Nacht hier sitzen. Was war es denn, woran ich gedacht habe? Ja richtig, Gott gibt denen, die arbeiten, und nicht den Tagedieben, Bärenhäutern oder Dummköpfen. Ich kann auch ein bißchen rauchen! Er setzte sich auf, zog die Zigarettentasche heraus, legte sich mit dem Bauch auf die Erde und hielt den Rodschok hoch, damit der Wind das Feuer nicht verlösche. Aber der Wind fand seinen Weg und verlöschte ein Streichholz nach dem anderen. Endlich glückte es ihm,



eines anzuzünden, und er steckte die Zigarette in Brand. Daß er das durchgesetzt hatte, machte ihm viel Freude. Obwohl weniger er als der Wind die Zigarette zu Ende brachte, machte er doch drei, vier tüchtige Züge, und wieder wurde ihm leichter zumute. Wieder legte er sich in den Schlitten zurück, hüllte sich ein und gab sich wieder seinen Erinnerungen hin, sann und sann und verlor völlig unerwartet plötzlich die Besinnung und schlummerte ein.

Plötzlich schien es ihm, als stoße ihn etwas und wecke ihn auf. Hatte Gelbmaul unter ihm das Stroh weggezogen, oder hatte ihn im Innern etwas erregt? Genug, er wachte auf, und sein Herz pochte so schnell und so heftig, daß er glaubte, der Schlitten zittere unter ihm. Er öffnete die Augen. Rings umher war alles wie zuvor, nur etwas heller schien es ihm zu sein. Es tagt, dachte er, es muß bald Morgen sein. Gleich aber fiel ihm ein, daß die Helligkeit von dem Monde komme, der aufgegangen war. Er richtete sich auf und untersuchte zunächst das Pferd. Gelbmaul stand immer noch mit dem Hinterteil gegen den Wind und zitterte am ganzen Körper. Der dicht mit Schnee bedeckte Sack hatte sich auf der einen Seite aufgerollt, der Geschirriemen war heruntergeglitten, und der schneebedeckte Kopf mit der flatternden Mähne war ganz deutlich zu sehen. Wassilij Andrejitsch beugte sich nach

hinten und blickte über die Rückwand des Schlittens. Nikita saß noch ganz in der Stellung da, in der er sich hingesezt hatte. Die Matte, mit der er sich zugedeckt hatte, und seine Beine waren von dichtem Schnee bedeckt. Daß der Mensch nur nicht erfriert. Er ist schlecht gekleidet, ich werde für ihn verantwortlich gemacht werden. Das Volk ist gar zu dumm. Ja, ja, die Unbildung, dachte Wassilij Andrejitsch und wollte dem Pferde die Decke nehmen und Nikita damit zudecken, aber es war ihm zu kalt aufzustehen und den Weg zu machen, und dann hatte er auch Furcht, das Pferd könnte erfrieren. Wozu habe ich ihn mitgenommen, ihre Dummheit ist allein an allem schuld, dachte Wassilij Andrejitsch, und meinte damit seine ungeliebte Frau, dabei rollte er wieder auf die alte Stelle im Borderteil des Schlittens zurück. Ganz so hat einmal Onkelchen die ganze Nacht im Schnee gesessen, fiel ihm ein, und es hat ihm nichts geschadet, und den Sebastian hat man auch herausgegraben, — hier erinnerte er sich eines anderen Falles, — der war freilich tot, ganz steif, wie ein gefrorenes Kind.

Wären wir in Grischkino über Nacht geblieben, dann wäre alles gut. Er verkroch sich sorgfältig in seinen Pelz, damit die Wärme des Futters durch keine Ritze verloren ginge, und war nun überall, am Hals, an den Knien und den Füßen ganz und gar warm. Nun schloß er die Augen

und gab sich Mühe, wieder einzuschlafen. Aber so sehr er sich auch mühte, er konnte nicht mehr einschlummern, im Gegenteil, er fühlte sich vollkommen munter und belebt. Wieder fing er an, Gewinne auszurechnen, seine Ausstände zu zählen, wieder prahlte er vor sich selber und freute sich über sich und seine Stellung, aber alle diese Gedanken wurden jetzt immer wieder unterbrochen durch die schleichende Angst und den ärgerlichen Gedanken, warum er nicht in Grischkino über Nacht geblieben war. Das wäre richtig gewesen, ich läge auf der Bank und hätte es hübsch warm. Er drehte sich hin und her, setzte sich immer wieder zurecht und suchte in eine bequemere und mehr gegen den Wind geschützte Lage zu kommen, aber er konnte die bequeme Stellung nicht finden; immer wieder erhob er sich, veränderte seine Lage, hüllte seine Beine ein, schloß die Augen und wurde still. Aber bald schmerzten ihn die gekrümmten Füße in den großen Filzschuhen, bald zog es von irgend einer Seite. Und wieder wurde er nach kurzer Ruhe ärgerlich über sich selber und kam wieder auf den Gedanken, wie wohl er jetzt in dem warmen Zimmer in Grischkino hätte liegen können, und wieder erhob er sich, drehte sich hin und her, hüllte sich ein und legte sich von neuem hin.

Einmal schien es Wassilij Andrejitsch, als hörte er in der Ferne Hähne krähen. Freude erfaßte ihn, er legte den Pelzfragen um und horchte an-



gespannt auf; so scharf er aber auch sein Gehör anspannte, kein Laut war zu vernehmen, nur ein Heulen des Windes, der in die Deichselstangen hineinfuhr und das Tuch hin und her warf, und den Schnee an den Bast des Schlittens peitschte.

Nikita saß immer noch da, wie er sich am Abend hingesezt hatte. Er rührte sich nicht und antwortete nicht einmal auf Wassilij Andrejitschs Anrufe, der sich zweimal an ihn gewandt hatte. Muß wenig Sorge haben, schläft sich eins, dachte Wassilij Andrejitsch ärgerlich und sah über die Rückwand des Schlittens herunter auf den dicht verschneiten Nikita.

An die zwanzigmal stand Wassilij Andrejitsch auf und sezte sich wieder. Ihm war, als würde diese Nacht kein Ende nehmen. Jetzt muß es schon nahezu Morgen sein, dachte er einmal, erhob sich und sah sich um. Ich will nach der Uhr sehen, ich kann aber erfrieren, wenn ich mich aufdecke. Na, wenn ich nur sehe, daß es zum Morgen geht, wird mir besser zumute sein, dann spannen wir an. Wassilij Andrejitsch wußte im innersten Herzen, daß es noch nicht Morgen sein konnte, aber sein Mut sank immer tiefer und tiefer, und er wollte sich zugleich überzeugen und selbst täuschen. Vorsichtig öffnete er die Fäden seines Pelzes, schob die Hand in den Busen und suchte lange umher, bis er zur Weste kam. Mit großer Mühe zog er seine silberne, mit Emailleblumen geschmückte Uhr

heraus und sah nach ihr, aber in der Dunkelheit war nichts zu sehen. Er legte sich wieder auf den Bauch, stemmte Ellbogen und Knie auf, so wie vorhin, wo er seine Zigarette angezündet hatte, zog Streichhölzer hervor und rieb eines an. Diesmal ging er sorgfältiger ans Werk. Er suchte mit den Fingern nach dem Streichhölzchen, das den dicksten Phosphor hatte, und es fing auf den ersten Anhieb Feuer. Nun hielt er das Zifferblatt gegen das Licht und sah lange hin, denn er traute seinen Augen nicht . . . es war erst zehn Minuten nach zwölf Uhr. Noch lag die ganze Nacht vor ihm.

Ach, welche eine lange Nacht, dachte Wassilij Andrejitsch und fühlte, wie ein kalter Schauer ihm über den Rücken lief, knöpfte seinen Pelz wieder zu, hüllte sich hinein, duckte sich in die Ecke des Schlittens und machte sich bereit, geduldig zu warten. Plötzlich hörte er durch das eintönige Heulen des Sturmes deutlich einen neuen lebendigen Ton. Der Ton wurde stetig stärker, bis er vollkommen vernehmbar ward, dann wurde er ebenso stetig schwächer. Kein Zweifel, es war ein Wolf. Und der Wolf war so nahe, daß man im Winde deutlich hören konnte, wie er durch die Bewegung seiner Kinnbaden den Ton seiner Stimme veränderte. Wassilij Andrejitsch schob den Kragen zurück und horchte aufmerksam. Auch Gelbmaul horchte angespannt auf und bewegte die

Ohren hin und her, und als der Wolf mit dem Geheul aufhörte, wechselte er die Füße und wieherte warnend. Jetzt konnte Wassilij Andrejitsch nicht nur keinen Schlaf, er konnte auch keine Ruhe mehr finden, so sehr er sich auch bemühte, an seine Rechnungen, an seine Geschäfte, an seinen Ruhm, an seine hohe Stellung und seinen Reichtum zu denken, immer stärker und stärker übermannte ihn doch die Angst, und in all seine Gedanken mischte sich der eine Gedanke: warum er nicht in Grischfino über Nacht geblieben war . . .

Hol der Teufel den Wald, auch ohne ihn gehen die Geschäfte, Gott sei Dank! Ach, wenn man doch ein Dach über sich hätte, sagte er zu sich selber. Betrunkene, heißt es, erfrieren, dachte er. Ich hab' auch getrunken. Er beobachtete nun seine Empfindungen und fühlte, daß er zu zittern begann, ohne zu wissen, warum er zitterte, ob vor Kälte oder vor Angst. Er versuchte sich zuzudecken und dazuliegen, wie vorhin, aber er konnte das nicht mehr, er konnte nicht auf einer Stelle bleiben. Er wollte aufstehen, irgend etwas tun, um die innere Angst, durch die er sich ohnmächtig fühlte, zu betäuben. Er griff wieder nach Zigarette und Streichholz. Aber er hatte nur noch drei Hölzchen, und sie taugten alle nicht viel. Alle drei splitterten ab und fingen kein Feuer.

Daß euch der Teufel hole, verfluchte Dinger, da lieg'! schimpfte er los, ohne zu wissen, über

was, und warf die zusammengequetschte Zigarette an die Erde. Er wollte auch das Streichholzkästchen an die Erde schleudern, aber er hielt mitten in der Bewegung inne und schob es in die Tasche. Es war eine solche Unruhe über ihn gekommen, daß er nicht mehr ruhig auf einer Stelle bleiben konnte. Er kletterte aus dem Schlitten heraus, stellte sich mit dem Rücken gegen den Wind und zog seinen Gürtel fest und eng wieder an.

Wozu daliegen und auf den Tod warten? Schnell zu Pferde und vorwärts! kam ihm plötzlich in den Sinn. Im Reiten wird das Pferd nicht stehen bleiben. Ihm, dachte er von Nikita, tut das Sterben nicht viel, was hat er für ein Leben! Ihm tut es nicht leid ums Leben. Ich aber, Gott sei Dank, ich hab's zu leben . . .

Er band das Pferd los, warf ihm die Zügel um den Hals und wollte hinaufspringen, sein Pelz und seine Stiefel aber waren so schwer, daß sie ihn herabzogen. Dann stieg er auf den Schlitten und wollte von dem Schlitten aufs Pferd steigen. Der Schlitten aber schwankte unter seiner Last hin und her, und er rutschte wieder herunter. Endlich beim drittenmal führte er das Pferd nahe an den Schlitten heran, trat vorsichtig auf seinen Rand, und es gelang ihm auf diese Weise, mit dem Bauch quer auf den Rücken des Pferdes zu kommen. So lag er eine Weile, dann schob er sich ein-, zweimal vorwärts, endlich warf er die

Beine über den Rücken des Pferdes und setzte sich so, daß er sich mit den Füßenden auf den untersten Riemen des Geschirrs stützte. Der Rud des schwankenden Schlittens hatte Nikita geweckt, er richtete sich auf und Wassilij Andrejitsch war's, als spräche er etwas.

Auf euch Dummköpfe hören! Das wär' gerad' recht, für nichts und wieder nichts zugrunde gehen? schrie Wassilij Andrejitsch. Dann glättete er die Schöße seines Pelzes, die der Wind auseinander trieb, wandte das Pferd um und trieb es vorwärts in der Richtung, in der nach seiner Meinung der Wald und das Wächterhaus sein mußten.



Nikita saß unbeweglich da. So hatte er da-  
 gesehen von dem Augenblick an, wo er sich hinter  
 der Rückwand des Schlittens sein Plätzchen gesucht  
 und sich mit dem Sacke zugedeckt hatte. Er war  
 wie alle Menschen, die mit der Natur leben und  
 die Not kennen, geduldig und konnte ruhig stunden-  
 ja tagelang warten, ohne auch nur die geringste  
 Unruhe, die geringste Erregung zu fühlen. Er  
 hatte gehört, wie der Herr ihn beim Namen ge-  
 rufen hatte, er hatte sich nicht gemeldet, weil er  
 sich nicht rühren und sich nicht melden wollte. Es  
 war ihm zwar noch warm von dem Tee, den er  
 getrunken hatte, und von der Bewegung, die er



sich vorhin in den Schneemassen gemacht hatte, aber er wußte, daß die Wärme nicht lange vorhalten würde, und daß er nicht mehr die Kraft haben würde, sich durch Bewegen wieder zu erwärmen, denn er fühlte sich so erschöpft, wie sich ein Pferd müde fühlt, wenn es stehen bleibt und trotz aller Peitschenhiebe nicht weitergehen kann, so daß sein Herr einsieht, er müsse ihm Futter geben, damit es wieder die Arbeit aufnehmen könne. Ein Bein in einem zerrissenen Stiefel war ihm schon erstarrt, er fühlte nicht mehr den großen Zeh am Fuße, außerdem wurde sein Körper immer kälter und kälter. Da kam ihm der Gedanke, daß er in dieser Nacht sterben könne, ja, sogar aller Wahrscheinlichkeit nach müsse, aber der Gedanke erschien ihm weder besonders unangenehm noch besonders schrecklich. Besonders unangenehm schien ihm dieser Gedanke deshalb nicht, weil sein ganzes Leben kein ununterbrochener Festtag war, im Gegenteil, es war ein ununterbrochener Dienst, von dem er zu ermatten anfing. Nicht besonders schrecklich aber war ihm dieser Gedanke, weil er, abgesehen von dem Herrn, wie Wassilij Andrejitsch, dem er jetzt diente, er sich stets in diesem Leben abhängig fühlte von dem höchsten Herrn, von dem, der ihn in dieses Leben gesetzt hatte, und weil er wußte, daß er sterbend in der Macht dieses Herrn bleibt, und daß dieser Herr kein Unrecht tut. Schade, das gewohnte Leben aufzu-

geben. Je nun, was soll man tun? man muß sich auch an das neue gewöhnen.

Meine Sünden? ging's ihm durch den Sinn, und er dachte an seine Trunksucht, an das vertrunkene Geld, an die Kränkungen, die er seiner Frau zugefügt, an die groben Worte, an die Verfümmnis der Kirche, die Verletzung der Fasten und an all das, was ihm der Pöpe in der Beichte vorgeworfen hatte. Gewiß sind das Sünden, aber hab' ich allein das verschuldet? Gott hat mich geschaffen, wie ich bin. Auch mit den Sünden. Wo soll man mit ihnen hin?

So dachte er anfangs an das, was ihm in dieser Nacht zustoßen könnte, dann aber kehrte er nicht mehr zu diesen Gedanken zurück und gab sich den Erinnerungen hin, die ihm ganz von selbst durch den Sinn zogen. Er gedachte der Ankunft Marfas, der Trinkgelage der Knechte und wie er den Branntwein abgeschworen hatte. Dann kamen seine Gedanken auf die Fahrt dieser Nacht, auf das Haus des Tarras, auf die Unterhaltung, die sie über die Besitzteilung geführt hatten, auf seinen kleinen Jungen und auf Gelbmaul, der jetzt unter seiner Satteldede sich wärmen konnte, und auf seinen Herrn, der sich jetzt im Schlitten hin und her wälzte, und unter dessen Last die Kufen knarrten. Der gute Mann wird's jetzt bedauern, daß er gefahren ist, dachte er. Wer ein so gutes Leben führt, hat nicht Lust zu sterben. Anders als unser-

einer. Und alle diese Vorstellungen wirbelten durcheinander und verwirrten sich in seinem Hirn, und er schlief ein.

Als aber Wassilij Andrejitsch das Pferd bestieg und den Schlitten ins Schwanken brachte, und die Rückwand, an die Nikita mit dem Rücken angelehnt saß, sich loslöste und ihm einen Stoß in den Rücken gab, erwachte er und war wohl oder übel genötigt, seine Lage zu verändern. Mit Mühe streckte er seine Beine aus und schüttelte den Schnee von ihnen ab, dann erhob er sich, und zugleich durchdrang ein peiniger Frost seinen ganzen Körper. Er begriff, was vorging, und wollte, daß Wassilij Andrejitsch ihm den Saß überlasse, den das Pferd jetzt nicht mehr brauchte, damit er sich zudecken könne, und er rief ihm darüber etwas zu.

Wassilij Andrejitsch aber hielt nicht und verschwand im Schneegestöber.

Nikita war allein. Er sann einen Augenblick nach, was er tun sollte. Weitergehen, um eine menschliche Wohnung zu suchen, dazu fühlte er sich zu schwach, sich aber auf den alten Platz zu setzen, das ging nicht an, er war ganz von Schnee überdeckt. Im Schlitten, das fühlte er, würde er sich nicht mehr erwärmen können, denn es war nichts da, womit er sich zudecken könnte. Sein Kasten und sein Pelz aber wärmten ihn jetzt gar nicht. Ihm war so kalt, als hätte er nichts an, als

sein Hemd, ihm war traurig zumute. O Gott, Vater im Himmel, sprach er vor sich hin, und das Bewußtsein, daß er nicht allein sei, daß ein Wesen ihn hört und nicht verlassen wird, beruhigte ihn. Er seufzte tief und stieg in den Schlitten, ohne die Decke vom Kopf zu nehmen, und legte sich da auf den Platz, auf dem sein Herr gelegen hatte. Aber auch in dem Schlitten konnte er sich nicht erwärmen. Erst zitterte er am ganzen Körper, dann ging der kalte Schauer vorüber, und er verlor allmählich das Bewußtsein, er wußte nicht, ob er sterbe oder einschlafe, aber er war gleich bereit zu dem einen wie zu dem andern.



Unterdessen trieb Wassilij Andrejitsch mit den Füßen und mit den Enden des Zaumes das Pferd in der Richtung, in der, wie er vermutete, der Wald und das Wächterhaus war. Der Schnee klebte ihm die Augen zusammen, und der Wind schien ihn zurückdrängen zu wollen, aber er neigte den Körper vor, schlug immer wieder seinen Pelz zusammen, schob ihn zwischen sich und den Sattel, der ihn durch seine Kälte am Sitzen hinderte, und hörte nicht auf, sein Pferd vorwärts zu treiben. Das Pferd ging gehorsam, aber mit großer Anstrengung im Paßschritt weiter, wohin er es trieb.

Er ritt fünf Minuten, wie er glaubte, immer

geradeaus, und er sah nichts, als den Kopf des Pferdes und die weiße Wüste und hörte nichts, als das Heulen des Sturmes, der um die Ohren des Pferdes und in den Kragen seines Pelzes pfiff.

Plötzlich tauchte etwas Dunkles vor ihm auf. Das Herz schlug freudig in seiner Brust, er ritt auf das Dunkle zu und glaubte schon Mauern und Dorfhäuschen zu sehen, aber das Dunkle war nicht unbeweglich. Es wankte beständig hin und her, und es war kein Dorf, sondern hochstämmige Beifußsträucher, die zwischen den Ackerfurchen wuchsen und aus dem Schnee hervorragten, und die sich unter den Streichen des heulenden Sturmes verzweifelt auf und nieder bogen. Und dieses Gestrauch, das der Sturm unbarmherzig hin und her peitschte, verursachte ihm — Wassilij Andrejitsch wußte selbst nicht, warum — einen Schauer, und er trieb sein Pferd zur Eile an und bemerkte nicht, daß er in dem Hinreiten zu den Beifußsträuchern vollständig die bisherige Richtung verloren hatte, und daß er sein Pferd jetzt nach einer ganz anderen Seite trieb. Er glaubte vielmehr immer noch, er reite in der Richtung, wo das Wächterhaus sein muß. Das Pferd aber drängte immer nach rechts, und darum trieb er es die ganze Zeit nach links.

Wieder tauchte etwas Schwarzes vor ihm auf. Er bemerkte es freudig, denn er war überzeugt, daß es diesmal sicherlich ein Dorf ist. Aber es



war wieder eine Aderfurche, aus der Beifußgesträuch emporwuchs. Wieder flatterte der trodene Stamm verzweifelt hin und her, und Wassilij Andrejitsch padte ein Angstgefühl. Nicht genug, daß der Stamm ihn ängstigte, weil er dem andern glich, neben ihm zeigte sich eine Pferdespur, die der Wind halb verweht hatte. Wassilij Andrejitsch hielt an, bogte sich nieder und sah scharf hin. Es war die Spur eines Pferdes, leicht vom Schnee zugeschüttet, und es konnte keines anderen Pferdes Spur sein, als seines eigenen. Nun war ihm klar, er war auf einer kleinen Fläche im Kreise herumgeritten. So gehe ich zugrunde, dachte er, und damit ihn die Angst nicht übermanne, trieb er sein Pferd noch kräftiger an, tauchte die Augen in den weißen, schneeigen Nebel, aus dem es ihn wie leuchtende Punkte ansah, die immer verschwanden, wenn er sie fest ins Auge fassen wollte; einmal war es ihm, als hörte er Hundegebell oder Wolfsgeheul, aber die Töne waren so schwach und unbestimmt, daß er nicht wußte, ob er etwas höre oder ob er sich nur täusche. Er hielt wieder an und horchte angespannt auf.

Plötzlich scholl ein schrecklicher, betäubender Schrei an sein Ohr, und alles unter ihm erzitterte und erbebte. Wassilij Andrejitsch umklammerte den Hals seines Pferdes, aber auch der Hals des Pferdes bebte, und der schreckliche Schrei wurde noch entsetzlicher. Eine Weile konnte Wassilij An-

dreijtsch seine Gedanken gar nicht sammeln, nicht begreifen, was geschehen war. Und was war denn geschehen? Gelbmaul hatte, um sich Mut zu machen oder um jemanden zu Hilfe zu rufen, ein kräftiges, klägliches Gewieher ausgestoßen. Pfui, du Ungeheuer, verdamntes, sieh, wie du mich erschreckt hast, sagte Wassilij Andrejtsch zu sich selber. Aber auch nachdem er die wirkliche Ursache seiner Angst begriffen hatte, konnte er sie nicht mehr verschrecken.

Ich muß zur Besinnung kommen und mich beruhigen, sagte er zu sich selber, und doch konnte er sich nicht fassen und trieb das Pferd immer weiter, ohne zu bemerken, daß er nicht mehr mit dem Winde ritt, sondern in der entgegengesetzten Richtung. Sein Körper fror und schmerzte ihn, besonders im Schritt, wo er ungeschützt war und den Sattel berührte. Seine Hände und Füße zitterten, sein Atem ging feuchend, er sieht, daß er in dieser entsehrlichen Schneewüste dem Tode entgegengeht, und sieht kein Mittel der Rettung.

Plötzlich strauchelte das Pferd unter ihm, sank in einen Schneehaufen, schlug mit den Beinen aus und fiel zur Seite. Wassilij Andrejtsch sprang herunter. Bei diesem Sprunge zog er den Geschirriemen, auf den sein Fuß gestützt war, seitwärts und riß den Sattel, an dem er sich bei dem Sprunge festhielt, herum. In dem Augenblick, in dem Wassilij Andrejtsch abgesprungen war,

richtete sich das Pferd auf, stürzte vorwärts, machte einen Sprung, einen zweiten, wieherte wieder und verschwand, Decke und Riemen hinter sich herschleppend. Wassilij Andrejitsch stürzte dem Pferde nach, aber der Schnee war so tief, und sein Pelz so schwer, daß er bei jedem Schritt bis an die Knie versank. Er hatte nicht mehr als zwanzig Schritte gemacht, da blieb er keuchend und atemlos stehen. Der Wald, die Hammel, das Pachtland, das Geschäft, die Schenke, das Haus mit dem eisernen Dach und der Schuppen, der Erbe — dachte er, was soll aus alledem werden? Und was geschieht mit mir? Es kann nicht sein! schoß es durch seinen Kopf. Da fiel ihm aus irgend einem Grunde das Beifußgesträuch ein, das der Wind hin und her gejagt hatte, und an dem er zweimal vorübergekommen war, und ihn erfaßte ein solches Entsetzen, daß er an die Wirklichkeit dessen, was mit ihm vorging, nicht glaubte. Ist das nicht alles ein Traum? dachte er und wollte erwachen, aber das Erwachen wollte nicht kommen. Es war wirklicher Schnee, der ihm das Gesicht peitschte und ihn von allen Seiten überschüttete, so daß seine rechte Hand, von der er den Handschuh verloren hatte, fror, und es war wirkliche Wüste, die Wüste, in der er jetzt allein war, wie das Unkraut, in der er dem unvermeidlichen, nahen, sinnlosen Tode entgegengeht . . .

„Königin des Himmels, wundertätiger, heiliger



Nikolaus, Lehrer der Enthaltſamkeit,“ ſo gingen ihm die Gebete von geſtern durch den Kopf, und das Heiligenbild mit dem ſchwarzen Antliß und dem goldenen Kleid und die Kerzen, die er für dieſes Heiligenbild gekauft hatte, und die man ihm ſofort wieder zurückbrachte, und die er wieder in ſeinen Kaſten gelegt hatte, nachdem ſie nur ganz, ganz kurze Zeit gebrannt hatten. Und nun betete er zu eben dieſem wundertätigen Nikolaus um Rettung und verſprach ihm Gebete und Kerzen. Das aber begriff er klar und beſtimmt, daß dieſes Antliß, dieſer Goldſchmuck, dieſe Kerzen, der Geiſtliche und die Gebete, daß all dies ſehr wichtig und ſehr notwendig wäre dort in der Kirche, daß ſie aber hier nichts für ihn tun könnten, daß zwiſchen dieſen Kerzen und Gebeten und ſeiner jammervollen, augenblicklichen Lage nicht der geringſte Zuſammenhang war und ſein könnte. Ich darf nicht verzweifeln, dachte er, ich muß den Spuren des Pferdes folgen, ſonſt werden auch die verweht ſein, fiel ihm ein, und das Pferd wird mich herausführen, das iſt mir klar. Nur nicht zu ſchnell, ſonſt ſinkt man ein und kann noch ſchlimmer umkommen. Aber obwohl er ſich vorgenommen hatte, langſam zu gehen, ſtürzte er doch vorwärts und rannte und fiel immer wieder und ſtand auf und fiel immer von neuem. Die Spur des Pferdes war kaum noch ſichtbar an den Stellen, wo der Schnee nicht tief war. Ich bin verloren, dachte



Wassilij Andrejitsch, ich verliere die Spuren und hole das Pferd nicht ein. Aber in diesem Augenblick sah er etwas Schwarzes; es war Gelbmaul, und nicht nur Gelbmaul, sondern auch der Schlitten und die Deichsel mit dem Tuche. Gelbmaul stand jetzt auf einem anderen Platz, die Geschirriemen und die Decke hingen ihm von der Seite herab, er stand näher zur Deichsel und wackelte mit dem Kopf, den ihm der angehaakte Zügel nach unten zog. Nun stellte sich heraus, daß Wassilij Andrejitsch in demselben Graben stehen geblieben war, in dem er vorhin mit Nikita gesteckt hatte, daß sein Pferd ihn zu den Schlitten zurückgebracht hatte, und daß er nicht fünfzig Schritt von dem Schlitten entfernt von dem Pferde abgesprungen war.



Wassilij Andrejitsch arbeitete sich bis zu seinem Schlitten durch, hielt sich an ihm fest und stand lange so da, unbeweglich, um sich zu beruhigen und zu Atem zu kommen. Nikita war nicht mehr auf seinem alten Platz, aber im Schlitten lag etwas, ganz von Schnee bedeckt, und Wassilij Andrejitsch erriet, daß es Nikita war. Wassilij Andrejitschs Angst hatte sich gelegt, und wenn er etwas fürchtete, so war es nur der entsetzliche Zustand der Angst, die ihn auf dem Pferde, und besonders in dem





Augenblick gepackt hatte, wo er in den Schneemassen allein geblieben war. Er mußte alles aufbieten, um diese Angst fernzuhalten, und um sie fernzuhalten, mußte er etwas tun, sich mit etwas beschäftigen. Das erste, was er tat, war, daß er sich mit dem Rücken gegen den Wind stellte und seinen Pelz öffnete. Dann, als er schon ein wenig erholt war, schüttelte er den Schnee von den Stiefeln, aus dem linken Handschuh — der rechte war hoffnungslos verloren und lag wohl schon irgendwo zwei Fuß tief unter dem Schnee — dann zog er wieder fest und tief seinen Gürtel zu, wie er sich zu gürten pflegte, wenn er aus seinem Laden trat, um das Getreide vom Wagen zu kaufen, das die Bauern hereinbrachten, und bereitete sich auf seine Tätigkeit vor. Das erste, was zu tun war, war das Bein des Pferdes frei zu machen. Wassilij Andrejitsch tat das auch; er löste die Zügel und band Gelbmaul wieder an die eiserne Klammer an dem Borderteil, an derselben Stelle wie vorher, an. Dann ging er von hinten an das Pferd heran, um die Geschirriemen, den Sattel und die Dede zurecht zu rücken; aber in diesem Augenblick bemerkte er, daß sich im Schlitten etwas rührte und aus dem Schnee, der dicht auf ihm lag, Nikitas Kopf sich aufrichtete. Nikita, der schon ganz durchfroren war, erhob sich und setzte sich, offenbar mit großer Anstrengung, nieder und machte mit der Hand vor seiner Nase eine eigentümliche



Bewegung, wie jemand, der Fliegen abwehrt, dann sprach er etwas. Wassilij Andrejitsch meinte, er riefte ihn. Wassilij Andrejitsch ließ den Sack, wie er war und trat an den Schlitten.

Was willst du? fragte er, was sagst du?

Ich, ich ster—ster—sterbe, brachte Nikita mühsam mit gebrochener Stimme hervor.

Meinen Lohn gib dem Jungen oder meinem Weib, wie du willst.

Was ist denn, bist du erfroren? fragte Wassilij Andrejitsch.

Ich fühle, es ist mein Tod . . . . verzeih' mir um Christi willen . . . . sagte Nikita mit flagernder Stimme und hörte nicht auf, vor dem Gesicht mit seinen Händen zu fuchteln, wie wenn er Fliegen abwehrte.

Wassilij Andrejitsch stand einen Augenblick stumm und unbeweglich, dann plötzlich trat er mit der Entschlossenheit, mit der er bei einem günstigen Kauf in die Hand des Geschäftsfreundes einzuschlagen pflegte, einen Schritt zurück, streifte die Ärmel seines Pelzes in die Höhe und machte sich daran, mit beiden Händen den Schnee von Nikita und aus dem Schlitten zu entfernen. Nachdem er den Schnee fortgeräumt hatte, machte Wassilij Andrejitsch in aller Eile seinen Gürtel los, breitete seinen Pelz aus, gab Nikita einen Stoß und legte sich über ihn, indem er ihn nicht nur mit seinem Pelz, sondern mit seinem ganzen, warmen, er-

higten Körper bedeckte. Er schob mit den Händen die Schöße seines Pelzes zwischen die Schlittenwand und Nikita, ließ sich mit dem Knie auf den Boden nieder und lag so auf dem Bauche, den Kopf an den Rand des Vorderteils gelehnt. Er hörte nun nicht mehr die Bewegungen des Pferdes, nicht das Geheul des Sturmes, er lauschte nur auf Nikitas Atemzüge. Nikita lag anfangs eine lange Zeit unbeweglich da, dann seufzte er laut auf und bewegte sich.

Ah, siehst du, und du sprichst davon . . . . daß du sterben willst. Lieg still, erwärme dich . . . .

Siehst du, so bin ich, wollte Wassilij Andrejitsch sagen. Aber er konnte zu seinem eigenen großen Erstaunen nicht weitersprechen, denn die Tränen traten ihm in die Augen, und sein Unterkiefer zitterte heftig. Er sprach kein Wort mehr und schluckte nur herunter, was ihm in die Kehle kam.

Das hat mir einen Schreck eingejagt, ich merk's, ich bin ganz schwach, dachte er von sich selber. Aber diese Schwäche war ihm nicht nur nicht unangenehm, sie bereitete ihm sogar eine gewisse Freude von besonderer Art, wie er sie noch nie empfunden hatte.

Siehst du, so bin ich, sagte er zu sich selber und empfand eine feierliche Rührung eigener Art. Ziemlich lange Zeit lag er so schweigend da und wischte seine Augen an dem Flaum des Pelzes ab,

und zog dabei den rechten Schoß seines Pelzes, den der Wind heruntergeschlagen hatte, unter sein Knie.

Aber es drängte ihn förmlich, einem Menschen ein Wort über seinen freudigen Zustand zu sagen.

Nikita, sagte er.

So ist's gut, 's ist warm, könnte es ihm von unten herauf entgegen.

Recht so, Bruder. Ich war verloren, du wärest erfroren, und ich wäre . . . .

In diesem Augenblick zitterten seine Kinnbacken wieder, seine Augen füllten sich wieder mit Tränen, und er konnte nicht weitersprechen.

Je nun, tut nichts, dachte er. Ich weiß doch, was ich weiß.

Und er verstummte. So lag er lange Zeit.

Ihm war warm. Von unten wärmte ihn Nikita, von oben der Pelz. Nur die Hände, mit denen er die Schöße seines Pelzes an Nikitas Seiten hielt, und die Füße, von denen der Wind immer wieder den Pelz fortwehte, fingen an zu frieren. Besonders fror die rechte Hand, die ohne den Handschuh war. Aber er dachte nicht an seine Füße, nicht an seine Hände, er dachte nur daran, wie er den Mann, der unter ihm lag, wieder warm bekomme.

Mehrere Male blidte er nach dem Pferde hin und sah, daß sein Rücken unbedeckt war, daß die Zügel im Schnee lagen, und daß er eigentlich aufstehen mußte und das Pferd zudecken, aber er



konnte sich nicht entschließen, Nikita auch nur einen Augenblick zu verlassen, und das freudige Gefühl, in dem er sich befand, auch nur einen Augenblick zu zerstören. Von der Angst war er jetzt ganz frei.

Er wird mir schon nicht entgehen, sagte er zu sich selber in demselben prahlerischen Ton, mit dem er von seinen Einkäufen und Verkäufen zu sprechen pflegte. Er meinte damit, es müsse ihm gelingen, seinen Knecht wieder zu erwärmen.

So lag Wassilij Andrejitsch eine Stunde, zwei, drei Stunden, aber er merkte gar nicht, wie die Zeit verging. Erst zogen durch sein Hirn die Eindrücke des Schneesturms, die Deichsel, die Pferde mit dem Krummholz, die vor seinen Augen hin und her schwankten, und die Erinnerung an Nikita, der unter ihm lag. Nun mischten sich in seine Vorstellungen Erinnerungen an den Feiertag, an seine Frau, an den Kreisrichter, an die Kiste mit Kerzen, dann wieder an Nikita, der unter dieser Kiste lag. Dann sah er in seinem Geiste Bauern, die verkauften und einkauften, und weiße Mauern und eisengedechte Häuser, unter denen Nikita lag. Dann verwirrte sich das alles, eines ging in das andere über, und wie die Farben des Regenbogens, die sich zu einem weißen Licht vereinigen, sammelten sich alle diese verschiedenen Eindrücke zu einem Nichts, und er schlummerte ein. Er schlief lange, traumlos; vor der Dämmerung aber begannen die Träume. Ihm war, als stände



er vor seinem Kerzenkasten, und Tichonows Weib verlange von ihm ein Sechsdreierlicht zum Feiertage. Er will das Licht nehmen, um es der Frau zu geben, aber er kann die Arme nicht heben, sie stecken fest in seinen Taschen. Er will herumgehen um die Kisten, aber die Füße bewegen sich nicht, und die neuen, glänzenden Galoschen sind an dem steinernen Boden festgewachsen, er kann sie nicht heben und kann auch die Füße nicht aus ihnen herausziehen. Und plötzlich hört der Kasten auf, ein Kasten zu sein und wird ein Bett, und Wassilij Andrejitsch sieht sich daliegen mit dem Bauch auf dem Kerzenkasten, das heißt auf seinem Bett in seinem Hause. Und er liegt auf dem Bett und kann sich nicht erheben, und doch muß er sich erheben, denn gleich kommt der Kreisrichter Swan Matjeitsch, um ihn zu holen, und er muß mit Swan Matjeitsch gehen, entweder um den Wald zu behandeln oder Gelbmaul die Zügel zurecht zu legen. Und er fragt seine Frau: Sag' mal, ist Nikolawna nicht dagewesen? Nein, sagt sie, er ist nicht dagewesen, und er hört, wie jemand vor der Treppe des Hauses vorfährt. Das muß er sein. Nun fährt es vorüber. — Nikolawna, Nikolawna, wie, immer noch nicht? — Nein. — Und er liegt auf dem Bett und kann und kann nicht aufstehen und wartet und wartet, und dieses Warten ist ängstlich und freudig zugleich. Und plötzlich geschieht das Freudige: es kommt, den er erwartet

hat, und das ist nicht mehr Iwan Matjeitsch der Kreisrichter, sondern ein anderer, eben der, den er erwartet. Er ist gekommen und nennt seinen Namen, und der, der seinen Namen nennt, ist derselbe, der ihn gerufen hat und ihn geheißen hat, sich auf Nikita zu legen. Wassilij Andrejitsch freut sich, daß dieser Jemand gekommen ist, um ihn zu holen. Ich komme! ruft er freudig, und dieser Ruf weckt ihn. Und er erwacht. Aber er erwacht als ein ganz anderer, als er eingeschlummert ist. Er will aufstehen und kann nicht, er will den Arm bewegen, er kann nicht, das Bein, er kann es auch nicht, er will den Kopf bewegen, auch das kann er nicht. Er ist erstaunt darüber, aber nicht im geringsten gekränkt. Er begreift, das ist der Tod, und ist auch darüber nicht im geringsten gekränkt. Er erinnert sich, daß Nikita unter ihm liegt, und daß er warm ist und lebendig, und es scheint ihm, als wäre er Nikita und Nikita er, und daß sein Leben nicht in ihm, sondern in Nikita sei. Er horcht gespannt auf und hört den Atem, ja sogar ein leises Schnarchen Nikitas. Nikita lebt, so lebe also auch ich, sagt er feierlich zu sich selbst.

Und er denkt an das Geld, an den Laden, das Haus, an die Einkäufe und Verkäufe und an die Millionen der Mironows; es wird ihm schwer, zu begreifen, warum der Mensch, der Brjehunow hieß, sich mit all den Dingen beschäftigt hat, mit denen

er sich beschäftigte. Kein Wunder, er wußte ja nicht, worum es sich handelte, denkt er von Wassilij Brjehunow. Wußte ich's nicht, so weiß ich es jetzt. Jetzt ohne Irrtum. Jetzt weiß ich es. Und wieder hört er den Ruf dessen, der ihn schon vielmal gerufen hatte. Ich komme, ich komme! sagt hocherfreut sein ganzes Wesen, und er fühlt, er ist frei, nichts hält ihn mehr fest.

Und von nun an sah und hörte und fühlte Wassilij Andrejitsch nichts mehr in dieser Welt.

Ringsumher stürmte es wie zuvor. Das Schneegestöber war unverändert, und die Floden überschütteten den toten Wassilij Andrejitsch und Gelbmaul, der am ganzen Körper zitterte, und den Schlitten, der kaum noch sichtbar war, und Nikita, der tief unten lag unter seinem toten Herrn, der ihn erwärmt hatte.



Als der Morgen graute, erwachte Nikita. Er wurde geweckt von der Kälte, die wieder in seinen Rücken einzudringen begann. Er hatte geträumt: er kam von der Mühle mit dem Mehl seines Herrn und sei, als er bei der Brücke über den Bach fuhr, stecken geblieben. Und er sieht sich selber, wie er unter den Wagen kriecht und ihn mit seinem Rücken in die Höhe hebt. Aber seltsam, der Wagen bewegt sich nicht, sondern klebt

förmlich an seinem Rücken. Er kann den Wagen nicht in die Höhe heben und kann nicht herunterkriechen. Er quetscht ihm sein ganzes Kreuz entzwei. Und kalt ist er! Er muß also hervorkriechen. Genug, sagt er zu dem unbekanntem Wesen, das ihm mit dem Wagen den Rücken quetscht, lade die Säcke ab. Aber der Wagen wird immer kälter und kälter und drückt ihn. Plötzlich klopft etwas Eigentümliches, und er erwacht vollständig, und alles wird ihm klar. Der kalte Wagen, das ist sein toter Herr, der erfroren auf ihm liegt, und das Klopfen kam von Gelbmaul, der zweimal mit den Hufen an den Schlitten geschlagen hatte.

Andrejitsch, ach, Andrejitsch! ruft Nikita, der die Wahrheit schon ahnte, vorsichtig seinen Herrn an, und stemmt seinen Rücken hoch.

Aber Andrejitsch meldet sich nicht. Sein Leib und seine Beine sind steif und kalt und schwer, wie Gewichte.

Er muß tot sein, Friede seiner Asche! dachte Nikita.

Er wandte seinen Kopf um, schüttelte den Schnee mit der Hand von sich und öffnete die Augen. Es ist heller Tag; der Sturm pfeift wie vorher in der Deichsel, der Schnee fällt wie vorher, nur mit dem einen Unterschied, daß er nicht mehr an den Vorderteil des Schlittens peitscht, sondern lautlos Schlitten und Pferd immer höher, immer



höher verhüllt, und daß man weder eine Bewegung noch das Atmen des Pferdes hört. Auch Gelbmaul muß wohl erfroren sein, denkt Nikita. Und wirklich, die Hufschläge gegen den Schlitten, die Nikita aufgeweckt hatten, waren die letzten Anstrengungen des gänzlich erstarrten Gelbmauls, sich auf den Beinen zu halten.

Gott und Vater, ich sehe, du ruffst auch mich, sagt Nikita zu sich selber, dein Wille geschehe. Aber es ist schwer. Je nun, zwei Tode stirbt der Mensch nicht, und dem einen kann er nicht entgehen. Daß ihn nur schnell kommen . . . Und wieder verbirgt er seine Hand, schließt die Augen und sinkt bewußtlos zurück, fest davon überzeugt, daß er jetzt bestimmt und ein für allemal stirbt.

Erst am folgenden Tage um die Mittagszeit gruben die Bauern mit Schaufeln Wassilij Andrejtsch und Nikita etwa dreißig Klafter von der Landstraße und eine halbe Werst vom Dorfe entfernt aus dem Schnee hervor.

Der Schnee lag höher als der Rand des Schlittens, aber die Deichsel und das daran befestigte Tuch waren noch sichtbar. Gelbmaul stand, von Kopf bis Fuß weiß, bis zum Bauch im Schnee, die Zügel und der Sack waren heruntergerutscht. Den toten Kopf hatte er an die erstarrte Brust gedrückt; die Rüstern waren voller Eiszapfen, die Augen bereift und wie von gefrorenen Tränen umgeben. Es war in der einen Nacht so abge-



magert, daß man nur Haut und Knochen an ihm sah. Wassilij Andrejitsch war erstarrt, wie ein gefrorenes Schlachtvieh. Seine Beine waren auseinandergespreizt, und so in dieser Stellung wälzten ihn die Leute von Nikita herunter. Seine hervorstehenden Habichtsaugen waren von Eiszapfen umgeben, und sein offener Mund unter dem gefrorenen Schnurrbart war voller Schnee. Nikita aber lebte, obwohl er erstarrt war. Als die Leute Nikita aufweckten, war er fest überzeugt, er sei schon gestorben, und das, was jetzt mit ihm vorgehe, geschehe nicht in dieser, sondern in jener Welt. Als er aber die lärmenden Bauern hörte, die ihn herausschaufelten, und die den toten Wassilij Andrejitsch von ihm herabwälzten, war er zuerst verwundert, daß im Jenseit die Bauern ebenso schreien, und daß sie Körper haben, wie in dieser Welt. Als ihm aber klar ward, daß er noch hier sei in dieser Welt, war er eher gekränkt als erfreut, besonders als er fühlte, daß die Zehen an seinen beiden Füßen erfroren waren.

Zwei Monate lag Nikita im Krankenhaus. Drei Zehen nahm man ihm ab, die übrigen heilten aus, so daß er arbeiten konnte. Er lebte noch zwanzig Jahre, erst als Knecht, später, in älteren Jahren, als Wächter. Gestorben ist er erst in diesem Jahre in seinem Hause, wie er es immer gewünscht hatte, vor den Heiligenbildern mit der brennenden Kerze in der Hand. Vor seinem Tode bat er seine Alte



um Verzeihung und verzieh auch ihr ihren Böttcher; er nahm Abschied von seinem Jungen und seinen Enkeln, und starb, aufrichtig erfreut darüber, daß er durch seinen Tod Sohn und Schwiegertochter von der Bürde eines überflüssigen Mitessers befreit, und daß er selbst, jetzt aber wirklich, aus diesem Leben, das ihm überdrüssig geworden war, in jenes Leben eingeht, das ihm mit jedem Jahr und mit jeder Stunde immer verständlicher und verlockender geworden war. Ob ihm besser oder schlechter dort ist, wo er nach diesem wirklichen Tode erwacht ist? Ob er enttäuscht worden, oder ob er gefunden hat, was er erwartet hatte? — Das werden wir alle in nicht zu ferner Zeit erfahren.





# Die Dekabristen

Bruchstücke eines unvollendeten  
Romans



Die Dekabristen (d. h. Dezembermänner) ist der Name für eine Gruppe russischer Freiheitskämpfer, die zu Beginn der Regierung des Kaisers Nikolaus, am 14./26. Dezember 1825 in Petersburg einen Aufstand versuchten, der an der höchst mangelhaften Vorbereitung scheiterte, scheitern mußte. Zu den Dekabristen gehörten geistig hervorragende Persönlichkeiten und Männer von ausgezeichneter Gesinnung. Man kann die Dekabristen als die Vorläufer der todesfühnen Vorkämpfer für Freiheit bezeichnen, an denen Rußland reicher ist, als irgend ein Land der Erde.

Die Führer der Bewegung wurden gefangen genommen, einige von ihnen schmähslich hingerichtet, die anderen nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Aber die Anregung, die sie gegeben, war von tiefer und dauernder Nachwirkung. Ihr verdankt Rußland die fortzeugende Saat freiheitlicher Gedanken, deren Früchte Gegenwart und Zukunft genießen sollen. Als sie nach jahrzehntelanger Trennung von Europa in die Heimat wiederkehrten, fanden sie alles verändert. Ein Teil ihrer Saat war inzwischen aufgegangen. Rußland sah unter Alexander II., dem Nachfolger Nikolaus', mit freudiger Hoffnung einer besseren Zeit entgegen.

Alexander II. war es auch, der den Opfern des unglückseligen Dezember von 1825 endlich, endlich nach dreißig Jahren heldenhaft ertragener Leiden 1856 die Rückkehr in die Heimat gestattete. Von den 121 Ver-

kannten waren aber nur noch 19 am Leben. Die wenigen, die wiederkehrten, wurden, wie die Fürstin Maria Nikolajewna Wolkonstij in ihren Erinnerungen erzählt, „mit Begeisterung, von einigen sogar mit Bewunderung empfangen“. Die Fürstin Wolkonstij und ihre Freundin, die Fürstin Trubektoj, waren ihren verurteilten Männern in die Verbannung gefolgt; die verwöhnten Kinder einer Gesellschaft, die nichts von Entbehrungen weiß, nahmen alle Entbehrungen auf sich, die mit diesem Opfer der Liebe verbunden waren. Als junge Frauen von zwanzig Jahren machten sie den Weg nach Sibirien: die eine machte ihn nicht wieder zurück, sie war ein Jahr vor der Aufhebung der Verbannung gestorben. Maria Wolkonstaja kehrte in dem großen Jahre der Befreiung mit ihrem Gatten und den herangewachsenen Kindern wieder, nachdem sie zwanzig Jahre in Irkutsk gelebt und ihren Kindern dort eine gute Bildung gegeben hatten.

Der Heldenmut der beiden Frauen hat in Rußland schon seinen Dichter gefunden.

Nekrassow hat jeder von ihnen ein langes Poem gewidmet, und seine Dichtung ist so volkstümlich in russischen Landen, wie die Tat, die sie besingt.

Diese Männer, voll Adel und Seelenstärke, diese Frauen, voll Hochsinn und Tapferkeit, müssen für den Dichter eine reizvolle Aufgabe sein.

Und in der Tat, immer wieder und wieder lockten auch Tolstoj diese Gestalten und zogen ihn immer von neuem an. Ihre Angehörigen kannte er und hörte aus ihrem Munde vieles über ihr Wesen und ihre Schicksale. Und auch ein Tolstoj war unter den verbannten Defabrikanten.

Und doch wollte aus der Fülle des Gehörten und Gelesenen sich kein Kunstwerk gestalten. Fünfzehn volle Jahre rang er mit dem Stoff, der sich ihm in reicher, vielleicht zu reicher Fülle darbot. Im Jahre 1863 begann er die Arbeit, und erst 1878 entschloß er sich, sie ein für allemal aufzugeben.



Ähnlich erging es ihm mit „Peter dem Großen“, den er auch zum Mittelpunkt einer großen, weiten Schilderung einer beginnenden neuen Zeit für Rußland machen wollte. Er verlor die Teilnahme für den Menschen, dem er erst eine gewisse Bewunderung entgegengebracht hatte, und der ihm schließlich gering und schlecht erschien.

Die Dekabristen waren nicht, wie Peter, in seiner Schätzung gesunken. Sie standen ihm nur zeitlich zu nahe und führten ihn unbewußt zu dem gewaltigen weltgeschichtlichen Ereignis, das er in „Krieg und Frieden“ zu einer Art nationalem Heldengedicht ausgestaltet hat.

Indem er die geistigen Strömungen erforschte, die die Reformideen der Dekabristen hervorgerufen hatten, indem er ihren äußeren und inneren Beziehungen nachging, näherte er sich den ersten Jahren des beginnenden Jahrhunderts und vertiefte er sich mehr und mehr in die Verhältnisse Rußlands zur Zeit der Napoleonischen Invasion. „Das Jahr 1805“ — so nennt sich der erste Teil von „Krieg und Frieden“, der gesondert niedergeschrieben und zuerst auch gesondert veröffentlicht worden ist — fesselte ihn mehr als das Jahr 1825, und die Fortsetzung der einmal begonnenen dichterischen Bearbeitung der welthistorischen Kämpfe mit Napoleon beschäftigte ihn nun volle fünf Jahre. So waren „Die Dekabristen“ die erste Anregung zu „Krieg und Frieden“ gewesen. Als „Krieg und Frieden“ beendet war, versuchte Tolstoj von neuem den Dekabristenstoff zu bewältigen, und auch von der Arbeit an dem zweiten großen Roman „Anna Karenina“ (1873—76) wurde der Dichter von Zeit zu Zeit abgelenkt durch die sympathischen Männer des Dezember-Aufstands. Aber immer wieder verlor er die Lust zu dieser Arbeit und entschloß sich endlich, die geringfügigen Bruchstücke zu veröffentlichen, die hier folgen.

Was aus dem Ganzen hätte werden können, ist nach den kargen Einleitungskapiteln nicht zu er-

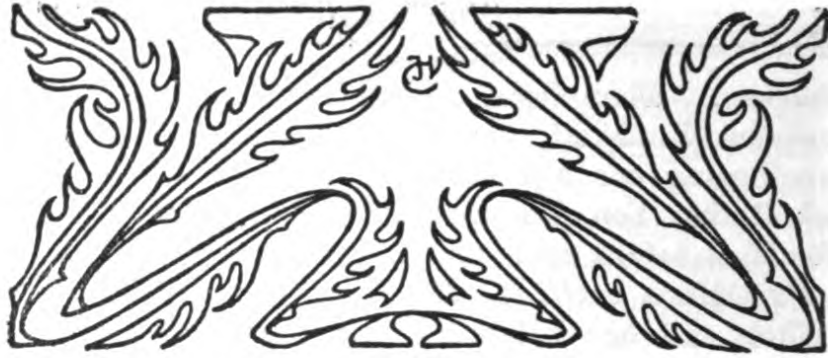


schließen. Man sieht, besonders aus dem ersten, größeren Bruchstück, dem man wohl ohne Schwanken den Vorzug vor den anderen Versuchen geben wird, daß Tolstoj von der wärmsten Sympathie für die Menschen beseelt war, die er uns gleich am Eingange der Erzählung vorführt. Wenn man die Schilderungen Tolstoj's mit den bekannten geschichtlichen Vorgängen vergleicht, kommt man zu dem Schluß, daß die Wiederkehr der Familie Wolkonstij die Grundlage des schönen Einleitungskapitels bildet. Der Name Labasow ist erfunden. Unter den Dekabristen war keiner, der diesen Namen führte. Was der Dichter an Einzelheiten von Labasow erzählt, stimmt ganz mit dem überein, was wir von den Wolkonstijs aus Selbstschilderungen wissen. —

Als eine Arbeit des Dichters von „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, als der Gegenstand des Ringens eines großen Künstlers mit einem Stoffe, der sich gerade ihm spröde erweist, haben die unvollendeten „Dekabristen“ für uns ihren Wert.

R. L.





## I

**E**s war vor nicht langer Zeit, unter der Regierung Alexander II., in unserer Zeit der Zivilisation, des Fortschritts, der „Fragen“, der Wiedergeburt Rußlands usw. usw. Zu der Zeit, als das siegreiche russische Heer aus Sewastopol heimkehrte, das sich dem Feinde ergeben hatte, als ganz Rußland die Vernichtung der Schwarzenmeer-Flotte feierte und das weißtürmige Moskau die Reste der Besatzung dieser Flotte begrüßte und zu diesem glücklichen Ereignis beglückwünschte, ihnen einen guten russischen Trunk Branntwein und, nach guter russischer Sitte, Brot und Salz darbrachte und sich tief vor ihnen verbeugte; es war zu der Zeit, als Rußland in der Person weitlichtiger jungfräulicher Politiker die Zerstörung seiner Träume von einer Messe in der Hagia Sofia beweinte und den für das Vaterland tief-schmerzlichen Verlust zweier großer Männer beklagte, die der Krieg hinweggerafft hatte (der eine, voll Begeisterung für den Gedanken, sobald als möglich die Messe in der genannten Kirche abzuhalten, war auf den Feldern der Walachei ge-

fallen, hatte aber auch auf eben diesen Feldern zwei Schwadronen Husaren gelassen, der andere, ein unschätzbare Mann, hatte Tee, fremdes Geld und Laken an die Verwundeten verteilt und hatte nie weder das eine noch das andere gestohlen); zu der Zeit, da von allen Seiten auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit in Rußland die großen Männer wie Pilze aus der Erde hervorschoßen — Heerführer, Verwaltungstalente, Volkswirtschaftslehrer, Schriftsteller, Redner und gemeinhin große Männer ohne besonderen Beruf und besondere Ziele. Zu der Zeit, da ein Trinkspruch bei dem Jubiläum eines Moskauer Schauspielers die Anregung zur Bildung einer öffentlichen Meinung gab, die alle Verbrecher zu strafen begann; als drohende Kommissionen aus Petersburg nach dem Süden eilten, um die Kommissariatsverbrecher zu verhaften, zu überführen und hinzurichten; als in allen Städten die Helden von Sewastopol mit Festmahlen und Reden gefeiert wurden und man denen, die mit verkrüppelten Armen und Beinen heimkehrten, auf allen Brücken und Kreuzwegen begegnete und Veierkasten widmete. Zu der Zeit, da die Rednertalente sich so schnell in unserm Volke entwickelten, daß ein Schenkwirt überall und bei jeder Gelegenheit so kräftige Reden schrieb und druckte und bei Festessen auswendig hersagte, daß die Hüter der Ordnung genötigt waren, allgemeine Einschränkungsmaßregeln gegen

die Beredsamkeit des Schenkwirts zu ergreifen; da man sogar im Englischen Klub ein besonderes Zimmer herrichtete zur Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten; da Zeitschriften unter den aller-  
verschiedensten Flaggen erschienen, — Zeitschriften, die europäische Reime auf europäischem Boden, aber mit russischer Weltanschauung entwickelten, und Zeitschriften, die ausschließlich auf russischem Boden russische Reime entwickelten, jedoch mit europäischer Weltanschauung; als plötzlich soviel Zeitschriften erschienen, daß alle Namen erschöpft zu sein schienen: Der „Bote“, das „Wort“, die „Laube“, der „Beobachter“, der „Stern“, der „Adler“ und viele, viele andere, — und trotzdem immer neue und neue Namen auftauchten; zu der Zeit, da ganze Plejaden von Schriftstellern-Denkern auftauchten, die nachzuweisen suchten, die Wissenschaft sei eine nationale oder sie sei keine nationale, oder sie sei eine nicht-nationale usw., und Plejaden von Schriftstellern-Künstlern, die einen Hain und einen Sonnenaufgang und ein Gewitter und die Liebe der russischen Jungfrau und die Faulheit eines Beamten und das schlechte Verhalten vieler Beamten schilderten; zu der Zeit, da von allen Seiten die „Fragen“ auftauchten (wie man im Jahre 1856 all die zusammen-treffenden Umstände zu nennen pflegte, in denen niemand einen Sinn entdecken konnte), — die Fragen der Kadettenschulen, der Universitäten, der



Zensur, des mündlichen Gerichtsverfahrens, die Finanz-, die Polizei-, die Emanzipationsfrage und viele andere — alle sich Mühe gaben, noch neue Fragen zu finden, alle versuchten, sie zu lösen: in Schrift und Wort, Projekte vorbereiteten, alles verbessern, vernichten, verändern wollten, und alle Russen wie ein Mann von unbeschreiblicher Begeisterung ergriffen waren. Ein Zustand, der sich für Rußland im 19. Jahrhundert zweimal wiederholt hat: das erstemal, als wir im Jahre 1812 Napoleon I. den Rücken durchbleuten, und das zweitemal, als im Jahre 1856 Napoleon III. uns den Rücken durchbleute. O große, unvergeßliche Zeit der Wiedergeburt des russischen Volkes! . . .

Wie jener Franzose, der das Wort gesprochen: Wer nicht zur Zeit der großen französischen Revolution gelebt hat, der hat überhaupt nicht gelebt! so wage auch ich zu sagen: Wer nicht im Jahre 1856 in Rußland gelebt hat, der weiß nicht, was Leben heißt. Der Schreiber dieser Zeilen hat nicht nur jene Zeit miterlebt, er war auch einer der mitwirkenden Männer jener Zeit. Nicht bloß daß er selbst viele Wochen in einer der Blindagen Sewastopols gefessen hat, er hat auch über den Krimkrieg ein Buch geschrieben, das ihm großen Ruhm eingetragen, und in dem er klar und ausführlich geschildert hat, wie die Soldaten von den Bastionen herab aus ihren Büchsen feuerten, wie sie auf



dem Verbandplatz Verbände anlegten und auf dem Friedhof die Toten bestatteten. Und nach der Vollbringung dieser Taten kam der Schreiber dieser Zeilen nach dem Zentrum des Reichs in das Feuerwerkerinstitut, wo er auch die Lorbeeren für seine Taten erntete. Er sah die Begeisterung der beiden Hauptstädte und der gesamten Nation und erfuhr an seiner eigenen Person, wie Rußland wahre Verdienste zu belohnen weiß. Die Mächtigen dieser Welt suchten alle seine Bekanntschaft, drückten ihm die Hand, boten ihm Festessen an, luden ihn an ihre Tafel, öffneten ihm bereitwillig ihr Haus, um von ihm Einzelheiten aus dem Kriege zu hören, und erzählten ihm von ihren Empfindungen. Darum kann der Schreiber dieser Zeilen jene große unvergeßliche Zeit richtig schätzen. Aber nicht darum handelt es sich . . .

Zu dieser Zeit hielten einmal zwei Wagen und Schlitten vor der Einfahrt eines der besseren Moskauer Gasthäuser. Ein junger Mann rannte in das Haus und fragte nach Zimmern; ein alter Herr saß mit zwei Damen im Wagen und erzählte ihnen, wie die Schmiedebrücke zur Franzosenzeit ausgesehen hätte. Das war die Fortsetzung eines Gesprächs, das er bei der Einfahrt in Moskau begonnen hatte; jetzt setzte der weißbärtige alte Herr mit dem auseinandergeschlagenen Pelz ruhig die Unterhaltung im Wagen fort, als hätte er die Absicht, darin zu übernachten. Frau und

Tochter hörten ihm zu, warfen aber mit einer gewissen Ungeduld immer wieder Blicke nach der Thür. Der junge Mann trat aus der Thür heraus, mit ihm der Schweizer und der Zimmerkellner.

Nun, wie ist's, Sergjej? fragte die Mutter, und bot dabei ihr ermüdetes Gesicht dem Licht der Laterne dar.

Geschah es aus Gewohnheit oder damit ihn der Schweizer wegen seiner Pelzjacke nicht für einen Bedienten halte — Sergjej antwortete französisch, es seien Zimmer zu haben, und öffnete den Wagenschlag. Der alte Herr sah einen Augenblick den Sohn an, dann wandte er sich wieder in die dunkle Ecke des Wagens zurück, als ob ihn alles andere nichts weiter anginge.

Das Theater gab es damals noch nicht, fuhr er fort.

Pierre, sagte die Gattin, indem sie ihren Umhang aufnahm; er aber sprach weiter:

Madame Chalmé war in der Twerstraße . . .

Aus dem Innern des Wagens erklang jugendliches, helles Lachen.

Papa, so steig' doch aus. Du bist so ins Erzählen hineingekommen!

Der alte Herr schien jetzt erst zu bemerken, daß sie am Ziele waren, und sah sich um.

So steige doch aus.

Er schob seine Mütze fest in die Stirn und stieg gehorsam aus. Der Schweizer griff ihm unter den

Arm; da er aber beobachtete, daß der alte Herr noch sehr rüstig gehe, bot er seine Dienste sofort der Dame an. Natalia Nikolajewna, die Gattin des alten Herrn, erschien ihm als eine sehr gewichtige Persönlichkeit wegen ihres Zobelpelzes, wegen der langsamen Art, wie sie ausstieg, wie sie sich schwer auf seinen Arm stützte, wie sie, ohne sich umzusehen, geradeswegs die Treppe betrat. Das Fräulein konnte er von den Mädchen, die aus dem zweiten Wagen stiegen, kaum unterscheiden — sie trug ganz wie diese ein Bündelchen und eine Pfeife und ging hinterdrein; nur an dem Lachen und daran, daß sie den alten Herrn „Vater“ nannte, erkannte er sie.

Nicht hierhin, Papa, nach rechts, sagte sie und hielt ihn am Ärmel des Pelzes fest, nach rechts.

Und auf der Treppe erklang mitten durch das Geräusch der Schritte und Türen und das schwere Atmen der alten Dame dasselbe Lachen, das man aus dem Wagen gehört hatte, und bei dem jeder, der es hörte, wohl gedacht hätte: die lacht wunderbar, beneidenswert!

Sergjej, der Sohn, hatte auf der Reise die Sorge für alle materiellen Dinge übernommen, und er betrieb sein Amt, wenn auch ohne Sachkenntnis, so doch mit der Energie und mit der selbstzufriedenen Geschäftigkeit, die dem Alter von 25 Jahren eigen zu sein pflegt. Zwanzigmal

mindestens, und offenbar ohne besonders wichtige Ursache, lief er im einfachen Überzieher, vor Kälte zitternd, hinunter zu dem Schlitten und wieder hinauf, und nahm dabei mit seinen jungen, langen Schritten zwei bis drei Stufen auf einmal. Natalia Nikolajewna rief ihm bittend zu, er solle sich nicht erkälten; aber er versicherte immer wieder, es habe nichts zu sagen, erteilte beständig Befehle, schlug mit den Türen, ging hin und her und machte, als man schon alles an die Diener und Hausknechte abgegeben hatte, einen Rundgang durch alle Zimmer, ging zur einen Tür heraus und kam zur andern wieder herein und sah sich überall um, was es wohl noch zu tun gäbe.

Sag', Papa, wirst du ins Badehaus fahren? . . . Soll ich mich erkundigen? — fragte er.

Der Papa war in Gedanken versunken; er schien sich nicht klar zu sein darüber, wo er sich befand. Er antwortete nicht gleich, denn er hörte zwar die Worte, nahm sie aber nicht auf; plötzlich hatte er sie verstanden.

Ja, ja, ja! Erkundige dich. An der Steinernen Brücke ist wohl eins.

Das Oberhaupt der Familie durchschritt eilig und erregt die Zimmer und ließ sich dann in einen Lehnstuhl nieder.

Na, jetzt heißt es, klar sein, was geschehen soll, wie wir uns einrichten, sagte er; helft, Kinder, flott! Nun frisch alles herbeigebracht, eingerichtet,



und morgen schicken wir ein Briefchen und Sergjei zur Schwester Maria Iwanowna, zu Nikitins oder wir fahren selbst hin; nicht wahr, Nataſcha? . . . Jetzt aber heißt's, Ordnung machen.

Morgen ist Sonntag; ich hoffe, du wirst vor allem andern zur Kirche fahren, Pierre, sagte die Gattin, die vor einem Koffer auf dem Fußboden lag und ihn aufschloß.

Ach ja, Sonntag! Gewiß, wir fahren alle nach der Himmelfahrtskirche; das sei der Anfang unserer Heimkehr. Du lieber Gott! Wenn ich an den Tag zurückdenke, da ich zum letztenmal in der Himmelfahrtskirche war . . . weißt du noch, Nataſcha? Aber nicht darum handelt sich's.

Und das Familienoberhaupt erhob sich rasch von dem Stuhl, auf den er sich eben gesetzt hatte.

Aber jetzt muß Ordnung werden.

Und ohne das geringste zu tun, ging er von einem Zimmer in das andere.

Sag', trinken wir Tee, oder bist du müde und willst ruhen?

Ja, ja, antwortete seine Frau und zog einen Gegenstand aus dem Koffer hervor; du wolltest doch ins Bad?

Ja, zu meiner Zeit war ein Bad an der Steinernen Brücke. Sergjei, frag' doch mal nach, ob die Anstalt an der Steinernen Brücke noch besteht. Dies Zimmer kann ich und Sergjei be-

wohnen. Sergjej! Wird's dir hier gefallen? — Sergjej aber war schon fort, um sich nach der Badeanstalt zu erkundigen.

Nein, das gefällt mir alles noch nicht! fuhr er fort; du würdest keine unmittelbare Verbindung mit dem Salon haben. Wie meinst du, Nataſcha?

Beruhige dich nur, Pierre; das wird schon alles werden, antwortete Nataſcha aus dem andern Zimmer, in das die Hausknechte das Gepäd gebracht hatten. Pierre aber stand unter dem Eindruck der begeisterten Stimmung, in die ihn die Ankunft an seinem Ziel versetzt hatte.

Paß doch auf, wirf Sergjejs Wäsche nicht unter deine! Da, seine Schlittschuhe haben sie in den Salon geworfen.

Und er hob sie selbst vom Boden auf und stellte sie mit ganz besonderer Vorsicht, als hinge davon die ganze zukünftige Ordnung des Haushalts ab, an den Türrahmen und stemmte sie dagegen. Die Schlittschuhe aber standen nicht fest, und kaum war Pierre ein paar Schritte fortgegangen, da fielen sie polternd quer über die Tür. Natalia Nikolajewna runzelte die Stirn und zuckte zusammen. Als sie aber die Ursache des Lärms bemerkte, sagte sie:

Sonja, heb' sie auf, mein Liebchen.

Heb' sie auf, mein Liebchen, wiederholte der Gatte; ich gehe inzwischen zum Wirt, sonst werdet

ihr nicht fertig. Ich will alles mit ihm besprechen.

Ich denke, wir lassen ihn lieber rufen, Pierre; wozu willst du dich bemühen?

Pierre war damit einverstanden.

Ssonja, rufe doch den — wie heißt er doch? Monsieur Cavalier. Sei so gut, sage ihm, wir möchten alles mit ihm besprechen.

Chevalier, Papa, sagte Ssonja und war schon im Begriff zu gehen.

Natalia Nikolajewna, die mit leiser Stimme Befehle gab und mit leisen Schritten von einem Zimmer ins andere ging, bald mit einem Kofferchen, bald mit einer Tabakspfeife oder einem Kissen, und geräuschlos den Gepäckschaufen ordnete und alles an seinen Platz stellte, hatte noch Zeit, Ssonja im Vorübergehen zuzuflüstern:

Gehe nicht selbst, schide den Diener.

Während der Diener den Wirt holte, benutzte Pierre die Ruhepause, unter dem Vorwande seiner Frau behilflich zu sein, eines ihrer Kleider zu zerknittern und über einen leeren Koffer zu stolpern. Der Detabrist hielt sich mit der Hand an der Wand und sah sich lächelnd um. Seine Frau schien so beschäftigt zu sein, daß sie nichts bemerkte; Ssonja aber sah ihn mit ihren lachenden Augen an, als wartete sie auf die Erlaubnis aufzulachen. Er gab ihr gern diese Erlaubnis, indem er selbst in ein so gutmütiges lautes Lachen ausbrach, daß alle,

die im Zimmer waren, von seiner Frau bis zu dem Hausknecht und den Mädchen, laut lachten. Dieses Lachen belebte den alten Herrn noch mehr, nun fand er, daß das Sofa im Zimmer seiner Frau und Tochter unbequem stehe, obgleich die beiden das Gegenteil behaupteten und ihn baten, er solle sich darüber nicht beunruhigen. In dem Augenblick, da er mit eigenen Händen, von dem Hausknecht unterstützt, Anstrengungen machte, das Möbel umzustellen, trat der Wirt, ein Franzose, ins Zimmer.

Sie wünschten mich zu sprechen? sagte der Wirt in strengem Ton und zog zum Zeichen seiner Gleichmütigkeit — um nicht zu sagen Geringschätzung — langsam sein Taschentuch, faltete es langsam auseinander und schneuzte sich langsam.

Ja, lieber Freund, sagte Peter Zwanowitsch, indem er auf ihn zutrat; sehen Sie, wir wissen selbst noch nicht, wie lange wir hier bleiben. Ich und meine Frau . . . und nun begann Peter Zwanowitsch, der die Schwäche hatte, in jedem Menschen seinen Nächsten zu sehen, über seine Verhältnisse und Pläne zu sprechen.

Herr Chevalier teilte diese Ansicht von den Menschen nicht und hatte kein Interesse an den Mitteilungen, die Peter Zwanowitsch ihm machte. Das treffliche Französisch aber, das Peter Zwanowitsch sprach (die Kenntnis des Französischen gibt in Rußland, wie man weiß, so etwas wie einen

höheren Rang), und seine vornehmen Manieren gaben ihm eine hohe Meinung von den Ankömmlingen.

Womit kann ich Ihnen dienen? fragte er.

Die Frage machte Peter Swanowitsch keine Schwierigkeiten. Er sprach seine Wünsche aus: er wollte Zimmer, Tee, einen Samowar, Abendbrot, Mittag, Kost für seine Dienerschaft — kurz all die Dinge, um derentwillen die Gasthäuser da sind. Und als Herr Chevalier, verwundert über die Naivität des alten Herrn, der sich benahm, als wäre er in der turkmenischen Steppe oder glaube, daß alle diese Dinge umsonst geliefert würden, erklärte, das alles stehe zur Verfügung, geriet Peter Swanowitsch in einen Zustand der Entzündung.

Das ist ja reizend, vortrefflich! So wollen wir uns so einrichten. Wollen Sie also so freundlich sein . . . es wurde ihm aber peinlich, immer nur von sich zu sprechen, und so fing er denn an, Herrn Chevalier nach seiner Familie und seinen Geschäften zu fragen. Sergjej Petrowitsch, der nun wieder in das Zimmer zurückgekommen war, schien dieser Ton seines Vaters nicht zu gefallen; er bemerkte ein Mißbehagen bei dem Wirt und lenkte das Gespräch deshalb auf das Bad. Peter Swanowitsch aber war ganz mit der Frage beschäftigt, wie wohl im Jahre 1856 ein französisches Gasthaus in Moskau gehen könnte, und wie



Madame Chevalier ihre Zeit verbringe. Endlich machte der Wirt eine Verbeugung und fragte, ob er noch Wünsche hätte.

Trinken wir Tee, Nataſcha, ja? . . . Also bitte Tee . . . Und wir plaudern noch, mein liebenswürdiger Monsieur . . . Was für ein prächtiger Mensch! . . .

Und gehst du baden, Papa?

Ach ja . . . Dann also keinen Tee. — So war das einzige Ergebnis der Unterhaltung mit den neuen Gästen dem Wirt wieder verloren. Dafür aber war Peter Zwanowitsch jetzt stolz und glücklich über seine Anordnungen. Die Lastkutscher, die jetzt kamen, um ein Trinkgeld zu erbitten, verstimten ihn wieder, weil Sergjej kein Kleingeld hatte; und Peter Zwanowitsch war schon im Begriff, wieder nach dem Wirt zu schiden. Nur der glückliche Gedanke, daß er nicht allein ein Recht habe, an dem heutigen Abend fröhlich zu sein, brachte ihn aus der Verlegenheit. Er nahm zwei Drei-Rubelscheine heraus, drückte dem einen Kutscher einen Schein in die Hand und sagte: Das ist für Sie (Peter Zwanowitsch hatte die Gewohnheit, alle Menschen mit „Sie“ anzusprechen, nur seine Familienangehörigen nicht), und das für Sie; und dabei gab er dem zweiten Kutscher den Schein, indem er seine Hand in die des Kutschers legte, so etwa wie man einem Arzt das Honorar für den Krankenbesuch gibt. Nachdem

alle diese Geschäfte erledigt waren, fuhr er ins Badehaus.

Ssonja stützte, so wie sie auf dem Sofa saß, ihren Kopf in die Hand und lachte auf:

Ach, wie schön, Mama! Ach, wie schön! — Dann zog sie die Beine auf das Sofa, streckte sich aus, legte sich zurecht und versank in Schlaf, in den festen, unhörbaren Schlaf eines gesunden, achtzehnjährigen Mädchens, das eine Reise von sechs Wochen zurückgelegt hat. Natalia Nikolajewna, die immer noch in ihrem Schlafzimmer zu ordnen hatte, nahm mit dem empfindlichen Ohr der Mutter wahr, daß Ssonja sich nicht rührte und ging hinein, nach ihr zu sehen. Sie nahm ein Kissen, hob mit ihrer großen weißen Hand den zerzausten Kopf des Mädchens mit dem geröteten Gesicht in die Höhe und ließ ihn auf das Kissen nieder. Ssonja seufzte tief, tief auf, zog die Achseln hoch und legte ihren Kopf auf das Kissen, ohne ‚merci‘ zu sagen, als wäre das alles von selbst geschehen.

Nicht auf diese Seite, nicht auf diese Seite, Gawrilowna, Katja! sagte Natalia Nikolajewna gleich darauf, zu den Mädchen gewandt, die das Bett machten, und strich dabei so ganz nebenher mit der einen Hand ihrer Tochter das Haar zurück, das ihr ins Gesicht fallen wollte. Ohne Raß, aber auch ohne Hast kleidete sich Natalia Nikolajewna jetzt an, und als der Gatte und der Sohn

wieder heimkamen, war alles fertig: da war kein Koffer mehr im Zimmer; in Pierres Schlafzimmer war alles so, wie es Jahrzehnte hindurch in Irkutsk gewesen war: der Schlafrock, die Tabakspfeife, die Dose, das Zuderwasser, das Evangelium, das er abends zu lesen pflegte, sogar ein kleines Heiligenbildchen war über dem Bett an die prächtige Tapete von Chevaliers Zimmer angeklebt; er pflegte sonst diesen Zimmerschmutz nicht zu brauchen, an diesem Abend aber war er in allen Zimmern der dritten Abteilung des Gasthauses aufgetaucht.

Natalia Nikolajewna ordnete noch die Kragen und Stulpen, die trotz der Reise sauber waren, machte ihr Haar und setzte sich an den Tisch. Ihre schönen schwarzen Augen schauten weit, weit in die Ferne. So saß sie da und ruhte aus. Sie schien nicht bloß von dem Auspachen auszuruhen, nicht bloß von der Reise, nicht bloß von den schweren Jahren — von dem ganzen Leben schien sie auszuruhen; und die Ferne, in die sie hinausblidte und in der vor ihrem geistigen Auge geliebte Personen lebendig auftauchten, das war die Ruhe, die sie wünschte. War es die Tat der Liebe, die sie für ihren Mann vollbracht hatte, war es die Liebe, die sie für ihre Kinder durchlebt hatte, als sie klein waren, war es ein schwerer Verlust oder eine Eigentümlichkeit ihres Charakters — jeder, der diese Frau ansah, hätte verstehen müssen,



daß man von ihr nichts zu erwarten hatte, daß sie längst schon ihr ganzes Ich in das Leben gelegt hatte, und daß von ihrem Ich nichts mehr zurückgeblieben war. Nur etwas verehrungswürdiges Schönes und Wehmutvolles war zurückgeblieben, wie Erinnerung, wie Mondenschein. Man hätte sie sich nicht anders vorstellen können, als umgeben von Achtung und von allen Annehmlichkeiten des Lebens. Daß sie hungrig wäre oder gierig äße, oder daß sie unsaubere Wäsche trüge, oder daß sie stolperte, oder daß sie vergessen hätte sich zu schneuzen, all das schien bei ihr ausgeschlossen. Es war physisch unmöglich. Warum es so war, weiß ich nicht, aber jede ihrer Bewegungen war Majestät, Anmut, Liebe für alle, die ihren Anblick genießen konnten . . .

Sie flechten und weben

Himmliche Rosen ins irdische Leben.

Sie kannte diesen Vers und sie hatte ihn gern, aber er war nicht ihr Leitstern. Ihre ganze Natur war der Ausdruck dieses Gedankens, ihr ganzes Leben war nichts, als dieses unbewußte Einflechten unsichtbarer Rosen in das Leben all der Menschen, denen sie je begegnete. Sie war dem Manne nach Sibirien gefolgt, nur weil sie ihn liebte; nie dachte sie an das, was sie für ihn tun konnte, sie tat alles, als verstünde sich's von selbst. Sie machte ihm das Bett, sie ordnete seine Sachen, sie bereitete

das Mittagseſſen und den Tee, und vor allem war ſie immer dort, wo er war, und keine Frau der Welt hätte ihrem Manne mehr Glück geben können.

Im Salon brodelte der Ssamowar auf dem runden Tiſch. Natalia Nikolajewna ſaß davor. Sſonja runzelte die Stirn und lachte unter der Hand der Mutter, die ſie kitzelte, als der Gatte und der Sohn ins Zimmer traten; die Enden ihrer Finger waren voller Fältchen, Wangen und Stirn glänzten (ganz beſonders glänzte des Vaters Gläſe), das weiße und ſchwarze Haar hing ungeordnet in die Stirn hinunter und ihre Geſichter ſtrahlten.

Es iſt heller geworden, da ihr kamt, ſagte Natalia Nikolajewna. — Du lieber Gott, wie weiß du biſt! — Sie ſagte das ſeit Jahrzehnten an jedem Sonnabend, und an jedem Sonnabend empfand Pierre bei dieſen Worten eine gewiſſe Verlegenheit und Befriedigung. Sie ſetzten ſich um den Tiſch herum. Der Duft des Tees und der Tabakspfeife erfüllten das Zimmer; die Stimmen der Eltern, der Kinder, der Dienerschaft, die in demſelben Zimmer ihre Taſſen bekamen, wurden laut. Man gedachte mancher komiſchen Reiſeerlebniffe, machte ſich luſtig über Sſonjas Haartracht und lachte laut. — Geographiſch waren ſie alle um 5000 Werſt weit verſetzt in eine völlig andere fremde Sphäre, moraliſch aber waren ſie an dieſem Abend noch zu Hauſe, ganz die Men-



schen, zu denen sie ihr eigentümliches, langes, einsames Familienleben gemacht hatte. Morgen wird das alles anders. Peter Swanowitsch setzte sich näher an den Samowar heran und zündete seine Pfeife an. Er war nicht heiter.

So wären wir denn am Ziel, sagte er; ich bin froh, daß wir heute niemanden mehr sehen werden. Diesen letzten Abend wollen wir noch im Familienkreise verbringen. — Und er spülte diese Worte mit einem großen Schluck Tee hinunter.

Warum letzten Abend, Pierre?

Warum? Weil die jungen Adler flügge geworden sind; sie müssen sich nun selbst ihr Nest bauen, und jeder wird nach einer andern Seite seinen Flug nehmen . . .

Ach, Unsinn! sagte Sonja; dabei nahm sie ihm das Glas aus der Hand und lächelte, wie sie immer zu lächeln pflegte. Das alte Nest ist ganz vortrefflich!

Das alte Nest ist ein trauriges Nest! Der Alte hat es schlecht zu bauen verstanden; er ist in den Käfig geraten und hat seine Jungen im Käfig groß gezogen, und man hat ihn erst herausgelassen, als seine Schwingen ihre Kraft verloren hatten. Nein, junge Adler müssen ihr Nest höher bauen, glücklicher, näher zur Sonne . . . sie sind seine Kinder, um an seinem Beispiel zu lernen . . . und der Alte wird es sehen, solange er das Augenlicht hat, und wenn er das Augenlicht nicht mehr

hat, wird er hören . . . Gieß mir etwas Rum ein!  
. . . Noch ein wenig, noch ein wenig, genug!

Wollen sehen, wer den andern verläßt . . .  
antwortete Ssonja, und warf einen flüchtigen Blick  
hinüber zur Mutter, als schämte sie sich, in ihrer  
Gegenwart zu sprechen. — Wollen sehen, wer den  
andern verläßt, fuhr sie fort. — Um mich ist  
mir nicht bange, und um Sergjej auch nicht . . .  
(Sergjej ging im Zimmer auf und nieder und  
war in Gedanken damit beschäftigt, wie er sich  
morgen einen Anzug bestellen wollte: ob er selbst  
hingehen oder den Schneider kommen lassen sollte;  
er nahm keinen Anteil an dem Gespräch, das  
Ssonja und der Vater führten.) Ssonja lachte auf.

Was sagst du, was? fragte der Vater.

Du bist jünger als wir, Papa, viel, viel jünger,  
wahrhaftig, sagte sie und lachte wieder auf.

Warum nicht gar, sagte der Alte, und seine  
scharfgeprägten Runzeln zogen sich zu einem zärt-  
lichen, zugleich aber geringschätzigen Lächeln zu-  
sammen.

Natalia Nikolajewna beugte sich hinter dem  
Ssamowar vor, der sie verhinderte, ihren Mann  
zu sehen. Ssonja hat recht, du bist noch immer  
ein sechzehnjähriger Jüngling, Pierre. Sergjej ist  
jünger in Empfindungen, aber deine Seele ist  
jünger als seine; was er tun könnte, weiß ich  
immer vorher, du aber kannst mich noch in Er-  
staunen sehen.



Ob er die Richtigkeit der Bemerkung zugab, oder ob er, von ihr geschmeichelt, nicht wußte, was er zu erwidern hatte — der alte Herr rauchte ruhig weiter und trank seinen Tee. Nur seine Augen glänzten. Sergjej aber, der mit dem Egoismus der Jugend erst jetzt Interesse nahm an dem, was man von ihm sagte, mischte sich in das Gespräch und bestätigte, daß er wirklich alt sei, daß die Ankunft in Moskau und das neue Leben, das sich vor ihm aufthat, ihm nicht die geringste Freude mache, und daß er ruhig an die Zukunft denke und ihr ruhig entgegensche.

Und doch ist es der letzte Abend, wiederholte Peter Zwanowitsch; morgen ist das alles vorbei.

Und er goß sich noch Rum zu. Und noch lange saß er am Teetisch mit einer Miene, als hätte er den Wunsch, noch viel zu sagen, als fehlten aber die, die ihm zuhören sollten. Er hatte den Rum zu sich herangerückt, die Tochter aber hatte ganz still die Flasche beiseite gebracht.



## II

Als Herr Chevalier, der hinaufgegangen war, um seine Gäste einzurichten, in seine Wohnung zurückkehrte und seiner Lebensgefährtin in Spitzen und Seidenkleid, die, nach Pariser Sitte, hinter dem Schreibpultchen saß, seine Beobachtungen über die neuen Gäste mittheilte, saßen in demselben



Zimmer auch einige Stammgäste des Gasthauses. Sergjej hatte, als er unten gewesen war, dieses Zimmer und seine Besucher bemerkt. Sie kennen es wahrscheinlich auch, wenn Sie öfter in Moskau gewesen sind.

Wenn Sie ein bescheidener Mann sind, der Moskau nicht kennt, wenn Sie sich zu einem geladenen Mittagsessen verspätet haben, wenn Sie sich getäuscht haben in der Erwartung, daß gastfreundliche Moskauer Sie zu Tisch laden oder wenn Sie schlechtweg in einem guten Gasthause speisen wollen, so treten Sie in die Dienerstube ein. Drei oder vier Bediente springen auf, einer von ihnen nimmt Ihnen den Pelz ab und beglückwünscht Sie zum neuen Jahr, zur Butterwoche, zur Ankunft, oder er macht einfach die Bemerkung, Sie seien schon lange nicht da gewesen, obwohl Sie nie im Leben in dem Hause gewesen sind. Sie treten ein. Das erste, was Ihnen in die Augen fällt, ist ein gedeckter Tisch, der, wie Sie im ersten Augenblick meinen, mit einer Unzahl appetitlicher Speisen besetzt ist. Das ist aber nur eine optische Täuschung, denn den größten Raum auf diesem Tische nehmen gefiederte Fasanen, ungekochte Seezrebse, Körbchen mit Parfüms und Pomaden, Gläser mit Schönheitsmitteln und Konfekt ein. Ganz am Rande findet man, wenn man sorgfältig sucht, Branntwein und ein Stückchen Butterbrot mit Fisch unter einer Drahtglocke, zum Schutze

gegen Fliegen, die in Moskau im Dezember vollkommen überflüssig ist, die aber dafür ganz so ist, wie man sie in Paris zu haben pflegt. Weiterhin erblicken Sie über den Tisch weg ein Zimmer, in dem eine Französin von höchst unangenehmem Außern, aber in peinlich sauberen Stulpen und in einem entzückenden modernen Kleide hinter einem kleinen Schreibpult sitzt. Neben der Französin erscheint ein Offizier in aufgekнопfter Uniform, der ein Gläschen Schnaps heruntergießt, ein Zivilist, der die Zeitung liest, und ein paar Beine eines Militärs oder eines Zivilisten, der auf einem Sammetstuhl liegt. Man hört eine französische Unterhaltung und ein mehr oder minder herzliches lautes Lachen. Wenn Sie gern wissen möchten, was in diesem Zimmer vorgeht, so würde ich Ihnen raten, nicht hineinzugehen, sondern nur einen Blick hineinzuworfen, so im Vorübergehen, als ob Sie ein Butterbrötchen nehmen wollten. Sonst würde es Ihnen unbehaglich werden bei den stummen Fragen und Blicken, die die Stammgäste dieses Zimmers auf Sie richten, und Sie würden wahrscheinlich wie ein begossener Pudel an einen der Tische in dem großen Saal oder in den Wintergarten eilen. Daran wird Sie niemand hindern. Diese Tische sind für jedermann da, und dort in der Einsamkeit können Sie *Zwan garçon* nennen und *soviel Trüffel* bestellen als Ihnen beliebt. Das Zimmer





mit der Französin aber ist für die auserlesene „goldne“ Jugend Moskaus da, und in die Zahl dieser Auserwählten aufgenommen zu werden, ist nicht so leicht, wie Sie glauben.

In dieses Zimmer war Herr Chevalier zurückgekehrt; er erzählte seiner Frau: der Herr aus Sibirien sei ein langweiliger Mensch, dafür aber seien sein Sohn und seine Tochter so prächtige Leute, wie sie nur in Sibirien gedeihen könnten.

Sie würden Augen machen, wenn Sie die Tochter sähen — eine Rosenblüte!

Und er hat die blühenden Weiber gern, der alte Herr, sagte einer der Gäste, der mit rauchender Zigarre da stand. (Das Gespräch wurde natürlich französisch geführt; ich gebe es aber in unserer Sprache wieder, wie ich es immer machen werde im Verlaufe dieser Geschichte.)

O, sehr gern! antwortete Herr Chevalier. Die Weiber sind meine Leidenschaft. Glauben Sie's nicht?

Hören Sie, Madame Chevalier? rief ein dider Kosakenoffizier, der in dem Gasthause viel Geld schuldig war und gern mit dem Wirt plauderte.

Er teilt ja meinen Geschmack! sagte Chevalier und klopfte dem Diden auf die Epaulettes.

Ist das sibirische Mädchen wirklich so schön?

Chevalier legte seine Fingerspitzen zusammen und küßte sie.

Gleich darauf entspann sich zwischen den Be-

suchen eine vertrauliche, sehr lustige Unterhaltung. Man sprach von dem Diden; er hörte lächelnd zu, was sie von ihm erzählten.

Wie kann man einen so verkehrten Geschmack haben! rief einer mitten durch das Lachen der andern. — Madame Clarisse! Sie wissen doch, Strugow hat am liebsten die Weiber mit Hühnerfeulen.

Obwohl Madame Clarisse den witzigen Kern dieser Bemerkung nicht verstand, brach sie hinter ihrem Pult so kräftig in silberhelles Lachen aus, als es ihre schlechten Zähne und ihr vorgerücktes Alter nur gestatteten.

Das sibirische Fräulein hat ihn auf solche Gedanken gebracht! — Nun brachen alle in noch lauterem Lachen aus. Monsieur Chevalier aber lachte sich halbtot und sagte ein über das andere Mal: Ce vieux coquin! und klopfte immer wieder den Kosakenoffizier auf Kopf und Schulter.

Aber was sind sie, diese Sibirier? Bergwerksbesitzer oder Kaufleute? fragte einer der Herren, als das Lachen verstummt war.

Nikit! Frage den Herrn, der angekommen ist, nach seinem Paß, sagte Monsieur Chevalier.

„Wir Alexander, Selbstherrscher . . . wollte Monsieur Chevalier eben den Paß lesen, der ihm gebracht wurde, — aber der Kosakenoffizier riß ihm das Papier aus der Hand und sein Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck des Erstaunens an.

Nun, raten Sie, wer? sagte er. — Sie kennen ihn alle, wenn auch nur vom Hörensagen.

Wie soll man das raten, zeig' doch her. Na, Abdel Kader . . . hahaha . . . Cagliostro . . . Peter III. . . . hahahaha! —

Na, so lies doch!

Der Kosakenoffizier entfaltete das Schriftstück und las: Weiland Fürst Piotr Iwanowitsch und einen von den russischen Familiennamen, die jeder kennt und die jeder, wenn er von einem dieses Namens spricht, mit einer gewissen Hochachtung und Befriedigung ausspricht, als spräche er von einer nahestehenden oder bekannten Persönlichkeit. Wir wollen ihn Labasow nennen. Der Kosakenoffizier erinnerte sich dunkel, daß dieser Herr Labasow im Jahre 1825 eine gewisse Berühmtheit gehabt hatte und daß er zur Zwangsarbeit verurteilt worden war. Worin aber die Berühmtheit bestanden hatte, wußte er nicht recht. Von den andern wußte niemand auch nur das geringste über ihn, sie antworteten aber: Ah ja, der bekannte . . . ganz so wie sie etwa sagen würden: Nun ja, der bekannte Shakespeare, der die Aeneide geschrieben hat. Mehr wußten sie schon von ihm, als der Dide ihnen auseinandersetzte, er sei der Bruder des Fürsten Iwan, der Onkel der Tschinkins, der Gräfin Prud — na, der bekannte . . .

Er muß sehr reich sein, wenn er der Bruder des Fürsten Iwan ist, bemerkte einer der jungen

Leute; ob man ihm sein Vermögen zurückgegeben hat? Manche haben es zurückbekommen.

Wie viele kommen jetzt zurück von diesen Verbannten! bemerkte ein anderer; ich glaube wahrhaftig, es sind weniger verbannt worden, als jetzt zurückgekommen . . . Du, Zifinskij, erzähl' doch die Geschichte vom 18. — wandte er sich an einen Offizier des Schützenregiments, der den Ruf eines trefflichen Erzählers hatte. Erzähl' doch!

Erstens ist es eine wahre Geschichte und hat sich hier abgespielt bei Chevalier im großen Saal. Da kommen euch drei Mann Detabristen, zu Mittag. Sie sitzen an einem Tisch, essen, trinken, plaudern. Ihnen gegenüber hat sich ein Herr hingesezt, ein Mann von ehrwürdigem Außern, ungefähr in gleichem Alter, und horcht auf, wie sie von Sibirien erzählen. Er fragt sie etwas, ein Wort gibt das andere, sie kommen ins Plaudern und es stellt sich heraus, er ist auch aus Sibirien.

Kennen Sie Nertschinsk?

O gewiß, da habe ich ja gewohnt.

Kennen Sie auch Tatjana Iwanowna?

Wie sollte ich die nicht kennen!

Gestatten Sie die Frage: Waren Sie auch verbannt?

Ja. Ich hatte das Unglück . . . Und Sie?

Wir sind alle Verbannte vom 14. Dezember. Merkwürdig, daß wir Sie nicht kennen, wenn



Sie auch wegen des 14. Dezembers hinkamen. Ist es gestattet, nach Ihrem Namen zu fragen?

Fjodorow.

Auch wegen des 14. Dezembers?

Nein, wegen des 18.

Wie meinen Sie das, wegen des 18.?

Wegen des 18. Septembers, wegen einer goldenen Uhr. Ich wurde verleumdet, des Diebstahls bezichtigt und habe unschuldig gelitten.

Alle schüttelten sich vor Lachen, nur der Erzähler lachte nicht; er sah mit der ernstesten Miene im Kreise umher und schwor, die Geschichte sei reine Wahrheit.

Bald nach der Erzählung erhob sich einer der „goldenen“ jungen Leute und fuhr in den Klub. Er durchschritt die Säle, die voll von Tischchen standen, an denen die alten Herren Whist spielten. Dann kam er ins Billardzimmer zurück, wo der schon berühmte „Putschin“ seine Partie gegen eine „Gruppe“ begonnen hatte, und blieb eine Zeitlang bei einem der Billarde stehen, an dem ein ehrwürdiger alter Herr sich vergeblich bemühte, seinen Ball zu treffen. Dann warf er einen Blick in das Lesezimmer. Hier saß ein General und las, mit gewichtiger Miene über die Brille hinwegsehend, eine Zeitung, die er weit von sich hielt, und ein Jüngling, ein neues Mitglied, der unter Vermeidung allen Geräusches eine Zeitschrift nach der andern durchblätterte. Endlich setzte sich der



„goldene“ Jüngling im Billardzimmer aufs Sofa zu vergoldeten jungen Leuten seinesgleichen. Es war der Tag gemeinsamer Mahlzeit und es waren viel Herren da, die den Klub regelmäßig besuchten. Auch Swan Wawilowitsch Pachtin, ein Mann in den Vierzigern, von mittlerer Größe, heller Gesichtsfarbe, ein kräftiger Mensch mit breiten Schultern, einer Glaze und einem glänzenden, glücklich ausschauenden, rasierten Gesicht. Er spielte nicht mit, er hatte sich nur zu dem Fürsten D. herangesetzt, mit dem er auf du und du stand, und das Glas Champagner, das man ihm anbot, nicht abgelehnt. Er hatte sich nach Tisch seinen Platz so gut gewählt und unbemerkt hinten seine Hosenschlinge gelodert, daß er eine Ewigkeit so hätte da sitzen mögen, die Zigarre im Munde, das Champagnerglas vor sich und in der Brust das Gefühl, in der Nähe von Fürsten- und Grafen- und Ministersöhnen zu sein. Die Nachricht von der Ankunft der Labasows brachte ihn aus seiner Ruhe.

Wo willst du hin, Pachtin? sagte ein Ministersohn, als er mitten im Spiel bemerkte, daß Pachtin sich erhob, seine Weste zurechtzog und mit einem großen Schluck seinen Champagner heruntertrank.

Sjewernikow hat mich gerufen, sagte Pachtin, der schon eine Unruhe in den Beinen empfand. — Sag', kommst du?

„Anastasia, Anastasia, öffne mir die Tür“ . . .  
Das war ein bekanntes Zigeunerlied, das damals  
viel gesungen wurde.

Vielleicht. Und du?

Ei was denkt Ihr — ich, ein verheirateter alter  
Herr!

Da! . . .

Pachtin lächelte und ging in den Glasaal zu  
Sjewernikow. Er machte sich gern einen guten  
Abgang mit einem Scherzwort. Und das war ihm  
jetzt gelungen.

Sag', wie geht es der Gräfin? fragte er, in-  
dem er auf Sjewernikow zutrat; Sjewernikow hatte  
ihn keineswegs gerufen; Pachtin aber hatte die  
Vorstellung, er müsse vor allen andern von der  
Ankunft der Labasows Kenntnis haben. Sjewer-  
nikow war in die Ereignisse des 14. ein wenig  
verwickelt und mit allen Defabristen befreundet  
gewesen. Das Befinden der Gräfin hatte sich  
bedeutend gebessert, und Pachtin war darüber sehr  
erfreut.

Wissen Sie schon, daß Labasow heute ange-  
kommen und bei Chevalier abgestiegen ist?

Was Sie sagen! . . . Wir sind ja doch alte  
Freunde. Wie mich das freut, wie mich das  
freut! Er muß wohl alt geworden sein, denke  
ich, der Arme; seine Frau hat meiner Frau ge-  
schrieben . . .

Sjewernikow konnte nicht mehr sagen, was sie

geschrieben hatte, denn seine Partner, die die Partie ohne Trumpf spielten, hatten irgend einen Fehler gemacht. Während er mit Zwan Pawlowitsch sprach, hatte er immer zu ihnen hinübergeschielt; jetzt legte er sich plötzlich mit dem ganzen Oberkörper über den Tisch, schlug mit den Händen darauf und bewies ihnen, sie hätten die Sieben ausspielen sollen. Zwan Pawlowitsch erhob sich, ging an einen andern Tisch heran und teilte einem andern hochgeachteten Manne seine Neuigkeit mit, dann erhob er sich wieder und tat dasselbe an einem dritten Tisch. Die hochgeachteten Männer waren alle sehr, sehr erfreut über Labasows Rückkehr, so daß Zwan Pawlowitsch, der anfangs nicht recht wußte, ob man sich über Labasows Rückkehr zu freuen habe oder nicht, jetzt, nachdem er in das Billardzimmer zurückgekommen war, sein Gespräch nicht mehr mit dem Ball einleitete und mit dem Artikel des „Boten“, mit den Fragen über das Wohlbefinden und das Wetter, sondern schnurstracks allen mit Entzücken von der glücklichen Wiederkehr des berühmten Defabristen erzählte.

Das alte Herrchen, das sich immer noch abmühte, mit seinem Stab die weiße Kugel zu treffen, hätte nach Pachtins Meinung sehr erfreut sein müssen über die Nachricht. Er trat an ihn heran: Spielen Sie mit Glück, Exzellenz, sagte er gerade in einem Augenblick, wo der Alte mit seinem Queue an die rote Weste des Markförs tippte,

womit er ausdrücken wollte, daß er es ankreiden solle.

„Exzellenz“ war beileibe nicht gesagt aus Liebedienerei, wie man etwa meinen könnte (o nein, das war im Jahre 1856 nicht Mode). Zwan Pawlowitsch pflegte diesen alten Herrn einfach mit Namen und Vatersnamen anzusprechen; den Titel gebrauchte er theils aus Scherz über die, die sich so auszudrücken pflegen, theils um anzudeuten, wir wissen, mit wem wir sprechen und wagen trotzdem unsern Scherz zu machen; es war mit einem Wort höchst wichtig.

Ich habe soeben erfahren, daß Peter Labasow angekommen ist. Geradeswegs aus Sibirien ist er gekommen, mit seiner ganzen Familie. — Das sagte Pachtin gerade in einem Augenblick, in dem der alte Herr wieder an seinem Ball vorbeistieß — das war sein Unglück.

Wenn er als derselbe Wirrkopf zurückgekommen ist, als der er hingegangen ist, so liegt kein Grund vor sich zu freuen, sagte der Alte mürrisch, aufgebracht über sein unbegreifliches Pech.

Diese Antwort machte Zwan Pawlowitsch verlegen. Nun wußte er wieder nicht, hatte man sich über Labasows Ankunft zu freuen oder nicht; und um seinem Zweifel endgültig ein Ziel zu setzen, lenkte er seine Schritte in das Zimmer, wo die „gescheiten Leute“ sich zu versammeln pflegten zur Unterhaltung — Leute, die die Bedeutung und

den Wert jeder Sache kannten, die mit einem Wort alles wußten. Iwan Pawlowitsch stand zu den Besuchern des Gescheiten-Zimmers in denselben angenehmen Beziehungen wie zu der goldenen Jugend und den Standespersonen. Freilich hatte er in dem Gescheiten-Zimmer nicht seinen besonderen Platz, aber niemand wunderte sich darüber, als er eintrat und sich auf das Sofa setzte. Man sprach gerade davon, in welchem Jahre und aus welcher Ursache ein Streit zwischen zwei russischen Journalisten ausgebrochen war. Iwan Pawlowitsch wartete einen Augenblick des Schweigens ab; dann erzählte er seine Neuigkeit nicht gerade wie eine Freudenbotschaft, auch nicht wie ein unbedeutendes Ereignis, sondern so gewissermaßen als Unterhaltung. Sofort aber erkannte Iwan Pawlowitsch an der Art, wie die Gescheiten (ich gebrauche Gescheite als eine Bezeichnung der Besucher des Gescheiten-Zimmers) seine Neuigkeit aufnahmen und sie beurteilten, daß diese Neuigkeit so recht hier hingehört, und daß sie nur hier die Gestalt annehmen würde, in der man sie weiter würde verbreiten können und *savoir à quoi s'en tenir*.

Nur Labasow hat noch gefehlt, sagte einer von den Gescheiten; jetzt sind von den noch lebenden Defabristen alle wieder nach Rußland zurückgekommen.

Er war ein Mann aus der Berühmten Schar . . . sagte Pachtin mit einer schwankenden Betonung, die



dem Hörer die Möglichkeit ließ, dieses Zitat als Scherz oder Ernst zu nehmen.

Wieso? Labasow war einer der bedeutendsten Menschen jener Zeit, begann ein Gescheiter. — Im Jahre 1819 war er Fähnrich im Semjonow-Regiment und wurde ins Ausland geschickt mit Depeschen an den Herzog S. Als er im Jahre 1824 wiederkam, wurde er in die erste Freimaurerloge aufgenommen. Alle Freimaurer jener Zeit versammelten sich bei ihm; er war ja sehr reich. Fürst S., Fjodor D., Iwan B. waren seine nächsten Freunde. Auf einmal versetzte ihn sein Onkel, Fürst Wissarion, nach Moskau, um den jungen Mann von dieser Gesellschaft fernzuhalten.

Entschuldigen Sie gütigst, Nikolaj Stjepanowitsch, unterbrach ihn ein anderer Gescheiter; ich glaube, das war im Jahre 1823, denn Wissarion Labasow ist 1824 zum Kommandierenden des dritten Korps ernannt worden und war in Warschau. Er wollte ihn zu seinem Adjutanten machen, und erst als er sich weigerte, versetzte er ihn. Übrigens bitte ich gütigst um Entschuldigung, daß ich Sie unterbrochen habe.

Ach nein, haben Sie die Freundlichkeit.

Nein, bitte.

Nein, haben Sie die Freundlichkeit; Sie müssen das besser wissen als ich, und dann ist Ihr Gedächtnis und Ihr Wissen hier zur Genüge bewährt.

In Moskau nahm er gegen den Wunsch des Onkels seinen Abschied — fuhr der Herr fort, dessen Gedächtnis und Wissen so bewährt war — und da bildete sich um ihn eine zweite Gesellschaft, deren Begründer und deren Seele er war, wenn man sich so ausdrücken darf. Er war reich, ein schöner Mensch, klug, gebildet; seine Liebenswürdigkeit, hieß es, war bewundernswert. Mir hat noch eine Tante oft erzählt, sie habe nie einen Mann gekannt, der bezaubernder gewesen wäre. Und wenige Monate vor der Verschwörung heiratete er eine Krinskaja.

Die Tochter von Nikolaj Krinskij . . . der bei Borodino . . . nun, der Bekannte! . . . fiel ihm jemand ins Wort.

Ja, die. Ihr kolossales Vermögen ist ihm zugefallen; sein eigenes, der Familienbesitz, ist auf den jüngeren Bruder, Fürsten Iwan, übergegangen, der jetzt Oberhofkammermeister (er nannte einen Titel dieser Art) ist und der einmal Minister war.

Das schönste war sein Verhalten gegen seinen Bruder! fuhr der Erzähler fort. — Als man ihn verhaftete, gelang es ihm nur noch, eins zu vernichten: das waren die Briefe und Papiere seines Bruders.

War denn sein Bruder auch in die Sache verwickelt?

Der Erzähler antwortete nicht mit Ja; er preßte

die Lippen zusammen und blinzelte bedeutsam mit den Augen.

Als er dann zum Verhör kam, leugnete Peter Labasow hartnädig alles, was den Bruder betraf, und mußte dafür mehr leiden als die andern. Das beste von allem aber war, daß Fürst Iwan das ganze Vermögen bekam und dem Bruder auch nicht einen Groschen schickte.

Es hieß, Peter Labasow habe selbst verzichtet, bemerkte einer der Zuhörer.

Ja, aber er verzichtete nur, weil Fürst Iwan ihm vor der Krönung schrieb und sich entschuldigte: wenn er das Vermögen nicht genommen hätte, wäre es konfisziert worden; er habe Kinder und Schulden, und sei jetzt nicht imstande, das geringste zurückzugeben. Peter Labasow antwortete in zwei Zeilen: „Weder ich noch meine Erben haben das geringste Unrecht auf das Vermögen, das Ihnen durch das Gesetz zugesprochen war, und wollen keins haben.“ Nicht ein Wort mehr. Was sagen Sie dazu? . . . Und Fürst Iwan schludte das herunter, schloß dieses Schriftstück entzündt zu den Wechselln in seine Schatulle und verbarg es vor aller Augen.

Eine der Eigentümlichkeiten des Gescheiten-Zimmers bestand darin, daß seine Besucher, wenn sie nur wollten, alles wußten, was sich in der Welt ereignete — es mochte noch so sehr im geheimen geschehen.

Übrigens, das ist noch eine Frage — sagte ein neuer Sprecher in der Gesellschaft — ob es gerecht war, den Kindern des Fürsten Zwan das Vermögen zu nehmen, mit dem sie aufgewachsen und erzogen sind und auf das sie ein Anrecht zu haben glaubten.

So ging das Gespräch in das Gebiet abstrakter Betrachtungen über, die Pachtin nicht interessierten.

Er empfand das Bedürfnis, wieder andern Leuten die Neuigkeit zu erzählen. Er erhob sich und ging langsamen Schrittes, nach rechts und links Worte wechselnd, in den Sälen umher; einer seiner Kameraden hielt ihn an, um ihm die Neuigkeit von der Ankunft der Labasows zu erzählen.

Wer weiß das nicht! antwortete Zwan Pawlowitsch, lächelte still und ging dem Ausgange zu. Die Neuigkeit hatte schon die Runde gemacht und war wieder zu ihm zurückgekommen.

Im Klub gab es nun nichts mehr zu tun; er ging zu einer Abendgesellschaft.

Es war keine geladene Gesellschaft, sondern ein Salon, in dem man täglich empfing. Acht Damen waren da und ein alter Oberst; man langweilte sich furchtbar. Allein schon die sichere Haltung und das lächelnde Gesicht Pachtins erheiterten die Frauen und Mädchen. Die Neuigkeit war hier um so mehr am Platz, als die Gräfin Fuchs und ihre Tochter da waren. Als Pachtin fast Wort für Wort alles erzählte, was er in dem Gescheiten-

Zimmer gehört hatte, erinnerte sich Madame Fuchs, die nicht aufhörte, mit dem Kopfe zu nicken und sich über ihr Alter zu verwundern, wie sie mit Nataſcha Krinskaja, der jetzigen Frau Labasow, Spazierfahrten gemacht hatte.

Ihre Heirat ist eine sehr romantische Geschichte und alles hat sich vor meinen Augen abgespielt. Nataſcha war so gut wie verlobt mit Mjatlin, der später von Döber im Duell getötet worden ist. Gerade um diese Zeit kommt Fürst Peter nach Moskau, verliebt sich in sie und hält um sie an. Der Vater aber, der sehr gern Mjatlin haben wollte (Labasow mochte man nicht, weil er Freimaurer war) — der Vater wies ihn ab. Der junge Mann aber begegnete ihr immer wieder auf Bällen, überall, befreundet sich mit Mjatlin und bittet ihn, zu verzichten. Mjatlin willigt ein, und er überredet sie, zu entfliehen. Auch sie willigt ein, als es aber zur letzten Pönitenz kam (das Gespräch wurde französisch geführt) — geht sie zum Vater und sagt ihm, daß alles zur Flucht bereit sei, daß sie ihn verlassen würde, daß sie aber auf seine Großmut hoffe. Und in der That, der Vater verzieh ihr — alle legten für sie ein Wort ein — und gab seine Einwilligung. So kam diese Heirat zustande, und es gab eine fröhliche Hochzeit. Wer von uns konnte denken, daß sie ein Jahr später mit ihm nach Sibirien gehen würde — sie, die einzige Tochter, das reichste, schönste Mädchen der da-



maligen Zeit! Kaiser Alexander hat sie oft auf Bällen ausgezeichnet und oft mit ihr getanzt. Bei der Gräfin B. war ein bal costumé — wie ich mich eben erinnere — und sie ging als Neapolitanerin. Wunderbar schön! Immer wenn er nach Moskau kam, fragte er: Que fait la belle Napolitaine? Und diese Frau, in dieser Lage (sie wurde unterwegs entbunden), zögerte keinen Augenblick, machte keinerlei Vorbereitungen, packte nicht einmal die Sachen zusammen, sondern fuhr, wie sie ging und stand, als man ihn verhaftete, 5000 Werst weit in die Welt hinaus!

O, eine bewundernswerte Frau! sagte die Dame des Hauses.

Er und sie, beide waren seltene Menschen, sagte eine andere Dame. Mir hat man erzählt — ich weiß nicht, ob es wahr ist — überall in Sibirien, wo sie in den Erzgruben, oder wie man das nennt, arbeiteten, hätte sie auf die Sträflinge, die dort mit ihnen waren, einen veredelnden Einfluß ausgeübt.

Sie hat aber nie in den Erzgruben gearbeitet, berichtigte Pächterin.

Was das Jahr 1856 bedeutet! Vor drei Jahren dachte kein Mensch an die Labasows, und wenn man sie erwähnte, so geschah es mit dem unerklärbaren Gefühl der Scheu, mit dem man von jüngst Verstorbenen spricht; und jetzt, wie lebhaft gedachte man aller alten Beziehungen, aller schönen

Eigenschaften wieder. Und jede der Damen machte schon einen Plan, wie man die Labasows für sich mit Beschlag belegen und sie den anderen Gästen vorsetzen könne.

Sohn und Tochter sind mit ihnen gekommen, sagte Pachtin.

Wenn sie nur so schön sind, wie die Mutter war, sagte die Gräfin Fuchs. — Übrigens auch der Vater war sehr, sehr schön.

Wie haben sie nur dort ihre Kinder erziehen können? sagte die Dame des Hauses.

Sehr gut, höre ich; ich höre, der junge Mann soll so hübsch, so liebenswürdig, so gebildet sein, als wäre er in Paris aufgewachsen.

Ich sage dem jungen Persönchen einen großen Erfolg voraus, sagte eine wenig hübsche junge Dame. Alle diese Damen aus Sibirien haben etwas so angenehmes Triviales, das sehr gefällt.

Ja, ja, antwortete eine andere junge Dame.

Es gibt also eine reiche Heiratskandidatin mehr, sagte eine dritte junge Dame.

Ein reicher Oberst von deutscher Abkunft, der vor drei Jahren nach Moskau gekommen war, um ein reiches Mädchen zu heiraten, faßte den Entschluß, sich ihr sobald als möglich vorzustellen, ehe noch die junge Welt sie kennt, und seinen Antrag zu machen. Die jungen Mädchen und die Frauen hatten fast denselben Gedanken in bezug auf den jungen Mann aus Sibirien. „Wer weiß,

vielleicht ist das der mir vom Schicksal Bestimmte," dachte ein junges Mädchen, das bereits das achte Jahr vergeblich die Gesellschaften mitmachte. „Vielleicht war es mein Glück, daß der junge Garderavallerist mir keinen Antrag gemacht hat; ich wäre gewiß unglücklich geworden mit ihm. „Sie werden wieder alle grün und gelb werden vor Ärger, wenn sich auch der noch in mich verliebt," dachte ein junges schönes Mädchen. Man spricht von der kleinstädtischen Art der Provinzstädte — es gibt kein schlimmeres Kleinstädtertum als die Kreise der höheren Gesellschaft. Dort gibt es keine neuen Erscheinungen, die Gesellschaft aber ist bereit, jede neue Erscheinung aufzunehmen, wenn sie nur auftauchen; hier aber werden sie selten, sehr selten, wie jetzt die Labasows, als zur Gesellschaft gehörig anerkannt und von ihr aufgenommen. Und die Sensation, die diese neuen Erscheinungen hervorrufen, ist größer als in der mittleren Provinzstadt.



Moskau, Moskau, weißtürmiges Mütterchen Moskau! sagte Peter Iwanowitsch, als er sich des Morgens die Augen rieb und auf den Ton der Glocken horchte, der über der Zeitungs-Gasse hinschwebte. Nichts läßt die Vergangenheit so lebhaft vor uns auferstehen, als Töne; und diese Töne

der Glocken Moskaus im Verein mit dem Anblick der weißen Mauern und dem Gerassel der Räder rief in ihm lebhaft nicht nur das Moskau vor die Seele zurück, das er vor 35 Jahren gekannt hatte, sondern auch das Moskau mit dem Kreml, den Frauengemächern, den Glockentürmen usw., das er in seinem Herzen trug, so daß er kindliche Freude darüber empfand, daß er ein Russe und daß er in Moskau war.

Da erschien der bucharische Chalat, der über der breiten Brust im Kattunhemd auseinandergefaltet lag, die Tabakspfeife mit dem Bernsteinmundstück, der Diener mit dem unhörbaren Auftreten, der Tee, der Tabakduft; eine laute kräftige Männerstimme wurde vernehmbar in den Zimmern des Herrn Chevalier, die Küsse zum Morgengruß, die Stimme der Tochter und des Sohnes, und der Defabrist fühlte sich so heimisch wie in Jrfurtsk, und wie er es gewesen wäre in New York und Paris. So sehr ich auch den Wunsch hätte, meinen Lesern den Helden der Defabristentage über alle Schwächen erhaben zu schildern, so muß ich doch um der Wahrheit willen bekennen, daß Peter Zwanowitsch sich mit besonderer Sorgfalt rasierte, kämnte und im Spiegel betrachtete. Mit seinem Anzug, der in Sibirien, nicht besonders schön, gemacht worden war, war er unzufrieden und knöpfte ein über das andere Mal den Überrock auf und zu. Natalia Nikolajewna aber

trat in das Gastzimmer unter lautem Rauschen ihres schwarzen Moirékleides und mit Manschetten und Haubenbändern aus gleichem Stoff. Obwohl all dies nicht nach der neuesten Mode gemacht war, war es doch so angeordnet, daß es nicht nur nicht ridicule, sondern im Gegenteil distingué ausah. Dafür haben die Damen einen eigenen sechsten Sinn und einen Scharfblick, der unvergleichlich ist. Auch Ssonja war so schön gekleidet, daß nichts auszusetzen war, obwohl alles um zwei Jahre in der Mode zurücklag. Die Mutter dunkel und einfach, die Tochter licht und heiter. Sergjej war eben erst aufgewacht, und so fuhren sie ohne ihn zum Gottesdienst. Vater und Mutter saßen im Vordersitz, die Tochter ihnen gegenüber. Wassilij stieg auf den Bod, und die Mietskutsche brachte sie nach dem Kreml. Als sie eintraten, ordneten die Damen ihre Kleider, Peter Swanowitsch nahm seine Natalia Swanowna unter den Arm, warf den Kopf zurück und schritt auf die Kirchentür zu. Viele — Kaufleute, Offiziere und allerlei Volk — wußten nicht recht, was das für Leute sein mochten. Dieser offenbar seit vielen, vielen Jahren sonnverbrannte alte Herr, mit den kräftigen, geraden Arbeitsfurchen von eigentümlicher Art, — von einer Art, die nichts zu tun hat mit den Furchen, die man im Englischen Klub bekommt, — mit dem schneeweißen Haar und Bart, mit dem guten und stolzen Blick und den energischen



Bewegungen? Diese hochgewachsene Dame mit der vornehmen Haltung und den müden, trübblidenden, großen, schönen Augen? Dieses frische, schmudefräftige, nicht modisch gekleidete und doch nicht schüchterne Mädchen? Sind es Kaufleute, sind es Deutsche, sind es Herrenleute? So sehen sie nicht aus, und doch sind es Leute von Stande. So dachten die, die sie in der Kirche sahen, und darum machten sie ihnen schneller und lieber den Weg und einen Platz frei, als den Männern mit den diden Epaulettes. Peter Zwanowitsch hielt sich ganz so majestätisch wie bei seinem Eintritt und betete still, beherrscht, ohne Verzückung. Natalia Nikolajewna ließ sich geschickt auf die Knie nieder, zog ihr Taschentuch heraus und weinte viel während des Cherubim-Gebets. Ssonja schien sich zum Beten zwingen zu müssen; die Andacht wollte sie nicht umfassen, aber sie sah sich nicht um und schlug fleißig das Kreuz. Sergjei war zu Hause geblieben, teils weil er es verschlafen hatte, teils weil er nicht gern beim Gottesdienst stand; ihm schwellen dabei die Füße an, und er konnte gar nicht begreifen, wieso es ihm so leicht wurde, 40 Werst auf Schlittschuhen zurückzulegen, während es ihm die größte körperliche Qual war, zwölf Evangelien hindurch zu stehen; hauptsächlich aber, weil er fühlte, er müsse vor allem andern einen neuen Anzug haben. Er kleidete sich an und ging nach der Schmiedebrücke. Geld hatte er zur Genüge. Der Vater hatte es sich von der Stunde

an, da der Sohn das 21. Jahr zurückgelegt hatte, zur Regel gemacht, ihm soviel Geld zu geben, als er wollte; von ihm hing es ab, Vater und Mutter vollständig mittellos zu machen.

Wie leid ist es mir um die 250 Rubel, die unnütz in dem Laden des Herrn Kunz ausgegeben wurden, mit seinen fertigen Anzügen! Jeder der Herren, denen Sergjej begegnet war, hätte ihm gern geraten und hätte es für ein Glück angesehen, ihn zu begleiten und mit ihm einen Anzug zu bestellen; aber wie es zu geschehen pflegt — er war einsam inmitten der Menschenmenge, und wie er in seiner Mühe über die Schmiedebrücke dahinging, ohne die Läden zu beachten, war er ans Ende gekommen, hatte die Tür geöffnet und kam nun in einem braunen, enganliegenden Frack (man trug jetzt gerade weite), in schwarzen breiten Bein Kleidern (und man trug enge) und in einer geblünten Atlasweste heraus. Keiner der Herren, die bei Chevalier in dem besonderen Zimmer saßen, hätte erlaubt, daß sein Diener solche trug. Und noch vielerlei hatte Sergjej gekauft. Dafür aber hatte Kunz die schlanke Taille des jungen Mannes angestaunt und ihm erklärt, wie er allen Leuten zu sagen pflegte, er hätte eine ähnliche noch nie gesehen. Sergjej wußte, daß er eine hübsche Taille habe, das Lob eines fremden Menschen, wie es Kunz war, schmeichelte ihm aber doch sehr. Er ging aus dem Laden um 250 Rubel leichter, war

aber sehr schlecht gekleidet, so schlecht, daß der Anzug zwei Tage später in den Besitz von Wassilij kam und für Sergjej stets eine unangenehme Erinnerung blieb. Zu Hause ging er hinunter und setzte sich im großen Zimmer hin, warf auch wohl einen Blick in das Heiligtum und bestellte sich zum Frühstück so sonderbare Speisen, daß sogar der Diener in der Küche darüber lachte. Er hat sogar auch um eine Zeitung und tat, als ob er lese; als aber der Kellner, ermutigt durch die Unerfahrenheit des jungen Mannes, ihn auszufragen begann, sagte Sergjej: „Scher' dich, wo du hingehörst,“ und errötete dabei. Er sagte das in so stolzem Tone, daß der Mensch gehorchte. Als Mutter, Vater und Tochter nach Hause kamen, fanden auch sie seinen Anzug vortrefflich.

Kennst du noch das freudige Gefühl der Kindheit, wenn man dich an deinem Geburtstage in Feierkleider gesteckt und zur Vesper in die Kirche geführt hat, und wenn du dann mit dem Feiertag in Kleidung und Miene und im Gemüt wieder heim kamst und zu Hause Gäste und Spiele vorfandest? Du weißt, heut' gibt es keine Unterschiede, auch die Großen feiern mit. Heut' ist für das ganze Haus ein Tag besonderer Art, ein Tag des Vergnügens; du weißt, du allein bist die Ursache dieser Feierlichkeit, und was du auch tun magst, man findet alles gut; und du wunderst dich nur, daß die Leute in den Straßen nicht ebenso

feiern wie deine Hausleute, und die Klänge sind voller und die Farben sind tiefer — mit einem Wort: Geburtstagsstimmung! Eine solche Stimmung empfand Peter Swanowitsch, als er aus der Kirche nach Hause kam.

Pachtins Bemühungen von gestern waren nicht vergeblich gewesen: anstatt des Spielzeugs fand Peter Swanowitsch zu Hause schon einige Visitenkarten hervorragender Moskauer Persönlichkeiten, die es im Jahre 1856 für ihre unabweisbare Pflicht hielten, dem berühmten Verbannten, den sie drei Jahre vorher um keinen Preis der Welt hätten besuchen mögen, jede mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. In den Augen Chevaliers, des Schweizers und der Leute im Gasthause hatte das Erscheinen der Wagen, deren Insassen nach Peter Swanowitsch fragten, an dem einen Morgen die Schätzung und den Dienstleister verzehnfacht. All das waren Geburtstagsgeschenke für Peter Swanowitsch. Soviel der Mensch auch im Leben erfahren hat, so geschickt er auch sein mag — Achtungsbezeugungen von Menschen, die von der Mehrzahl der Menschen geachtet sind, sind immer angenehm. Peter Swanowitsch war in heiterer Stimmung, als Chevalier mit vielen Knixen ihm vorschlug, die Räume zu wechseln, ihn bat, nur alles zu fordern, was er wünsche, und ihm versicherte, er betrachte Peter Swanowitschs Besuch als ein Glück. Und als er bei der Durchsicht der

Visitenkarten, und während er sie in die Vase zurücklegte, die Namen des Grafen S. und des Fürsten D. nannte, sagte Natalia Nikolajewna, sie würde niemanden mehr empfangen und bald Marja Zwanowna besuchen. Peter Zwanowitsch stimmte zu, obwohl er gern mit vielen seiner Besucher geplaudert hätte. Nur einem der Besucher glückte es vorzukommen. Das war Pachtin. Hätte man diesen Menschen gefragt, warum er von der Pretschistjenka nach der Zeitungs-Gasse gekommen war, er hätte keinen andern Vorwand nennen können als den, daß er alles Neue und Interessante gern habe und darum gekommen sei, um Peter Zwanowitsch wie eine Sehenswürdigkeit zu betrachten. Man sollte meinen, eine gewisse Scheu sollte verbieten, ausschließlich aus einem solchen Grunde zu einem unbekanntem Menschen zu kommen. Das Gegenteil war der Fall. Peter Zwanowitsch und sein Sohn und Sofia Petrowna waren verlegen, Natalia Nikolajewna war zu sehr grande dame, als daß sie irgend etwas hätte in Verlegenheit setzen können. Der müde Blick ihrer schönen schwarzen Augen ruhte still auf Pachtin. Pachtin aber war lebhaft, selbstsicher und heiter, lebenswürdig wie immer. Er war ein Freund von Marja Zwanowna.

Ah! sagte Natalia Nikolajewna.

Freund ist nicht das richtige Wort, bei unserm Alter, aber sie war mir immer wohlgesinnt. —



Pachtin war ein alter Verehrer Peter Swanowitschs; er hatte seine Genossen gekannt. — Er hoffe, er könnte den Neuankömmlingen nützlich sein; er wäre gern schon gestern gekommen, aber es wäre nicht möglich gewesen und er bitte deshalb um Entschuldigung. — Er nahm Platz und sprach lange.

Ja, ich muß sagen, ich habe in Rußland vieles verändert gefunden seit jener Zeit, sagte Peter Swanowitsch, als Antwort auf eine Frage.

Sobald Peter Swanowitsch sprach, mußte man nur sehen, mit welcher verehrungsvoller Aufmerksamkeit Pachtin jedes Wort aufnahm, das den Lippen des bedeutenden alten Herrn entsprang, und wie Pachtin bei jedem Satze, ja bei jedem Wort durch ein Nicken, ein Lächeln oder ein Augenzwinkern zu verstehen gab, daß er den denkwürdigen Satz oder das denkwürdige Wort aufgenommen und sich zu eigen gemacht habe. Ein müder Blick stimmte diesem Manöver beifällig zu. Sergjej Petrowitsch schien zu fürchten, die Rede seines Vaters möchte nicht bedeutend genug sein für diese Aufmerksamkeit des Zuhörers; über Sofia Petrownas Züge dagegen ging ein kaum merkliches selbstgefälliges Lächeln, wie man es bei Leuten findet, die die lächerliche Seite eines Menschen erspäht haben. Sie hatte den Eindruck, als sei von dem nicht viel zu holen, als sei das eine „Null“ —, so pflegten sie und ihr Bruder eine

gewisse Sorte von Menschen zu nennen. Peter Zwanowitsch erklärte, er hätte auf seiner Reise außerordentliche Veränderungen wahrgenommen, die ihn erfreut hätten.

Es ist gar nicht zu sagen, wie sich das Volk — der Bauer — gehoben hat, wie das Bewußtsein der Menschenwürde in ihnen gestiegen ist — sagte er, alte Phrasen gewissermaßen nachsprechend. — Und ich muß sagen, das Volk interessiert mich mehr, als alles andere und hat mich immer mehr interessiert; ich bin der Meinung, die Kraft Rußlands liegt nicht in uns, sondern im Volke. — Peter Zwanowitsch entwickelte mit dem ihm eigenen Feuereifer seine mehr oder weniger originellen Gedanken über viele wichtige Gegenstände; wir werden sie noch in voller Ausführlichkeit kennen lernen. Pachtin schwamm in Wonne und stimmte allem vollkommen zu.

Sie müssen unbedingt mit den Askows bekannt werden; Sie werden mir doch gestatten, Fürst, daß ich sie Ihnen vorstelle? Wissen Sie schon, er hat jetzt die Erlaubnis bekommen zu seiner Zeitschrift? Morgen, heißt es, soll die erste Nummer erscheinen. Ich habe auch seinen wunderbaren Artikel über die Folgerichtigkeit der wissenschaftlichen Theorien in der Sphäre des Abstrakten gelesen. Ungemein interessant. Noch ein anderer Aufsatz — die Geschichte Serbiens im 11. Jahrhundert, von dem berühmten Wojewoden Kar-

bawonjez. Auch hochinteressant. Überhaupt, ein kolossaler Schritt vorwärts.

O ja . . . sagte Peter Swanowitsch. Aber alle diese Mitteilungen interessierten ihn offenbar nicht; er kannte nicht einmal die Namen und die Verdienste dieser Menschen, die Pachtin als allgemein bekannt erwähnte. Natalia Nikolajewna, die wohl zugab, daß man alle diese Menschen und Verhältnisse kennen müsse, bemerkte zur Entschuldigung für ihren Mann, Pierre habe immer sehr spät die Zeitschriften bekommen, er lese aber sehr viel.

Papa, werden wir die Tante besuchen? sagte Sonja, die ins Zimmer trat.

Ja, aber erst müssen wir frühstücken. Ist Ihnen nicht etwas gefällig?

Pachtin lehnte natürlich ab, aber Peter Swanowitsch bestand mit der den Russen im allgemeinen und ihm im besonderen eigenen Gastfreundschaft darauf, daß Pachtin einen Imbiß nehme und ein Glas trinke. Er selbst trank ein Gläschen Branntwein und ein Glas Bordeaux. Pachtin bemerkte, daß Natalia Nikolajewna in dem Augenblick, wo er den Wein eingoß, sich plötzlich von dem Glas wandte, und der Sohn eigentümlich die Hände seines Vaters betrachtete. Nachdem sie getrunken hatten, antwortete Peter Swanowitsch auf Pachtins Frage nach seiner Meinung über die neue Literatur, über den Krieg und den Frieden (Pachtin konnte die verschiedenartigsten Dinge zu einem in-

haltloſen, aber fließenden Geſpräch zuſammenbringen). — Auf alle dieſe Fragen antwortete Peter Zwanowiſch mit einer allgemeinen profeſſion de foi und — war es der Wein oder der Gegenſtand ihrer Unterhaltung — er geriet ſo in Feuer, daß ihm Tränen in die Augen traten, daß Paſtin in Entzücken geriet und ebenfalls Tränen weinte und ohne alle Zurückhaltung ſeine Überzeugung ausſprach, Peter Zwanowiſch überrage jezt alle hervorragenden Perſönlichkeiten und müſſe das Haupt aller Parteien werden. Peter Zwanowiſchs Augen glänzten — er glaubte, was Paſtin ſagte — und er hätte noch lange geſprochen, wenn nicht Sofia Petrowna Natalia Nikolajewna hinterrücks angeſtiftet hätte, die Mantille anzuziehen, und wenn ſie nicht ſelbſt gekommen wäre, um Peter Zwanowiſch zum Aufbruch zu drängen. Er hatte ſich den lezten Reſt Wein eingeeſenkt, Sofia Petrowna aber trank ihn aus.

Was machſt du?

Ich habe noch nichts getrunken, Papa. Pardon.

— Er lächelte.

So, nun laßt uns zu Maria Zwanowna gehen. Sie werden uns entſchuldigen, Monſieur Paſtin. — Und Peter Zwanowiſch ging hoherhobenen Hauptes hinaus. Im Flur begegnete man noch einem General, der zu den alten Bekannten zu Beſuch gekommen war. 35 Jahre hatte er ſie nicht geſehen! Der General war zahnlos und ſahlköpfig.

Wie bist du noch frisch! sagte er. Sibirien scheint besser zu tun als Petersburg. Sind das die Deinigen? . . . Stelle mich vor. Dein Sohn, was für ein prächtiger junger Mann . . . Also morgen zu Tisch?

Ja, ja, gewiß.

Auf der Haupttreppe begegnete er dem berühmten Tschichajew, der ebenfalls ein alter Bekannter war.

Wie haben Sie denn erfahren, daß ich angekommen bin?

Eine Schande wär's für Moskau, wenn es das nicht wissen sollte, eine Schande ist's, daß man Sie nicht bei dem Schlagbaum empfangen hat. Wo speisen Sie? Wahrscheinlich doch bei der Schwester Maria Iwanowna? Vortrefflich, ich komme auch hin.

Peter Iwanowitsch machte auf alle Menschen, die durch die äußere Erscheinung hindurch den Ausdruck unsagbarer Güte und tiefer Empfindung nicht sehen konnten, den Eindruck eines stolzen Menschen; jetzt aber hatte sogar Natalia Iwanowna ihre Freude an seiner ungewöhnlichen Bornehmheit, und Sofia Petrowna lächelte mit den Augen, wenn sie ihn ansah. Sie waren bei Maria Iwanowna angekommen. Maria war die Taufpatin von Peter Iwanowitsch und zehn Jahre älter als er. Sie war eine alte Jungfer.

Ihre Geschichte, warum sie nicht geheiratet hatte





und wie sie ihre Jugend verlebt hat, werde ich weiter unten einmal erzählen.

Seit 40 Jahren hatte sie Moskau nicht verlassen; sie hatte weder großen Verstand noch großen Reichtum und legte keinen Wert auf vornehme Beziehungen — im Gegenteil; und doch gab es keinen Menschen, der sie nicht hochschätzte. Sie war so davon überzeugt, daß alle Welt sie schätzen müsse, daß alle Welt sie schätzte. An der Universität gab es liberale junge Leute, die ihr diese Macht nicht zuerkannten; aber diese Herren frondierten nur in ihrer Abwesenheit. Sie brauchte nur mit ihrer fürstlichen Haltung in den Salon zu treten, in ihrer ruhigen Art das erste Wort zu sprechen und mit ihrem freundlichen Lächeln um sich zu blicken — und schon waren sie überwunden. Ihr Verkehr waren Alle. Sie betrachtete ganz Moskau wie Angehörige und verkehrte auch so mit allen. Ihren freundschaftlichen Verkehr suchte sie meist bei der Jugend und bei gescheiten Männern; Frauen mochte sie nicht. Es gab in ihrem Hause auch männliche und weibliche Kostgänger von der Art, die unsere Literatur, Gott weiß warum, mit gleicher Mißachtung zu behandeln pflegt wie die Ungarka und die Generale; Maria Zwanowna aber war der Meinung, Skopin, der sich im Spital ruiniert, und Frau Bjeschewa, die ihr Mann fortgeschickt hatte, sei wohler, wenn sie in ihrem Hause leben konnten, als in der

äußersten Armut. Und so behielt sie sie bei sich. Die zwei stärksten Empfindungen aber in Maria Iwanownas jezigem Leben waren ihre beiden Brüder: Peter Iwanowitsch war ihr Abgott, Fürst Iwan ihr Haß! Sie wußte nicht, daß Peter Iwanowitsch angekommen war; sie war zur Vesper gewesen und hatte eben erst ihren Kaffee getrunken. Ein Moskauer Wikar, Frau Bjeschewa und Skopin saßen um ihren Tisch. Maria Iwanowna erzählte ihnen von dem jungen Grafen W., dem Sohn von P. S., der aus Sewastopol zurückgekommen war und in den sie verliebt war (sie hatte immer irgend eine Passion). Heut' sollte er bei ihr speisen. Der Wikar erhob sich und nahm Abschied. Maria Iwanowna hielt ihn nicht zurück — sie war in dieser Beziehung ein Freigeist; sie war fromm, aber sie hatte die Mönche nicht gern. Sie lachte über die Damen, die den Mönchen nachliefen, und sprach es kühn aus, daß die Mönche nach ihrer Meinung ebensolche Menschen seien, wie wir Sündige, und daß man im weltlichen Leben besser selig werden könne, als im Kloster.

Geben Sie Auftrag, niemanden zu empfangen, mein Lieber — sagte sie — ich will Pierre schreiben; ich weiß nicht, warum er nicht kommt. Wahrscheinlich ist Natalia Nikolajewna nicht gesund.

Maria Iwanowna hatte die Überzeugung, daß Natalia Nikolajewna sie nicht gern hatte und ihr

unfreundlich gesinnt war. Sie konnte ihr nicht verzeihen, daß nicht sie, die Schwester, ihm sein Vermögen gegeben habe und mit ihm nach Sibirien gegangen war, sondern Natalia Nikolajewna, und daß ihr Bruder es so entschieden abgelehnt hatte, als sie erklärte, mit ihm reisen zu wollen. Nach 35 Jahren fing sie an, allmählich dem Bruder zu glauben, daß Natalia Nikolajewna die beste Frau in der Welt und sein Schutzengel sei; aber sie war neidisch auf sie und glaubte noch immer, sie sei eine schlechte Frau.

Sie erhob sich, ging im Zimmer auf und nieder und wollte eben in das Kabinett eintreten, als sich die Thür öffnete und das runzelige, fahle Gesicht der Bjeschewa mit dem Ausdruck freudigen Schreckens durch die Thür guckte.

Maria Zwanowna, fassen Sie sich! sagte sie. Ein Brief?

Nein, mehr . . . Aber sie hatte noch nicht weiter zu sprechen vermocht, als im Vorzimmer eine kräftige Männerstimme sich hören ließ:

Wo ist sie denn? Komm doch Nataſcha.

Er! — sagte Maria Zwanowna und schritt mit großen kräftigen Schritten auf den Bruder zu. Sie kam ihnen entgegen, als hätten sie sich gestern zum letzten Male gesehen.

Wann bist du angekommen? Wo bist du abgestiegen? Wie bist du hergekommen? Im Wagen? — das waren die Fragen, die Maria

Zwanowna stellte, als sie mit ihnen in den Salon ging; sie hörte gar nicht auf ihre Antworten und sah mit großen Augen bald den einen, bald den andern an. Bjeschewa staunte über diese Ruhe, ja Gleichgültigkeit, und billigte sie nicht. Alle lächelten. Das Gespräch verstummte. Maria Zwanowna betrachtete schweigend, ernst ihren Bruder.

Wie geht es? fragte Peter Zwanowitsch, ergriff ihre Hand und lächelte. — Peter Zwanowitsch sagte „Sie“ und sie sagte zu ihm „Du“. Maria Zwanowna betrachtete noch einmal seinen grauen Bart, seinen Kahlkopf, seine Zähne, seine Runzeln, seine Augen, sein verbranntes Gesicht — und alles kam ihr bekannt vor.

Das ist meine Ssonja!

Sie sah sich aber nicht um.

Was bist du für ein dumm . . . sie unterbrach sich und griff mit ihren weißen Händen nach seinem kahlen Kopf. Was bist du für ein dummer Kerl, hatte sie sagen wollen, daß du mich nicht ein wenig vorbereitet hast — aber ihre Schultern und ihre Brust erbehten, ihr greisenhaftes Gesicht verzerrte sich und sie schluchzte, während sie ein über das andere Mal seinen kahlen Kopf an ihre Brust drückte und wiederholte: Was bist du für ein dumm . . . dummer Kerl, daß du mir nichts gemeldet hast . . .

Peter Zwanowitsch kam sich nicht mehr als ein

ſo großer Mann vor, nicht mehr als eine ſo bedeutende Perſönlichkeit, wie auf der Treppe bei Chevalier. Mit dem Unterkörper ſaß er in dem Lehnſtuhl, aber ſeinen Kopf hielt die Schweſter in ihren Händen, ſeine Naſe berührte ihr Korſett; er fühlte ein Kitzeln in der Naſe, ſein Haar war zerzaust und in ſeinen Augen ſtanden Tränen. Aber er fühlte ſich wohl. — Als dieſer Ausbruch der Freudentränen vorübergegangen war, begriff Maria Iwanowna, was vorgegangen war; jezt erſt war ihr alles glaubhaft, und nun betrachtete ſie alle. Aber noch mehrere Male im Verlaufe des Tages, wenn ſie ſich zurückerinnerte, wie er einſt geweſen war, wie ſie damals geweſen war und wie ſie beide jezt ſind, und wenn dies alles wieder lebhaft in ihrer Einbildung ſtand: das Unglück, die Freuden, die Liebe aus alter Zeit, dann übermannte es ſie und dann erhob ſie ſich immer wieder und wiederholte:

Was biſt du für ein dummer Kerl, Petruſcha, was für ein ſchlechter Menſch, daß du mich nicht vorbereitet haſt! Warum ſeid ihr nicht geradeſwegs zu mir gekommen? Ich hätte euch untergebracht, ſagte Maria Iwanowna. Ihr werdet doch wenigſtens bei mir ſpeiſen? Dir wird es doch nicht zu langweilig bei mir ſein, Sergjej? Bei mir iſt ein junger Krieger aus Sewaſtopol zu Tiſch. Und kennſt du den Sohn von Nikolaj Michajlowiſch nicht? Er iſt Schriftſteller, er hat



etwas Ausgezeichnetes geschrieben; ich hab's nicht gelesen, aber es wird sehr gerühmt. Er ist ein reizender Mensch, den lade ich auch ein. Tschichajew will auch kommen. Na, das ist ein Schwäger, ich mag ihn nicht sehr. Ist er schon bei dir gewesen? Und hast du Nikita schon gesehen? Na, das ist ja alles Unsinn. Was gedenkst du denn zu tun? Und Sie, Natalia, wie geht es mit Ihrer Gesundheit? Was denken Sie mit diesem stattlichen jungen Mann und mit dieser schönen Dame anzufangen?

Aber das Gespräch wollte immer noch nicht recht in Gang kommen.

Vor dem Mittagessen machte Natalia Nikolajewna mit den Kindern einen Besuch bei einer alten Dame. Bruder und Schwester blieben zu Haus, und er begann nun seine Pläne darzulegen.

Ssonja ist erwachsen, sie muß in die Gesellschaft eingeführt werden; wir müssen also in Moskau leben, sagte Peter Swanowitsch.

Um alles in der Welt nicht!

Sergjej muß dienen.

Um alles in der Welt nicht! Du bist immer noch so verrückt! . . . sie hatte aber den Berückten doch gern.

Wir müssen hier sitzen, dann aufs Land gehen und den Kindern alles zeigen.

Ich habe das Prinzip, mich nicht in Familienangelegenheiten zu mischen, — sagte Maria Swa-

nowna, die sich nun von der Aufregung schon beruhigt hatte, — und keine Ratschläge zu geben. Ein junger Mann muß dienen, das war stets meine Meinung und ist sie auch jetzt; und in unserer Zeit mehr als je. Du weißt nicht, Petruscha, wie die heutige Jugend ist. Ich kenne sie. Denke, der Sohn des Fürsten Dimitrij ist ganz untergegangen; und sie sind selbst daran schuld! Ich scheue mich ja doch vor niemandem, ich bin eine alte Frau. Aber es ist schlimm! — Und nun sprach sie von der Regierung. Sie war mit ihr nicht zufrieden wegen der übermäßigen Freiheit, die sie in allen Dingen gewährte.

Das einzige Gute, was sie gemacht haben, ist, daß sie euch freigegeben haben. Das war gut.

Petruscha wollte sie verteidigen, aber mit Maria Zwanowna ging das nicht so wie mit Pachtin — mit ihr konnte er nicht fertig werden; sie geriet in Aufregung.

Na, du wirst sie in Schutz nehmen? Du, du in Schutz nehmen? Ich sehe schon, du bist immer noch so unvernünftig, wie du warst.

Peter Zwanowitsch schwieg, aber mit einem Lächeln, das etwa sagte, nicht daß er sich ergeben, sondern daß er mit Maria Zwanowna nicht streiten wolle.

Du lächelst? Das kennen wir. Du willst mit mir, mit einem Weibe, nicht streiten, sagte sie heiter und liebenswürdig und sah dabei den Bruder

so fein und so verständnisvoll an, wie man es von ihrem greisenhaften Gesicht mit den kräftigen Zügen gar nicht erwartet hätte. — Ja, mit mir wirst du nicht fertig, Freundchen! Bin ja selbst an die 70! Habe auch nicht in den Tag hineingelebt, habe manches gesehen und verstanden. Eure Bücher habe ich nicht gelesen, werde sie auch nicht lesen. Was in den Büchern steht, ist Unsinn!

Na, wie gefallen Ihnen meine Kinder... Sergjej? sagte Peter Swanowitsch mit demselben Lächeln.

Na, na! antwortete die Schwester und drohte ihm. — Lenke nur nicht ab auf die Kinder. Darüber sprechen wir schon noch. Was ich dir aber sagen wollte. Du warst ja doch immer ein unvernünftiger Mensch — so bist du auch geblieben, ich sehe es dir an den Augen an. Jetzt werden dich die Leute auf den Händen tragen. Das ist so Mode. Ihr seid jetzt alle Mode. Ja, ja, ich sehe dir's an den Augen an, du bist noch ganz so unvernünftig wie du warst, fügte sie hinzu als Antwort auf sein Lächeln. — Um Christi willen bitt' ich dich, halte dich fern von all den heutigen Liberalen! Gott weiß, was die treiben. Das nimmt kein gutes Ende. Und unsere Regierung ist jetzt zu allem still, aber es wird eine Zeit kommen, da wird sie ihre Krallen zeigen, du wirst noch an meine Worte denken. Ich habe Sorge, du mischst dich wieder hinein. Laß das — ist alles dummes Zeug. Du hast Kinder.



Sie kennen mich offenbar jetzt nicht, Maria Zwanowna, sagte der Bruder.

Nun gut, gut, wird sich schon zeigen, ob ich dich nicht kenne oder ob du dich selber nicht kennst. Ich habe nur gesagt, was ich auf dem Herzen habe. Folgst du mir, desto besser. Und jetzt laß uns auch von Sergjej sprechen. Wie bist du mit ihm zufrieden? Er hat mir nicht besonders gefallen, wollte sie sagen; sie sagte aber nur: Er gleicht der Mutter wie ein Tropfen Wasser dem andern. Deine Ssonja hat mir sehr gut gefallen, sehr gut . . . sie hat so etwas Liebes, Offenes. Ein liebes Mädchen! . . . Wo ist sie, Ssonjuscha? . . . Ach, ich habe vergessen . . .

Was soll ich Ihnen sagen? . . . Ssonja wird eine gute Frau und eine gute Mutter werden. Aber mein Sergjej ist gescheit, sehr gescheit. Das muß ihm jeder lassen. Er war ein vortrefflicher Schüler, wenn er auch ein bißchen faul ist. Zu den Naturwissenschaften hatte er große Neigung. Er hat Lust, hier die Universität zu besuchen . . . Vorlesungen über Naturwissenschaften, Chemie zu hören . . . Maria Zwanowna hörte kaum zu, als der Bruder von den Naturwissenschaften zu sprechen begann; sie schien plötzlich traurig geworden zu sein, besonders als von der Chemie die Rede war. Sie seufzte tief auf und antwortete unmittelbar auf die Gedankenreihe, die die Naturwissenschaften in ihr angeregt hatten . . .

Wenn du wüßtest, wie leid sie mir tun, Petruscha! — sagte sie mit aufrichtiger, ruhiger, ergebener Trauer. — So leid, so leid! Das ganze Leben liegt vor ihnen, was werden sie noch alles zu leiden haben!

Nicht doch, wir müssen hoffen, ihr Leben wird glücklicher sein als das unsere.

Geb's Gott, geb's Gott! Aber das Leben ist schwer, Petruscha! Folge mir nur in einem, mein Liebster, philosophiere nicht! Was bist du für ein Tor, Petruscha! Ach, was bist du für ein Tor! Aber ich muß nun nach dem Rechten sehen. Ich habe viele Leute eingeladen. Was werde ich ihnen denn zu essen geben? — Sie seufzte auf, wandte sich ab und klingelte.

Tarasz soll kommen.

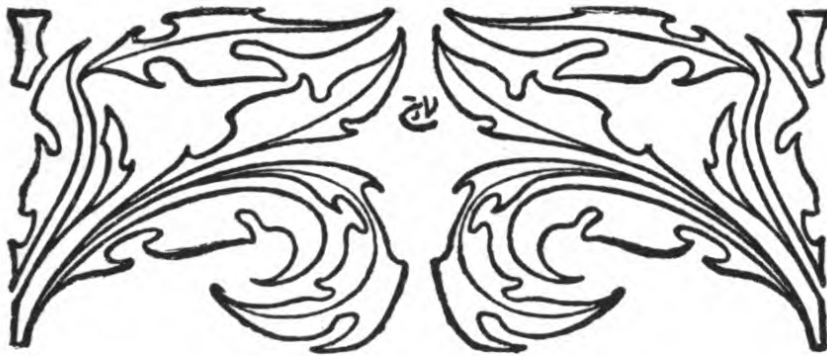
Ist der Alte noch immer bei Ihnen? fragte der Bruder.

Immer noch. Aber was denkst du, er ist ja ein Kind im Vergleich zu mir.

Tarasz war sauber gekleidet, er ärgerte sich, machte sich aber doch an die Arbeit. Bald darauf traten Natalia Nikolajewna und Ssonja ein. Sie atmeten laut vor Kälte und Glücksgefühl, und ihre Kleider rauschten; Sergjej blieb zurück bei den eingekauften Sachen.

Laßt mich sie betrachten! — Maria Iwanowna nahm Ssonjas Gesicht in ihre beiden Hände. Natalia Nikolajewna erzählte.





## Zwei Varianten zum ersten Kapitel:

### I

Der Rechtsstreit „über die unrechtmäßige Aneignung von 4000 den benachbarten Kronsbauern des Dorfes Islegoschtschi gehörigen Morgen Landes durch Jwan Apnchtin, Hauptmann der Garde, Gutsbesitzer im Gouvernement Pensa, Kreis Krasnosslobodsk“, war in der ersten Instanz beim Kreisgericht auf Antrag des Bauern-Deputierten Jwan Mironow zugunsten der Bauern entschieden, und das ungeheure Gebiet, teils Wald, teils Ackerland, das die leibeigenen Bauern Apnchtins ausgerodet hatten, war im Jahre 1815 in den Besitz der Bauern gekommen, und die Bauern hatten im Jahre 1816 den Grund und Boden bearbeitet und seinen Ertrag für sich genommen. Der für die Bauern günstige Ausgang dieses ungewöhnlichen Prozesses hatte alle Nachbarn, ja sogar die Bauern selbst in Erstaunen gesetzt. Der Erfolg der Bauern ließ sich nur dadurch erklären, daß Jwan Petrowitsch Apnchtin, der lebenswürdigste, friedlichste Mensch, der kein Freund

von Prozessen war, in der festen Überzeugung von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche keinerlei Maßregeln gegen das Vorgehen der Bauern ergriffen hatte. Iwan Mironow aber, der Sachwalter der Bauern, ein hagerer, des Lesens und Schreibens kundiger Bauer, mit einer Habichtsnase, der früher Schulze und Steuererheber gewesen war, hatte von den Bauern je fünfzig Kopfen auf den Kopf erhoben, dieses Geld in Form von Geschenken klug verteilt und den ganzen Prozeß mit großem Geschick geführt. Gleich nach der Entscheidung des Kreisgerichts aber gab Apnchtin, der die Gefahr erkannte, einem geschickten Sachwalter, dem freigelassenen Ilija Mitrofanow, eine Vollmacht, und dieser legte bei dem Landgericht die Berufung gegen die Entscheidung des Kreisgerichts ein. Ilija Mitrofanow führte die Sache so geschickt, daß trotz aller Ränke des Sachwalters der Bauern Iwan Mironows, trotz der bedeutenden Geldgeschenke, die er den Mitgliedern des Gerichtshofs machte, von dem Obergericht das Erkenntnis der ersten Instanz aufgehoben und der Prozeß zugunsten des Gutsbesizers entschieden wurde. Das Land wurde den Bauern von neuem abgesprochen und ihrem Sachwalter davon Mitteilung gemacht. Der Sachwalter Iwan Mironow erklärte den Bauern in der Versammlung, die Herren vom Obergericht hätten mit dem Gutsbesizer Händedrücke gewechselt und „gründliche

Konfusion“ in den Prozeß gebracht, so daß man jetzt das Land den Bauern wieder nehmen will. Aber aus dem Mehl des Gutsbesizers solle kein Brot werden. Er habe bereits die Klageschrift an den Senat aufgesetzt, und er wisse einen Mann, der zuversichtlich versprochen habe, die ganze Sache im Senat wieder einzurenten und das Land ein für allemal in den sichern Besitz der Bauern zu bringen; nur müßten sie jetzt noch einen Rubel auf den Kopf zusammenbringen. Die Bauern versprachen, das Geld zu sammeln und wieder die ganze Angelegenheit in die Hände Iwan Mironows zu legen. Als das Geld beisammen war, reiste Mironow nach Petersburg.

Als im Jahre 1817 die Zeit der Aussaat kam — Pfingsten fiel diesmal spät — überlegten die Bauern von Islegoschtschi in ihrer Versammlung, ob sie in diesem Jahre den strittigen Grund und Boden beackern sollten. Obgleich der Verwalter Apnychtsins schon um die Fastenzeit zu ihnen gekommen war, mit der Weisung, sie sollten das Land nicht beackern und mit ihm ein friedliches Abkommen treffen wegen des Getreides, das sie auf dem Grund und Boden gesät hatten, der früher strittig gewesen und der jetzt Apnychtsin gehörte, beschloßen die Bauern, weil sie Winterfaat auf dem strittigen Lande hatten, und weil Apnychtsin, der sie nicht kränken wollte, den Wunsch hatte, sich gütlich mit ihnen zu einigen, doch, den strittigen

Grund und Boden zu beackern und vor jedem anderen Ackerland in Angriff zu nehmen.

Genau an dem Tage, an dem die Bauern auf das Vorwerk von Berestow zum Acker auszogen, am Gründonnerstag, wollte Iwan Petrowitsch Apnchtin, der in der Karwoche gefastet hatte, das Abendmahl nehmen und fuhr am frühen Morgen in die Kirche des Dorfes Islegoschtschi, dessen Pfarrkind er war, und plauderte hier, da er von alledem nichts wußte, in freundlichster Weise mit dem Kirchenältesten. Iwan Petrowitsch hatte den Abend vorher gebeichtet und zu Hause die Abendmesse besucht; am anderen Morgen las er selbst die Regeln, und um 8 Uhr verließ er sein Haus. Zum Mittagsgottesdienst wurde er zurückerwartet. Iwan Petrowitsch stand am Altar, wo sein Platz immer war, er dachte mehr als er betete und war ärgerlich über sich selbst, daß es so war. Er fühlte sich, wie viele Menschen jener Zeit, ja aller Zeiten, im unklaren in bezug auf den Glauben. Er war schon fünfzig geworden, er hatte nie die Erfüllung der Zeremonien versäumt, besuchte regelmäßig die Kirche und fastete einmal im Jahre. Seine einzige Tochter erzog er in den Grundsätzen des Glaubens. Wenn man ihn aber gefragt hätte, ob er wirklich glaube, so hätte er nicht gewußt, was er antworten sollte. Und heute ganz besonders, heute fühlte er sich gerührt, und stand doch, statt zu beten, in Gedanken ver-

sunken am Altar und dachte darüber nach, wie sonderbar alles in der Welt eingerichtet ist: er zum Beispiel, ein Mann, den man fast alt nennen konnte, er fastete vielleicht das vierzigste Mal im Leben, und er wußte, daß alle Menschen, seine Angehörigen und Hausleute, und alle die Menschen in der Kirche, ihn als ein Muster betrachteten, sich ein Beispiel an ihm nahmen, und er fühlte sich verpflichtet, dieses Beispiel auch im religiösen Leben zu geben; und doch wisse er gar nichts, und eines Tages kommt's zum Sterben und — man schlage ihn tot! — er weiß nicht, ob das Wahrheit ist, worin er den anderen ein Beispiel gibt. Und auch das war ihm verwunderlich, wie alle Menschen glauben können — er hatte das beobachtet — daß alte Leute bestimmte Anschauungen haben und wissen, was recht und was unrecht ist (so hatte er immer von den alten Leuten gedacht). Und nun ist er selbst so ein Alter und weiß ganz und gar nichts und ist ebenso leichtsinnig, wie er mit zwanzig Jahren war, nur mit dem Unterschied, daß er das früher nicht verborgen habe, und daß er es jetzt verberge. Wie ihm in seiner Kinderjahre während des Gottesdienstes einmal der Einfall kam, wie ein Hahn zu krähen, so kamen ihm auch jetzt solche Dummheiten in den Sinn, und er, der Mann in reifen Jahren, verbeugt sich gemessen, berührt mit den Knochen seiner alten Hände die Fliesen des Fußbodens, und Pater Wassilij scheut sich förmlich, in seiner Gegenwart den



Priesterdienst auszuüben und wird durch seinen Eifer selbst zum Eifer angeregt. „Und wenn sie wüßten, was für Dummheiten mir durch den Kopf gehen? O Sünde, Sünde; ich muß beten,“ sagte er zu sich selber, als der Gottesdienst begann; er horchte auf den Sinn der Bibelstelle und begann zu beten. Und wirklich, es währte nicht lang, da war er ganz in der Stimmung des Gebets und gedachte seiner Sünden und alles dessen, was er zu bereuen hatte.

Ein stattlicher Greis, mit dichtem, grauen Haar, in einem Pelz mit neuem, weißen Kragen bis zur Hälfte des Rückens, trat mit gleichmäßigen Schritten in den Altar, machte eine tiefe Verbeugung vor ihm, schüttelte sein Haar und trat zum Allerheiligsten, um Kerzen hinzustellen. Es war der Kirchenälteste Iwan Fjedorow, einer der besten Bauern des Dorfes Islegoschtschi. Iwan Petrowitsch kannte ihn. Der Anblick dieses ernstesten männlichen Gesichts brachte Iwan Petrowitsch auf eine neue Reihe von Gedanken. Er war einer von den Dorfleuten, die den Grund und Boden von ihm haben wollten, und einer von den besten reichsten verheirateten Dorfleuten, die den Grund und Boden brauchten, die ihn auszunützen wußten und die Mittel dazu hatten. Sein ernstes Aussehen, seine gemessene Verbeugung, sein gleichmäßiger Gang, die Sauberkeit seiner Kleidung: die Fußlappen lagen wie Strümpfe fest um seine



Beine, und die Bastschuhe legten sich symmetrisch um den einen Fuß ganz wie um den anderen — sein ganzes Aussehen schien Vorwurf, Feindseligkeit wegen des Grund und Bodens auszudrücken.

„Da habe ich nun meine Frau, meine Manja (die Tochter), unsere Kinderfrau, meinen Kammerdiener Wolodja um Verzeihung gebeten, und hier steht einer, der um Verzeihung zu bitten wäre, und dem zu verzeihen wäre,“ dachte Iwan Petrowitsch und beschloß, Iwan Fjedorow nach der Frühmesse um Verzeihung zu bitten.

Und so tat er auch.

In der Kirche waren wenig Menschen. Die große Menge hatte nach hergebrachter Gewohnheit schon am ersten und vierten Sonntag gefastet. Jetzt waren nur etwa vierzig Menschen da, Männer und Frauen, die nicht früher dazu gekommen waren, etliche alte Bauern, Beamte und Hofleute der Apnyhtins und der reichen Nachbarn der Tschernyschews. Da war auch eine alte Frau, eine Verwandte der Tschernyschews, die bei ihnen im Hause lebte, und eine Diafonissin, eine Witwe, deren Sohn die Tschernyschews in ihrer Güte erzogen und zu einem Menschen gemacht hatten. Zwischen der Frühmesse und dem Mittagsgottesdienst blieben noch weniger Menschen in der Kirche. Männer und Frauen waren hinausgegangen; nur zwei Bettlerinnen waren in einem Winkel sitzen geblieben, sie plauderten miteinander und betrachteten Iwan

Petrowitsch mit dem sichtlichen Wunsche, ihn zu begrüßen und mit ihm zu sprechen, und zwei Lakaien: sein livrierter Lakai und einer von den Tschernyschews, der die alte Dame hergebracht hatte. Auch diese beiden führten in dem Augenblick, in dem Iwan Petrowitsch aus dem Altar heraustrat, leise eine lebhafte Unterhaltung und verstummten sofort, als sie ihn sahen. Dann war noch eine Frau da in einem hohen Kopfschuß mit Perlenbesatz und einem weißen Pelz, mit diesem deckte sie ihr schreiendes, krankes Kind zu und gab sich Mühe, es zu beruhigen, und noch ein anderes, gebeugtes Mütterchen. Auch sie trug den gleichen Kopfschuß, aber mit Wollbesatz, ein weißes Tuch, das sie nach Art der alten Frauen gebunden hatte, und einen grauen Faltenrock, im Rücken schön verziert. Sie lag auf den Knien in der Mitte der Kirche, das Gesicht einem alten Bilde zwischen den Giebelnfenstern zugewandt, auf dem ein neues Tuch mit roten Ecken hing, und betete so inbrünstig, feierlich und leidenschaftlich, daß sie die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen mußte. Iwan Petrowitsch blieb auf seinem Wege zu dem Kirchenältesten, der am Schränkchen stand und aus den Resten der Kerzen kleine Wachsflumpen machte, stehen und betrachtete die betende alte Frau. Sie betete sehr gut. Sie stand so gerade aufrecht auf ihren Knien, wie man nur gerade aufrecht stehen kann, wenn man dem Heiligenbilde zugewandt ist.

Alle ihre Glieder waren von einer mathematischen Symmetrie. Beide Füße stützten sich mit den Spitzen der Fußlappen auf den Steinfußboden unter einem und demselben Winkel. Der Körper war zurückgebogen und soweit der Budel auf dem Rücken dies gestattete, die Arme mit vollkommener Symmetrie auf dem Leib zusammengeslagen, der Kopf zurückgeworfen, das runzlige Gesicht, in dem sich Scham und Mitleid malte, mit dem stumpfen Blick gerade auf das Bild mit dem Tuche gerichtet. In dieser Stellung verharrte sie unbeweglich eine Minute oder weniger, aber doch eine bestimmte Zeit, dann seufzte sie schwer, nahm die rechte Hand vom Leibe, brachte sie mit einem Schwunge bis hoch über den Kopfpuz, berührte mit zusammengelegten Fingern ihren Scheitel und schlug so, breit ausholend, ein Kreuz auf dem Leib und auf den Schultern. Dann schwang sie die Arme zurück, senkte das Haupt auf ihre Hände, die sie ganz nach Vorschrift auf die Erde legte, erhob sich wieder und machte wieder die gleichen Bewegungen.

Die betet, dachte Iwan Petrowitsch bei ihrem Anblick, ganz anders, als wir Sündigen. Das nenn' ich einen Glauben! Weiß ich auch, daß sie zu ihrem Heiligen betet oder zu ihrem Tuche, oder zu dem Schmutz, den sie für das Bild gestiftet hat, wie die anderen alle auch — sie betet doch gut. Nun ja, sagte er zu sich selber, jeder hat seinen Glauben:

sie betet zu dem Bilde, und ich halte es für nötig, die Bauern um Verzeihung zu bitten.

Und er ging auf den Ältesten zu. Unwillkürlich aber sah er sich in der ganzen Kirche um, um zu erfahren, wer die Ausführung seiner Absicht sehen könnte, die ihm zugleich Befriedigung und Scham bereitete. Es war ihm peinlich, daß die alten Kirchenvettern, wie er sie zu nennen pflegte, es sehen würden. Ganz besonders peinlich aber war es ihm, daß sein Diener Mischka es sehen würde. Er fühlte sogar, daß in Gegenwart Mischkas, dessen lebhaften, schnell fassenden Geist er kannte, ihm die Kraft fehlen würde, auf Iwan Fjedotow zuzutreten, und er winkte mit dem Finger Mischka zu sich heran.

Was befehlen Erlaucht?

Komm mal her, bitte, Freundchen, bringe mir den kleinen Teppich aus dem Wagen. Es ist hier etwas feucht für die Füße.

Zu Befehl, Erlaucht.

In dem Augenblick, in dem Mischka sich entfernte, trat Iwan Petrowitsch auf Iwan Fjedotow zu. Iwan Fjedotow erschrak bei der Annäherung des Herrn, wie jemand, der sich schuldig fühlt. Die Schüchternheit und Verlegenheit seiner Bewegungen stand in einem eigentümlichen Widerspruch zu den strengen Zügen und dem krausen weißgrauen Haar und Bart.

Wünschen Sie eine Zehn-Ropeten-Kerze? be-



gann er. Dabei hob er den Pultdeckel hoch und warf nur von Zeit zu Zeit mit seinen großen, schönen Augen einen Blick auf den Herrn.

Nein, ich brauche kein Licht, Iwan. Ich will dich nur bitten, mir zu verzeihen um Christi willen, wenn ich dich gekränkt habe. Verzeih um Christi willen! wiederholte Iwan Petrowitsch und verneigte sich tief.

Iwan Fjedorow erschrak heftig und wurde sehr verlegen. Endlich aber begriff er und lächelte zärtlich:

Gott verzeiht, sagte er. Eine Kränkung, meine ich, habe ich von dir nie erfahren. Gott verzeiht, eine Kränkung habe ich nie erfahren, wiederholte er verlegen.

Trotzdem . . .

Gott verzeiht, Iwan Petrowitsch . . . Zwei Kerzen zu zehn Kopelen?

Ja. Zwei.

Ein wahrer Engel, wahrhaftig, ein Engel. Einen niedrigen Bauern bittet er um Verzeihung. O Gott im Himmel, wahrhaftige Engel, sagte die Diakonissin in der schwarzen, alten Kapuze und dem schwarzen Mantel. Ja, ja, das sollten wir lernen.

Ei, Paramonowna, wandte sich Iwan Petrowitsch an sie, sag', fastest du auch? Verzeihe auch du um Christi willen.

Gott wird verzeihen, Väterchen, du mein Engel, du mein gütiger Wohltäter; laß mich deine Hand küssen.

Nicht doch, nicht doch, du weißt, ich hab' das nicht gern, sagte Swan Petrowitsch lächelnd und ging in den Altar.

Die Vesper, wie sie gewöhnlich in der Pfarre von Islegoschtschi abgehalten wurde, ging schnell zu Ende, um so mehr, als wenig Menschen das Abendmahl nahmen. In dem Augenblick, wo sich nach dem Vaterunser die heilige Pforte schloß, sah Swan Petrowitsch zur nördlichen Tür heraus, um Mischka heranzurufen, damit er ihm den Pelz abnehme. Als der Priester diese Bewegung sah, winkte er ärgerlich den Diakon heran, und der Diakon ging fast mit Lauffchritten, um Michaels Diener heranzurufen. Swan Petrowitsch war in recht guter Stimmung, aber diese Dienstfertigkeit und dieser Ausdruck der Hochschätzung bei dem Priester, der die Vesper hielt, verstimmten ihn wieder. Seine zarten, geschweiften, glattrasierten Lippen wölbten sich noch mehr, in seinen gutmütigen Augen schimmerte ein Lächeln. „Als ob ich sein General wäre,“ dachte er, und sofort fielen ihm die Worte eines deutschen Gouverneurs ein, den er einmal in den Altar mitgenommen hatte, damit er den russischen Gottesdienst mitansehe. Wie dieser Deutsche ihn belustigt und seine Frau geärgert hatte mit den Worten: „Der Pop' war

ganz böse, daß ich ihm alles nachgesehen hatte.“\* Es fiel ihm auch ein, wie einmal ein junger Türke geantwortet hätte, jetzt gäbe es keinen Gott mehr, denn er habe das letzte Stückchen aufgeessen. „Und ich nehme das Abendmahl,“ dachte er, runzelte die Stirn und machte eine tiefe Verbeugung, dann legte er den Bärenpelz ab und behielt nur den blauen Frack an mit den glänzenden Knöpfen, das weiße hohe Halstuch, die Weste und die engen Pantalons, die Stiefel ohne Absätze mit den scharfen Spitzen und ging mit seinen leisen, bescheidenen und leichten Schritten zu den Ortsheiligen, um vor ihnen zu knien. Und auch hier stieß er wieder auf dieselbe Zuorkommenheit der anderen Kommunitanten, die ihm den Platz räumten.

„Als wenn sie sagten: *Après vous s'il en reste,*“ dachte er und machte nach der Seite Verbeugungen bis zur Erde mit der Ungeschicklichkeit, die daher kam, daß er eine Art Mittelding suchen mußte zwischen der Vermeidung der Geringschätzung und dem Vornehmtun. Endlich öffnete sich die Tür. Der Priester las mit ihm das Gebet, und er wiederholte die Worte „wie die Räuber“. Dann band man ihm die Kelchdecke vor und er nahm das Abendmahl und das warme Wasser aus dem alten Löffel und legte ein neues Zwanzigkopfenstück auf die alten Tellerchen; dann hörte

---

\* Diese Worte stehen deutsch im Original.

er noch die letzten Gebete, legte sich an das Kreuz, zog den Pelz wieder an und verließ die Kirche unter den Glückwünschen der Anwesenden und erfüllt von dem angenehmen Gefühl der Erledigung der Sache. Als er aus der Kirche heraustrat, traf er wieder mit Iwan Fjedorow zusammen.

Ich danke, ich danke, antwortete er auf dessen Glückwunsch. Nun, beginnt die Feldarbeit bald?

Die Kinder sind schon draußen, sind schon draußen die Kinder, antwortete Iwan Fjedorow noch schüchterner als gewöhnlich. Er nahm an, Iwan Petrowitsch wisse, wohin die Leute von Illegoschtschi zur Feldarbeit gegangen waren. — Es wird feucht. Feucht wird's. 's ist noch früh an der Zeit, noch recht früh an der Zeit.

Iwan Petrowitsch ging zum Grabmal seines Vaters und seiner Mutter und verneigte sich vor ihm, dann stieg er, vom Diener unterstützt, in seinen Wagen und fuhr mit Sechsen und seinem Vorreiter nach Hause.

„Nun, Gott sei Dank,“ sagte er zu sich selber, indem er auf den weichen, runden Federn hin und her schaukelte und die Welt um sich her betrachtete, den Frühlingshimmel mit den leichten Wolken, die freigewordene Erde und die weißen Flecken noch nicht gelösten Schnees, den stark zusammengebogenen Schweif des Seitenpferdes, und indem er die frische Frühlingsluft einatmete, die doppelt angenehm war nach der Luft in der Kirche.

„Gott sei Dank, daß ich das Abendmahl hinter mir habe, und Gott sei Dank, daß ich meinen Tabak schnupfen kann.“ Und er zog seine Dose hervor, hielt lange seine Priese lächelnd zwischen den Fingern und lüpfte mit der Hand, in die er den Tabak festhielt, seine Mühe zur Antwort auf die tiefen Grüße der vorüberkommenden Leute, vor allem der Frauen, die die Stühle und Bänke vor den Türen wuschen, während der Wagen mit dem kräftigen Sechsgespänn in schnellem Trabe durch den Schmutz der Dorfstraße von Islegoschtschi dahinfuhr.

Iwan Petrowitsch hielt die Priese lange fest, um die Vorfreude von dem Vergnügen des Schnupfens zu haben. Er hielt sie nicht nur das ganze Dorf entlang, sondern bis zur Einfahrt, bis zu der schlechten Brücke am Berge, über die der Kutscher sichtlich nicht ohne Sorge fuhr; er zog die Zügel an, setzte sich besser und rief dem Vorreiter zu, er möchte auf das Eis zu lenken. Als man über die Brücke hinüber und aus dem brechenden Eis und aus dem Schmutz herausgekommen war, beobachtete Iwan Petrowitsch zwei Wildenten, die aus dem Sumpfe auftauchten; er schnupfte mit großem Wohlbehagen, dann zog er einen Handschuh an, hüllte sich in seinen Mantel, versenkte sein Kinn in das hohe Halstuch und sagte zu sich selber beinahe laut: „Famos!“ ein Wort, das er heimlich oft vor sich hin sagte, wenn er in guter Stimmung war.



In der Nacht hatte es Schnee gegeben; am Morgen, als Iwan Petrowitsch in die Kirche fuhr, war der Schnee noch nicht aufgetaut, aber er war weich gewesen. Jetzt war der Schnee, obwohl in der ganzen Zeit keine Sonne geschienen hatte, schon ganz von der Feuchtigkeit aufgelöst, und auf der großen Landstraße, über die man drei Werst bis zum Kreuzweg nach Tschirakowo fahren mußte, war nur auf dem vorjährigen Grase, das in gleicher Richtung mit den Wagenfurchen wuchs, weiß schimmernder Schnee sichtbar. Auf dem Landwege aber mußten die Pferde durch den klebrigen Schmutz waten. Aber den guten, wohlgepflegten, kräftigen Pferden eigener Zucht machte es keine Mühe, den Wagen durchzuschleppen. Wie von selbst schien er dahinzujagen über das Gras, auf dem er schwarze Spuren zurückließ, und über den Schmutz, ohne auch nur einen Augenblick den Gang zu verlangsamen. Iwan Petrowitschs Kopf durchzogen freundliche Gedanken. Er dachte an sein Haus, an seine Frau, an seine Tochter. „Mascha wird mich auf der großen Treppe erwarten und wird entzückt sein. Sie wird mir gleich die Heiligkeit ansehen. Ein merkwürdiges, liebes Mädchen. Sie nimmt sich nur alles zu sehr zu Herzen. Und die Rolle der Wichtigkeit und der Unwissenheit, die ich vor ihr spielen muß, wird mir schon zu ernst und zu komisch. Wenn sie wüßte, daß ich vor ihr Angst habe,“ dachte er. „Na, und Cato (meine

Frau) wird heute sicherlich bei guter Laune sein — gerade heut wird sie bei guter Laune sein — und das wird einen schönen Tag geben! So wie in voriger Woche, wo die Weiber aus Proschkin da waren. Ein merkwürdiges Wesen! Und wie ich mich vor ihr fürchte! Aber was soll man tun? Sie hat selbst keine Freude daran.“ Und ihm fiel die berühmte Anekdote von dem Kalb ein, wie der Gutsbesitzer, der sich mit seiner Frau gezanft hatte, sich an das Fenster setzt und draußen das hüpfende Kälbchen sieht: „Ich möchte dich verheiraten!“ sagte der Gutsbesitzer. Und wieder lächelte er. Jede Schwierigkeit, jedes Mißverständnis pflegte er so mit einem Scherz zu lösen, meist mit einem, der sich auf ihn selber bezog.

Auf der dritten Werst am Turm wandte der Borreiter nach links um, auf das Borwerk zu. Und der Kutscher schrie ihn an, weil er so scharf umgewandt hatte, daß die Deichselpferde einen Schlag mit der Deichsel bekamen und der Wagen fast den ganzen Weg bergauf holperte. Nicht weit von einem Hause sah der Borreiter zurück nach dem Kutscher und zeigte auf etwas hin. Der Kutscher sah zurück zum Diener und zeigte dem etwas. Und alle sahen nun nach einer Richtung.

Was seht ihr denn da? sagte Iwan Petrowitsch.

Gänse, sagte Michael.

Wo? . . . So sehr er auch die Augen zusammenkniff, er sah nichts.

Da sind sie ja! Da ist der Wald und dort der See. Mitten durch müssen Sie sehen.

Zwan Petrowitsch sah nichts.

Na, es ist hohe Zeit! Sonst kommen wir — wie sagt man doch? — zu Pfingsten noch nicht heim.

Schön, zu Befehl.

Also vorwärts.

Bei dem Sumpf stieg Mischka vom Bod herunter und betastete den Weg, dann stieg er wieder herauf, und der Wagen fuhr glücklich über das Brüdchen des Teiches im Garten, fuhr die Allee hinauf, vorüber am Keller, an der Waschküche, von der das Wasser heruntertroff, lenkte gewandt um und hielt vor der Freitreppe. Eben fuhr Ischernyschews Britsche aus dem Hofe heraus. Sogleich kamen die Leute aus dem Hause gestürzt: der finstere alte Danilytsch mit dem großen Badensbart, Nikolai, der Bruder Michaels, und das kleine Paulchen, und ihnen folgte ein Mädchen mit schwarzen, großen Augen und mit schönen, bis zum Ellbogen bloßen Armen und bloßem Halse.

Marja Zwanowna, Marja Zwanowna! . . . Wohin? Mamachen sind schon unruhig, nicht so hastig, sagte hinter dem Kinde die Stimme der dicken Katharina.

Aber das Mädchen hörte nicht. Wie der Vater erwartet hatte, faßte es ihn bei der Hand, sah ihn mit einem sonderbaren Blick an und fragte scheu: Nun, Papachen, hast du gebeichtet?

Ich habe gebeichtet. Du hast wohl Furcht, ich sei ein so großer Sünder, daß man mir das Abendmahl nicht geben wird.

Das Mädchen war offenbar ärgerlich über den Scherz des Vaters in diesem feierlichen Augenblicke. Sie seufzte, ging mit ihm und hielt seine Hand fest und küßte sie.

Wer ist denn da?

Der junge Tschernyschew. Er ist im Salon.

Ist Mama aufgestanden? Wie geht's ihr?

Mama ist heut besser. Sie sitzt unten.

Im Durchgangszimmer begegnete Iwan Petrowitsch der Amme Eupraxia, dem Verwalter Andrej Iwanowitsch und dem Feldmesser, der hier war, um die Schätzung des abgetretenen Landes festzustellen. Alle beglückwünschten Iwan Petrowitsch. Im Salon sahen Luisa Karlowa Trugoni, seit zehn Jahren die Freundin des Hauses, eine Gouvernante, die nach Rußland emigriert war, und ein Jüngling von sechzehn Jahren, Tschernyschew, mit seinem französischen Hauslehrer.



Am 2. August 1817 wurde in der sechsten Abteilung des obersten Senats der Rechtsstreit der Ökonomiebauern des Kirchdorfs Islegoschtschi wider Tschernyschew, wegen des Grund und Bodens, zugunsten der Bauern und gegen Tschernyschew

nyschew entschieden. Diese Entscheidung war für Tschernyschew ein unerwarteter und überaus harter Schlag. Der Rechtsstreit hatte schon fünf Jahre gedauert. Der Bevollmächtigte des reichen Kirchdorfs Islegoschtschi, das dreitausend Seelen zählte, hatte ihn anhängig gemacht. Im Kreisgericht hatten die Bauern gewonnen. Als aber Fürst Tschernyschew auf den Rat eines Hofknechts, des Sachwalters Ilija Mitrofanow, den er von dem Fürsten Saltykow gekauft hatte, gegen die Entscheidung bei dem Gouvernementsgericht Berufung einlegte, gewann er ihn, und die Bauern von Islegoschtschi wurden außerdem noch damit bestraft, daß sechs von ihnen, die den Feldmesser beschimpft hatten, ins Gefängnis gesteckt wurden. Nun war Fürst Tschernyschew in der ihm eigenen gutmütigen Sorglosigkeit vollkommen beruhigt, um so mehr, als er sich ehrlich dessen bewußt war, daß er sich nie ein Stück Land widerrechtlich zugeeignet habe, wie die Bauern in ihrer Bittschrift gesagt hatten. War überhaupt je Land widerrechtlich genommen worden, so war das zur Zeit seines Vaters geschehen, und darüber waren vierzig Jahre vergangen. Er wußte, daß es den Bauern des Dorfes Islegoschtschi auch ohne dieses Stück Land recht gut geht, daß sie es nicht brauchen und mit ihm in guter Nachbarschaft lebten, und konnte gar nicht begreifen, warum sie auf einmal so gegen ihn in Wut geraten waren. Er wußte, daß er



niemandem Unrecht getan habe und niemandem Unrecht tun wollte, lebte immer mit aller Welt in Frieden und wünschte auch gar nichts anderes. Darum konnte er auch nicht glauben, daß ihn jemand kränken wolle. Er haßte alle und ging deshalb nicht in den Senat, trotz der Ratschläge und Vorstellungen seines Sachwalters Ilija Mitrofanow. Er ließ die Berufungsfrist verstreichen und verlor den Prozeß bei dem Senat. Die Entscheidung fiel so aus, daß ihm der Ruin drohte. Nach der Entscheidung des Senats wurden nicht nur fünftausend Morgen Landes von seinem Besitz abgetrennt, er mußte auch noch für die unrechtmäßige Einhaltung dieses Landes hundertsiebentausend Morgen an die Bauern als Entschädigung abgeben. Fürst Tschernyschew hatte achttausend Seelen, aber alle seine Güter waren belastet. Er hatte viele Schulden, und diese Senatsentscheidung ruinierte ihn und seine ganze große Familie. Er hatte einen Sohn und fünf Töchter. Er raffte sich erst auf, als es schon zu spät war für die Verhandlung mit dem Senat. Nach Ilija Mitrofanows Ansicht gab es nur eine Rettung — die Einreichung einer Bittschrift an allerhöchster Stelle und die Berufung an den Reichsrat. Zu diesem Zwecke mußte man bei einem der Minister oder der Senatsmitglieder persönlich vorstellig werden oder, was noch besser war, bei dem Kaiser selbst. Fürst Grigorij Swanowitsch erwog den Rat seines

Sachwalters und brach im Herbst 1817 aus seinem geliebten Studjenek, wo er ununterbrochen gewohnt hatte, mit seiner ganzen Familie nach Moskau auf. Er ging nach Moskau und nicht nach Petersburg, weil in diesem Jahre in der Herbstzeit der Kaiser und der ganze Hof und alle hohen Würdenträger und ein Teil der Garde, bei der auch der Sohn Grigorij Iwanowitschs stand, nach Moskau kommen sollten, um den Grundstein zu legen zu der Erlöserkirche, die zum Andenken an die Befreiung Rußlands von dem Einfalle der Franzosen errichtet werden sollte.

Es war im August. Sofort nach dem Empfange der schrecklichen Nachricht von der Entscheidung des Senats brach Fürst Grigorij Iwanowitsch auf. Einer seiner Hofknechte wurde vorausgeschickt, um das Haus des Fürsten auf dem Arbat herzurichten, und ein ganzes Lager von Möbeln, Menschen, Pferden, Wagen und Vorräten. Im September reiste der Fürst mit seiner ganzen Familie in sieben Wagen, die ihm gehörten, nach Moskau und nahm Wohnung in seinem eigenen Hause. Seine Verwandten und Bekannten kamen aus der Provinz und aus Petersburg angereist und nahmen im September in Moskau Wohnung. Das Moskauer Leben aber mit seinen Vergnügungen, die Ankunft des Sohnes, der Verkehr der Töchter und die Erfolge der ältesten Tochter Alexandra, der einzigen Blondine unter all

den dunklen Tschernyschews, nahmen den Fürsten so in Anspruch und erheiterten ihn so sehr, daß er, — unbekümmert darum, daß er hier in Moskau so viel verbrauchte, daß er möglicherweise nicht viel übrig haben würde, wenn er all seinen Verpflichtungen nachkäme, — den Prozeß völlig vergaß und sich unangenehm berührt und gelangweilt fühlte, wenn Ilija Mitrofanow von dem Prozeß sprach, und auch gar nichts tat, um den Erfolg seines Rechtsstreits zu fördern. Iwan Mironowitsch Bauschkin, der Hauptsachwalter der Bauern, der den Prozeß gegen den Fürsten im Senat mit soviel Eifer geführt hatte, der alle Wege und Umwege, die zu den Sekretären und Kanzleivorstehern führen, kannte, und der so geschickt in Petersburg die zehntausend Rubel der Bauern in der Form von Geschenken zu verteilen gewußt, hatte jetzt seine Tätigkeit aufgegeben und war in sein Dorf zurückgekehrt. Er hatte sich hier für das zu seiner Entlohnung gesammelte Geld und für den Rest, der von den Geschenken übrig geblieben war, von einem benachbarten Besitzer einen Wald gekauft und ein Verkaufshaus darin errichtet. Der Prozeß war nun in der höheren Instanz zu Ende geführt und mußte nun seinen Gang gehen. Von all den Bauern, die in den Prozeß verwickelt waren, konnten nur die sechs ihn nicht vergessen, die bereits seit sechs Monaten im Gefängnis saßen, und ihre Familien, die ohne der Hausherrn verblieben



waren. Aber was war da zu tun? Sie saßen im Gefängnis in Krasnoslobodsk, und ihre Familien mußten sehen, wie sie ohne sie fertig wurden. Helfen konnte ihnen niemand, selbst Iwan Mironowitsch sagte, er könne sich dieser Sache nicht annehmen, es handle sich um einen Fall, der weder vor den Friedensrichter, noch vor das Zivilgericht gehört, es handle sich um einen Kriminalfall. Die Bauern saßen, und niemand tat etwas für sie, und die eine Familie, die des Michael Gerassimowitsch, namentlich sein Weib, die Tichonowna, konnte sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß ihr Kleinod, der alte Gerassimowitsch mit geschorenem Kopf im Gefängnis sitze. Die Tichonowna konnte sich nicht beruhigen, sie bat Mironowitsch, die Sache in die Hand zu nehmen, Mironowitsch schlug es ab. Da entschloß sie sich, selbst für den Alten eine Wallfahrt zu unternehmen. Schon vor einem Jahre hatte sie gelobt, einen Heiligen aufzusuchen, und hatte das immer wieder auf das nächste Jahr verschoben, weil sie keine Zeit hatte, und weil sie die Wirtschaft nicht gern den jungen Frauen überlassen wollte. Jetzt, wo sie das Unglück getroffen hatte, daß man Gerassimowitsch ins Gefängnis gesperrt, erinnerte sie sich ihres Gelübdes; sie ließ die Wirtschaft Wirtschaft sein und begab sich mit der Frau des Küsters aus ihrem Dorfe auf die Wallfahrt. Zunächst kehrten sie in der Kreisstadt ein, wo der Alte im Gefängnis saß, und brachten

ihm Hemden; dann wanderten sie über die Hauptstadt des Gouvernements nach Moskau. Unterwegs erzählte die Tichonowna ihrer Begleiterin ihr Leid, und die Küstersfrau riet ihr, dem Zaren, der wie es hieß, die Stadt Pensa besuchen wollte, eine Bittschrift einzureichen, und erzählte ihr von allerlei Fällen der Begnadigung. Als die Pilgerinnen nach Pensa kamen, erfuhren sie, daß in Pensa nicht der Zar, wohl aber sein Bruder, der Großfürst Nikolaj Pawlowitsch angekommen sei. Als der Großfürst aus der Kathedrale in Pensa heraustrat, drängte sich die Tichonowna zu ihm durch, fiel auf die Knie und fing an, für ihren Mann zu bitten; der Großfürst war verwundert, der Statthalter war wütend, und man führte die Alte auf die Polizei. Nach vierundzwanzig Stunden ließ man sie frei, und sie wanderte weiter nach dem Dreifaltigkeitskloster. Im Dreifaltigkeitskloster fastete die Tichonowna und beichtete dem Pater Paisius. Sie erzählte ihm ihr Leid und bereute, dem Bruder des Zaren eine Bittschrift übergeben zu haben. Pater Paisius sagte ihr, das sei keine Sünde; sich in einer großen Sache mit einer Bitte selbst an den Zaren zu wenden, sei kein Unrecht, und gab ihr Absolution. In Chotjkow war sie bei der wundertätigen Mutter Gottes. Die Wundertätige hieß sie, ihre Bitte dem Zaren selbst vorzubringen. Auf dem Rückwege besuchte die Tichonowna mit der Küstersfrau die heiligen Märtyrer



in Moskau. Hier erfuhr sie nun, daß der Zar in Moskau sei, und die Tichonowna dachte, das sei ein Zeichen, daß Gott ihr befehle, den Zaren zu bitten. Nun war es nötig, die Bittschrift aufzusetzen.

In Moskau lehrten die Pilgerinnen in einem Gasthause ein. Sie baten, man möchte ihnen ein Nachtlager geben, und bekamen es auch. Nach dem Abendbrot legte sich die Rüstlersfrau auf den Ofen, und die Tichonowna schob ihr Bündel unter den Kopf, legte sich auf eine Bank und schlief ein. Am anderen Morgen — es war noch nicht Tag — erhob sich die Tichonowna, weckte die Rüstlersfrau, und nur der Hauswart antwortete auf ihren Morgengruß, als sie auf den Hof herauskamen.

Bist früh aufgestanden, Mütterchen! sprach er sie an.

Ehe wir hinkommen, lieber Freund, hat die Frühmesse begonnen, antwortete die Tichonowna.

Führ' dich Gott, Mütterchen.

Christus gebe dir die ewige Seligkeit, sagte die Tichonowna, und die Pilgerinnen schritten auf den Kreml zu.

Die beiden Frauen blieben über die Frühmesse und die Vesper und beteten vor den Heiligenbildern, dann kamen sie, nachdem sie mit Mühe den Weg gefunden hatten, zu dem Hause der Tschernyschews. Die Rüstlersfrau meinte, die alte Frau

Tschernyschew habe ihr streng angesagt, sie solle sie besuchen, und sie empfangen alle Pilger und Pilgerinnen. Dort finden wir auch jemanden, der uns die Bittschrift aufseht, hatte die Küstersfrau gesagt, und so gingen die Pilgerinnen, schweiften durch alle Straßen und fragten nach dem Weg. Die Küstersfrau war einmal hier gewesen, aber sie konnte sich nicht erinnern. Ein paarmal wären sie fast erdrückt worden, die Leute hatten sie angeschrien und geschimpft; einmal packte ein Polizeimann die Küstersfrau bei den Schultern und stieß sie und verbot ihr, die Straße zu gehen, die sie gingen, und schickte sie in einen Wald von kleinen Gassen. Die Tichonowna wußte nicht, daß man sie von der Hauptstraße gerade darum fortgeschickt hatte, weil der Zar diesen Weg kommen mußte, eben der Zar, mit dem ihre Gedanken unaufhörlich beschäftigt waren, und an den sie eine Bittschrift zu richten und zu überreichen die Absicht hatte.

Die Küstersfrau ging, wie sie immer gewohnt war, schwerfällig und betrübt, die Tichonowna, wie immer, leicht und munter mit dem Gange eines jungen Weibes. Am Tor machten die Pilgerinnen Halt. Die Küstersfrau erkannte das Haus nicht wieder: ein neues Leutehaus stand da, das früher nicht vorhanden war; als sie aber den Brunnen mit der Pumpe in der einen Ecke des Hofes näher betrachtete, erkannte sie den Hof wieder. Die

Hunde schlugen an und sie stürzten sich auf die Alten, die mit ihren Pilgerstäben hineinkamen.

Sie tun nichts, Gevatterinnen, sie rühren euch nicht an . . . o, ihr Bestien! schrie der Hauswart die Hunde an und fuchtelte mit dem Besen durch die Luft. Sieh einer, ihr seid doch selbst vom Lande, und geht so wütig los auf die Leute vom Lande . . . hier, komm, kusch dich, hol' euch der Teufel.

Die Rüstlersfrau aber fürchtete sich vor den Hunden, fing an zu jammern, setzte sich auf die Bank am Tor und bat den Hauswart sie zu begleiten. Die Tichonowna machte vor dem Hauswart aus Gewohnheit eine Verbeugung, stützte sich auf ihren Stab, stellte sich fest auf ihre Beine, sah, wie immer, ruhig vor sich hin und ließ den Hauswart an sich herankommen.

Zu wem wollen Sie? fragte der Hauswart.

Erkennst du mich denn nicht, guter Freund? Du heißt ja wohl Jegor? . . . sagte die Rüstlersfrau, wir kommen von den Heiligen Gräbern und wollen zur Frau Fürstin.

Aus Illegoschtschi seid Ihr? sagte der Hauswart, vom alten Rüstler die Frau? Schön, gut, gut! Geht in die Stube hinein. Bei uns weist man niemanden ab, und wer ist wohl die Frau?

Er zeigte auf die Tichonowna.

Auch aus Illegoschtschi. Die Frau von Gerassimowitsch, früher Fadjejew, kennst mich ja wohl,

sagte die Tichonowna. Ich bin auch aus Illegoschtschi.

Ei gewiß! aber sag' mir, ist es wahr, daß sie deinen Mann ins Gefängnis gesperrt haben?

Die Tichonowna sprach kein Wort. Sie seufzte nur und schob mit kräftiger Bewegung ihr Bündel und ihren Pelz auf den Rücken.

Die Küstersfrau fragte, ob die alte Fürstin zu Hause sei, und als sie hörte, daß sie da wäre, bat sie, man möge sie anmelden. Dann fragte sie nach dem Sohn, der die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hatte und auf Befürwortung des Fürsten in Petersburg eine Stellung bekommen hatte. Der Hauswart konnte ihr nichts sagen und schickte sie in das Gesindehaus, nach dem ein gepflasterter Weg durch den Hof führte. Die beiden Frauen traten in die Stube — sie war voll von Menschen, Frauen, Kindern, alten und jungen Hofleuten — und verrichteten ihr Gebet in der Ecke, wo das Heiligenbild hing. Die Küstersfrau wurde sofort von der Waschfrau und dem Stubenmädchen der alten Fürstin erkannt; sie umringten sie, bestürmten sie mit Fragen, nahmen ihr das Bündel ab, gaben ihr einen Platz am Tisch und boten ihr einen Imbiß an. Die Tichonowna hatte sich unterdessen vor den Heiligenbildern bekreuzt und alle begrüßt. Nun stand sie an der Tür und wartete darauf, daß man sie an den Tisch bitte. Dicht an der Tür, am ersten Fenster, saß ein alter Mann und machte



Stiefel. Setz' dich, Mütterchen, warum stehst du? Da setz' dich hin. Leg' dein Bündel ab, sagte er.

Man kann sich kaum umbrechen, wo soll sie denn sitzen . . . bring sie doch in die Hinterstube! ließ sich eine Frau vernehmen.

Ei sieh, die Madame von Chalman, sagte ein junger Sakai und zeigte auf den Kleiderbesatz auf Tichonownas Rücken, und die feinen Strümpfe und die feinen Schuhe . . .

Er wies mit dem Finger auf ihre Bastschuhe und Fußlappen hin, die sie für Moskau neu angeschafft hatte.

Du möchtest wohl solche haben, Parascha?

Also ins Hinterzimmer, wenn's sein muß! Komm, Mütterchen, ich bringe dich hin. Und der Alte legte die Pfrieme beiseite und erhob sich; da fiel ihm ein kleines Mädchen in die Augen. Er rief sie heran und sagte ihr, sie möchte die Frau in das Hinterzimmer führen.

Die Tichonowna kümmerte sich nicht um das, was um sie herum und über sie gesprochen wurde, ja, sie sah und hörte gar nichts. Seit dem Augenblick, wo sie das Haus verlassen hatte, war sie durchdrungen von dem Gefühl der Notwendigkeit, sich für Gott zu opfern, und noch von einem anderen Gefühl, von dem sie selbst nicht wußte, wann es in ihre Seele gefallen war, dem Gefühl der Notwendigkeit, eine Bittschrift einzureichen. In dem Augenblick, wo sie aus der guten Leutestube heraus-





ging, trat sie an die Küstlersfrau heran und sagte mit einer Verbeugung:

Vergiß um Gottes willen meine Sache nicht, Mütterchen Paramowna! Frage doch, ob hier nicht jemand . . .

Was sucht denn die Alte?

Sie ist in großer Not, und da haben ihr die Leute geraten, dem Zaren eine Bittschrift einzureichen.

Man führe sie sofort zum Zaren! sagte ein wichtiger Lakai.

Ach, du Narr, du ungehobelter Narr! sagte der alte Schuhmacher, krieg' ich dich mal in meine Hände, ich hoble dich schon glatt, dein Grad soll mich wenig kümmern; sollst mir schon lernen, was es heißt, an alten Leuten den Schnabel wehen . . .

Der Lakai fing an zu schimpfen, aber der Alte kümmerte sich nicht darum und führte die Tichonowna in das Hinterzimmer.

Die Tichonowna war froh, daß man sie aus dem Leutezimmer herausgetrieben und in die hintere, die Kutscherstube, gebracht hatte. Im Vorderzimmer war alles gar so sauber, und die Leute waren so sauber; die Tichonowna hatte sich gar nicht wohl gefühlt. In der Kutscherstube sah es so aus, wie im Bauernhäuschen, und die Tichonowna fühlte sich hier behaglicher. Es war eine dunkle Stube aus Erlenholz, acht Ellen groß, mit einem großen Ofen, mit Britschen und Schlafstellen

und einer neuen Decke und mit einem neuen Fußboden, der aber tüchtig beschmutzt war. In dem Augenblick, wo die Tichonowna in die Stube kam, war die Köchin drin, ein wohlbeleibtes Weib mit frischen roten Backen. Sie stand da, die Ärmel ihres Kittunkleides zurückgestreift, und schob mühsam mit einer Küchengabel einen Topf im Ofen hin und her. Dann ein junger Bursche, ein Kutscher, der sich im Balalajkaspiel übte, und ein alter Mann mit einem unrasierten, weichen, weißen Bart. Er saß auf der Britsche mit seinen nackten Füßen, hielt Seidenzwirn im Munde und nähte etwas Zartes und Feines. Dann ein zerlumpter, schwarzer, junger Mensch mit einem dicken Gesicht. Er saß im Hemd und blauen Hosen auf der Ofenbank, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in beide Hände gelehnt und kaute Brot.

Die kleine Nastja mit den leuchtenden Augen lief mit ihren leichten, nackten Füßen vor der Alten her, riß die Tür auf, die vom Dunst festgequollen war, und piepste mit ihrem zarten Stimmchen:

Tante Marina, Simonntsch schickt dir diese Frau, du sollst ihr zu essen geben. Sie ist aus unserer Gegend, sie besucht mit der Paramonowna die Heiligengräber. Der Paramonowna haben sie Tee gegeben, die Wassjewna hat sie rufen lassen . . .

Das kleine Plaudertäschchen hätte noch lange so fortgesprochen — die Worte flossen ihr nur so vom Munde, und sie hatte offenbar Freude daran,

sich selber zu hören — aber Marina schrie sie ärgerlich an. Sie stand schwitzend am Ofen und hatte Mühe, den Topf mit der Kohlsuppe, der an der Platte festklebte, loszulösen.

Laß mich zufrieden, hör' auf zu schwätzen! Wem soll ich noch zu essen geben? Es reicht kaum für die eigenen Leute . . . Plaß' meinnetwegen! schrie sie den Topf an, der beinahe umgefallen wäre, als sie ihn von der Stelle fortrückte, an der er festklebte.

Als ihr aber der Topf keine Sorge mehr machte, sah sie sich um, und als sie die stattliche Tichonowna mit ihrem Bündel und in der echten Dorfkleidung sah, wie sie da stand und sich vor den Heiligenbildern bekreuzte und tief verneigte, schämte sie sich ihrer Worte; sie schien die Arbeit, die sie plagte, gewissermaßen abzuschütteln, griff mit der Hand nach der Brust an die Stelle, wo unter dem Schlüsselbein ihr Kleid durch Knöpfe geschlossen wurde, stellte fest, daß es nicht offen war, griff sich an den Kopf, zog von hinten den Knoten des Tuches fest, das sie um den geölten Kopf geschlungen hatte, und stand da, auf die Ofengabel gestützt, der Begrüßung der stattlichen Alten harrend. Die Tichonowna verbeugte sich zum letztenmal tief vor den Bildern, wandte sich um und verneigte sich nach drei Seiten.

Grüß Gott, guten Tag! sagte sie.

Sei mir willkommen, Tantschen, sagte der Schneider.

Dank, Mütterchen. Leg' dein Bündel ab, hier=

hin, hier! sagte die Köchin und zeigte auf die Bank, auf der der zerlumppte Mensch saß. Rüd' dich doch! Sitzt da, als ob er erfroren wäre, wahrhaftig!

Der Zerlumppte runzelte noch zorniger die Stirn, dann erhob er sich und rüdte ab. Er verwandte kein Auge von der Alten und hörte nicht auf zu kauen. Der junge Kutscher verneigte sich, hörte auf zu spielen und schraubte die Saiten seiner Balalajka fest. Er sah bald die Alte, bald den Schneider an und wußte nicht, wie er sich zu der Alten verhalten sollte: ob respektvoll, wie er für nötig hielt, weil die Alte ganz so gekleidet war, wie die Großmutter und die Mutter bei ihm zu Hause (er stammte von Bauern und war jetzt Vorreiter), oder spöttelnd, wozu er Neigung hatte, und was auch seiner augenblicklichen Stellung, seiner blauen Jade und seinen Stiefeln zu entsprechen schien. Der Schneider blinzelte mit einem Auge und schien zu lächeln, während er einen Seidenfaden zwischen den Lippen nach einer Seite zog, und sah auch die Alte an. Marina ging daran, einen zweiten Topf aufzustellen, aber auch während der Arbeit betrachtete sie die Alte, wie sie frisch und geschickt ihr Bündel herunternahm und vorsichtig darauf achtete, niemanden zu stoßen, und es unter die Bank legte. Nastja kam herangelaufen, um ihr zu helfen: sie zog die Stiefel unter der Bank hervor, die dem Bündel im Wege waren.

Onkelchen Pantraz, wandte sie sich an den mürrischen Menschen, ich stell' die Stiefel hierher. Tut doch nichts?

Der Teufel mag sie holen, wirf sie meinerwegen in den Ofen! sagte der Mürrische jetzt und warf sie in den anderen Winkel.

Ein kluges Kind, die Nastja, sagte der Schneider, einem Menschen, der auf der Wanderung ist, muß man Ruhe geben, verstehst du!

Christus gebe dir die Seligkeit. So ist's hübsch, sagte die Tichonowna. Wir haben dich beunruhigt, guter Mann . . . wandte sie sich an Pantraz.

Tut nichts, sagte Pantraz.

Die Tichonowna setzte sich auf die Bank, zog ihren Pelz aus, legte ihn sorgfältig zusammen und begann, ihr Schuhwerk abzulegen. Zuerst band sie den Besatz los, den sie selbst, nur für ihre Pilgerfahrt, fein sauber gestrikt hatte, dann löste sie sorgfältig die weißen Fußlappen aus Lammwolle, glättete sie sorgfältig und legte sie auf ihr Bündel. Während sie das Schuhwerk von dem zweiten Fuße nahm, war der ungeschickten Marina wieder ein Topf kleben geblieben und übergelaufen. Und wieder begann sie zu schimpfen und ihn mit der Ofengabel hin und her zu zerren.

Die Platte muß ausgebrannt sein, Mädchen, sagte die Tichonowna, man muß sie wieder schmieren.

Wann soll man hier schmieren! Der Schornstein



hört nicht auf zu rauchen . . . Zweierlei Essen kocht man Tag für Tag. Ist das eine fertig, fängt das andere an.

Weil nun Marina sich beklagte über das Essen und die ausgebrannte Platte, trat der Schneider für die Ordnung im Hause der Tschernyschews ein und erzählte, sie seien unerwartet nach Moskau gekommen, und im Laufe von drei Wochen habe man das ganze Gesindehaus erbaut und den Ofen gesetzt, und es seien doch an hundert Leute im Haus, die ja alle essen müßten.

Das ist ja wahr, da gibt's viel Arbeit, der Haushalt ist groß, bestätigte die Tichonowna.

Wo führt dich Gott her, Großmütterchen? fragte jetzt der Schneider.

Die Tichonowna begann sofort, während sie sich weiter auszog, zu erzählen, wo sie herkomme, wo sie hinwolle und wie sie wieder nach Hause wollte. Von der Bittschrift sagte sie kein Wort. Die Unterhaltung brach gar nicht ab. Die Alte erzählte dem Schneider alles, was ihre Verhältnisse betraf, und erfuhr von ihm alles über die ungeschickte, hübsche Marina: daß ihr Mann Soldat sei und sie dann Köchin geworden war; daß der Schneider die feinen Anzüge mache für die Kutscher, die die Herrschaft bei der Ausfahrt begleiten, daß das Mädchen, das der Haushälterin Botengänge mache, ein Waisenkind sei, und daß der verlumpte, mürrische Pantraz bei dem Verwalter Iwan Wassiljewitsch im Dienst



stehe. Pantraz ging aus der Stube heraus und warf die Tür zu. Der Schneider erzählte, er sei schon immer ein grober Kerl gewesen, heute sei er ganz besonders grob, weil er gestern beim Verwalter Fensterscheiben zerbrochen und heute dafür im Stalle Prügel bekommen solle. „Iwan Wassiljewitsch wird gleich kommen, dann bringen sie ihn hin, und er bekommt seine Prügel. Er war Kutschergehilfe, er ist von Leuten aus dem Dorf und wurde erst Borreiter, jetzt, wo er größer ist, hat er nichts zu tun, als die Pferde zu putzen und die Balalajka zu tragen. Er ist kein großer Künstler . . .“



## Inhalt

Der Tod des Iwan Iljitsch . . . . .	1
Wandelt, dieweil ihr das Licht habt . . . . .	115
Der Herr und sein Knecht . . . . .	211
Die Defabrikanten . . . . .	307



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

## Eugen Diederichs Verlag in Jena

---

### Leo N. Tolstoj, Novellen

Leo N. Tolstoj, Der Morgen des Gutsherrn.

Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marqueurs. Luzern. Albert. Zwei Husaren.

Leo N. Tolstoj, Die Kosaken. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Die Kosaken. Drei Tode. Der Schneesturm.

Leo N. Tolstoj, Sewastopol. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Sewastopol. Ein Überfall. Der Holzschlag. Begegnung im Felde.

Leo N. Tolstoj, Ehglück. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Ehglück. Politikuscha. Leinwandmesser.

Leo N. Tolstoj, Der Herr und sein Knecht. Brosch.

M. 3.—, geb. M. 4.—

Inhalt: Der Tod des Iwan Iljitsch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt. Der Herr und sein Knecht. Die Dekabristen.

---

### Leo N. Tolstoj, Romane und Dramen

Leo N. Tolstoj, Anna Karenina. 3 Bde. Brosch. M. 12.—,

geb. M. 15.—

Leo N. Tolstoj, Krieg und Frieden. 4 Bde. Brosch.

M. 12.—, geb. M. 16.—

Leo N. Tolstoj, Lebensstufen: Kindheit. Knabenalter.

Jünglingsjahre. 2 Bde. Brosch. M. 4.—, geb. M. 6.—

Leo N. Tolstoj, Auferstehung. 3 Bde. Brosch. M. 6.—,

in 2 Bde. geb. M. 8.—

Leo N. Tolstoj, Die Kreuzersonate. Mit Nachwort.

Brosch. M. 1.20, geb. M. 2.—

Leo N. Tolstoj, Dramatische Dichtungen. Brosch.

M. 2.50, geb. M. 3.50

Inhalt: Die Nacht der Finsternis. Die Früchte der Bildung. Der erste Branntweinbrenner.

---

Jedem Band geht eine Einleitung voraus, die in gedrängter Kürze das Notwendige über die Entstehung, über die Zeit der Abfassung und den Zusammenhang mit dem Gesamtcharakter des Dichters und seinen persönlichen Schicksalen klarlegt.

## Eugen Diederichs Verlag in Jena

---

### M. Gorjki, Novellen

- M. Gorjki, *Einſt im Herbf.* Mit Porträt. Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—  
Inhalt: Einſt im Herbf. Konowalow. Der Bagabund. Auf den Flößen.
- M. Gorjki, *In der Steppe.* Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—  
Inhalt: In der Steppe. Malwa. Bolesj. Ehepaar Orlow. Raubbein. Das Lied vom Falken.
- M. Gorjki, *Die alte Iſergil.* Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—  
Inhalt: Die alte Iſergil. Aus Langeweile. Tſchellafch. Mein Begleiter. Makar Tſchudra. Der Chan und ſein Sohn. Die Buſenfreunde.
- M. Gorjki, *Gewefene Menſchen.* Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—  
Inhalt: Gewefene Menſchen. Die Blinden. Semeljan Pilaj. Mein Reiſebegleiter.
- M. Gorjki, *Im Gram.* Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—  
Inhalt: Im Gram. Der Irrtum. Der Tunichtgut. Die Sechszwanzig und die Eine. Die Straffahrt.
- M. Gorjki, *Frühlingsſtimmen.* Broſch. M. 2.—, geb. M. 3.—  
Inhalt: Frühlingsſtimmen. Vom lügenhaften Zeiſig und wahrheitsliebenden Specht. Großvater Archip und Lenjka. Jugendfreunde. Kain und Artem. Die Geſchichte mit dem Silberſchloß. Jahrmarkt in Goltwa.

Neue Pädagog. Zeitung: Man nehme von ſeinen Erzählungen zur Hand, welchen Band man wolle und man wird gefeſſelt ſein von allen den mannigfachen Bildern, welche uns der Dichter entrollt. In bunter Reihe verſetzt er uns in die Steppe, ans Meer, in die Gaſſen der Großſtadt und ins Fabelreich. Bagabunden, Zigeuner, Tartaren, Bäckergeſellen, Koſaken, Kleinruſſen, Juden, Schiffer, Handwerker, Hirten ziehen an uns in bunter Reihenfolge vorüber und das Bewunderungswertefte: Jede dieſer Geſtalten hat eine Seele, ein Schickſal, ſie leben vor uns auf und wir leben mit ihnen.

---

### M. Gorjki, Romane

- M. Gorjki, *Die Drei.* Ein Roman. 2. Auflage. 4. und 5. Tauſend. Broſch. M. 4.—, geb. M. 5.—



## Eugen Diederichs Verlag in Jena

---

### U. Eschehoff, Humoristische Skizzen

- U. Eschehoff, Ein bekannter Herr. Humoristische Geschichten. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Inhalt: Ein bekannter Herr. Eine Schutzlose. Einmal im Jahr. Die Verleumdung. Isss! Plappertasche. Kaschtanka. Die Apothekerin. Der Dicke und der Dünne. Nur seine Frau. Grischa. In der Sommerfrische. Ein Chamäleon. Das schwedische Zündholz. Der Orden. Rache. Der teure Hund. Eine problematische Natur. Ein Verhängnis. Die Sirene. Der Löwen- und Sonnenorden. In der Barbierstube. Ein Ereignis. Der Ruß. In den Chambregarnies. Ohne Auslagen. Der böse Knabe. Auf der Post. Der Repetitor.

- U. Eschehoff, Das skandalöse Kunstwerk. Humoristische Geschichten. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Das skandalöse Kunstwerk. Im Schlamm. Der Student. „Vater werden ist nicht schwer“. Betrunken. Ein Familienrat. Im Finstern. Eine Tochter Albions. Der Untersuchungsrichter. Mnemotechnik. Bleckopf. Die Choristin. Die Erzählung der Frau von N. Unteroffizier Prischibjew. Zwei Schönheiten. Dieses Publikum! Starke Empfindungen. Die teuren Stunden. Guffew. Austern.

---

### U. Eschehoff, Novellen

- U. Eschehoff, Die Bauern. Erzählungen. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Die Bauern. Die Dame mit dem Hündchen. La und Wa. Der Namenstag. Das Ehrenwort. Wanja. Der Haß. Schlafen.

- U. Eschehoff, Kleinstadtleben. Erzählungen. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Im Krankensaal Nr. 6. Wolodja. Zu Hause. In der Schlucht.

---

### U. Eschehoff, Dramen

- U. Eschehoff, Dramen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Inhalt: Drei Schwestern. Onkel Wanja. Die Möwe.  
Die Dramen sind auch einzeln zum Preise von je M. 1.— zu haben.

## Eugen Diederichs Verlag in Jena

---

v. Stendhal (Henry Beyle), Rot und Schwarz. (Bd. I/II) Übertragen von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—

---

v. Stendhal (Henry Beyle), Über die Liebe. (Bd. III) Übertragen von Arthur Schurig. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—  
Aus dem Inhalt: Über das Schamgefühl. Die Augensprache. Vom weiblichen Stolze. Vom Mute der Frauen. Von der Hingabe. Von der Eifersucht. Vom Streit in der Liebe. Minnegericht. Frauenerziehung. Werther und Don Juan usw.

---

v. Stendhal (Henry Beyle), Renaissance = Novellen. (Bd. IV) Übertragen von M. von Münchhausen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

---

v. Stendhal (Henry Beyle), Bekenntnisse eines Egotisten. (Bd. V) Selbstbildnis Beyles aus seinen Briefen, Tagebüchern und autobiographischen Fragmenten. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet v. Arthur Schurig. Mit Porträt. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—

---

v. Stendhal (Henry Beyle), Die Kartause von Parma. (Bd. VI) Roman. Übertragen von Arthur Schurig. (Erscheint Frühjahr 1906)

---

Friedrich Nietzsche urteilte 1885 über Stendhal: Stendhal, das letzte große Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren geben muß, als einem erkennenden, vorwegnehmenden Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschiert ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Jetzt, wie gesagt, kommandiert er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten. Es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahezu kommen, wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker aus Stel, Rätselrater und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft und der tiefen Seelen stehenzubleiben! Diese Noblesse des Schweigenkönnens, Stehen-Bleiben-Könnens hat er z. B. vor Michelet und sonderlich vor den deutschen Gelehrten voraus.

na

h war;  
Brosch.

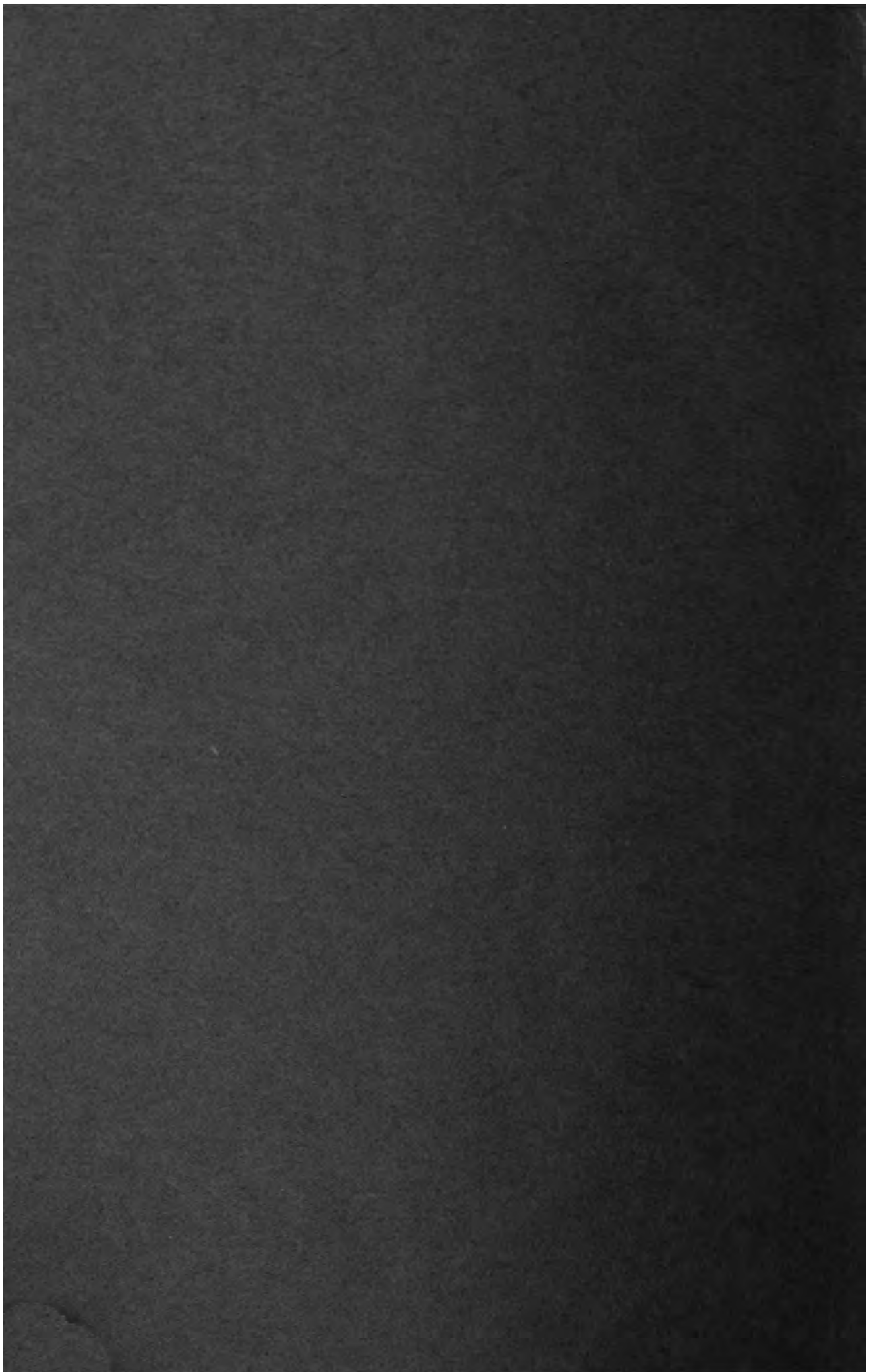
Liebe  
M. 5.-  
Ansprache  
Hingabe  
Frauen

No  
Brosch.

eines  
i, Tage  
gen und  
R. 6.-

von  
(Gr)

hal:  
der  
B, die  
voles-  
pulest  
t er,  
chter  
ege-  
ans  
ro-  
rin  
nit  
u-  
id





1604



